HIE GUT WÜRTTEMBERG ALLEWEGE!

Library
of the
University of Wisconsin

Hie gut Württemberg allewege!

Ein litterarisches Jahrbuch aus Schwaben

Erster Band

Der Reinertrag dieses Bandes ist für die Hagelbeschädigten Württembergs und Badens bestimmt

Heilbronn
Verlag von Eugen Salzer
1898

Schell'sche Buchdruckerei (Kraemer & Schell) Heilbronn
Papier von J. G. Kuder, Heilbronn

78120
APR 14 1904
X47X
H53
1

Seiner Majestät

König Wilhelm II

in schwäbischer Treue

ehrfurchtsvoll gewidmet

Der Herausgeber

Vorwort

Als ich nach dem furchtbaren Unwetter, das dieſen Sommer über unſer geſegnetes Württemberger Unterland hereingebrochen iſt, mit einem Freunde durch die verheerten Fluren wandelte und das große Elend und den Jammer unſerer ſchwer betroffenen Landsleute mit anſah, machte es ſich jeder von uns zur Pflicht, dem Elend nach Kräften zu ſteuern.

Ein von mir längſt gehegter Gedanke, ein Sammelwerk ſchwäbiſcher Dichter und Denker herauszugeben, wurde da zur That. Ich dachte mir keine beſſere Einführung des Werkes als die, daß es ſich mit dieſem ſeinem erſten Band in den Dienſt der Nächſtenliebe ſtellt und den Reinertrag den Hagelbeſchädigten zukommen läßt.

Wohl war die Zeit kurz bemeſſen, und die Zweifel, die manch einem der Mitarbeiter aufſtiegen, ob das Werk in dieſer Zeit zu Stande kommen könnte, teilte auch ich. Allein ich rechnete mit der Opferwilligkeit meiner Landsleute und da habe ich mich nicht getäuſcht. Der Gedanke fand allerorts freudigen Widerhall. Auch da, wo ich wegen anderer dringender Arbeiten eine abſchlägige Antwort erhielt, durfte ich den Troſt einer warmen Sympathie für dieſes Werk einſtecken und erhielt wenigſtens eine prinzipielle Zuſage für die noch etwa folgenden Bände.

Allen Denen, die in ſo hochherziger Weiſe dieſes Liebeswerk unterſtützten, ſei auch an dieſer Stelle mein herzlichſter Dank ausgeſprochen.

Ein eigentliches Programm für die weiteren Bände will ich nicht aufſtellen. Erwähnen möchte ich nur, daß ich außer den litterariſchen und künſtleriſchen Beiträgen auch muſikaliſche ins Auge gefaßt habe. Ich glaube auf dieſe Weiſe dem Gedanken, ein Spiegelbild unſeres ſchöngeiſtigen Lebens zu geben und einen Heimgarten für dasſelbe zu ſchaffen, noch näher kommen zu können.

Der erſte Band, der ein Zeugnis davon ablegen ſoll, daß wir unſerer Chriſtenpflicht bewußt ſind, kann wohl nicht beſſer beſchloſſen werden, als mit der in ſchlichte Poeſie geſetzten Legende eines alten, ſinnigen Weihnachtsliedes. Möge der herrliche Weihnachtsgruß „Friede auf Erden" im kommenden Jahre ſich immer mehr bewahrheiten, möge vor allem unſer Volksleben der Geſundung entgegengehen. Dazu wollen auch wir nach Kräften unſer Scherflein beitragen. Wie dem auch ſei, wir Schwaben wollen treu zu König und Vaterland ſtehen unter dem alten Wahlſpruch:

Hie gut Württemberg allewege!

Heilbronn, Oktober 1897.

Eugen Salzer

Inhalt

Seite

Es und ich. Von **Isolde Kurz** 1

Horizont. Gedicht von **Karl Weitbrecht** 12

1. Schwäbische Lieder von **Eduard Biller**

D Mitbringete 13

D Mueter wills net hau 14

Was gucket die Maidle? 15

s Dächsle und s Annele 16

Vergeblichs Liebeswerbe 17

Em Jakob seine Fei'd 18

2. Hochdeutsche Lieder von **Eduard Biller**

Heimkehr 19

Sommerfrische 20

Wiedersehen 20

Abendfrieden 21

Jugendherrlichkeit 22

Einem jungen Mädchen 22

Hölderlin und Nietzsche. Von **Theobald Ziegler** 23

Uhlandbriefe von **J. Hartmann** 45

Gedichte von **Eduard Paulus**

Heimkehr 57

Die letzte Schwalbe 57

Vergangen. Gedicht von **Adolf Marquardt** 59

Die Aesthetik des täglichen Lebens. Von **Carl Weitbrecht** . . 63

Ein ungedruckter Brief Eduard Mörikes. Von **Rudolf Krauß** . 87

Was se der Houfgarte z' Ähringe alles verzeihlt. Von **Wilh. Schrader** 93

Seite

Gedichte von **Guſtav Seuffer**

Herztaufigs liabs Schätzle 131
Wart Mädle, Du verliabſt de noh 132
I wär' halt eba arg derfür 133
Schwäbiſch Hoimweh 133
Prinz Eugen und der ſchwäbiſche Konſtabler vor Belgrad . 133
Daß ma' mit ſei'm Weib guat auskommt 134

Allerlei aus dem Volksmund. Plauderei von **Rich. Weitbrecht** 135

Gedichte von **Rudolf Krauß**

Cäſarenwahnſinn 148
Und dennoch! 151

Eine württembergiſche Adelsakademie. Von **Eugen Schneider** . 152

Gedichte von **Cäſar Klaiſchlen**

Februarzeiten 168
Im Spiel des Lebens 169
Wie es geht 172

Ernſt Friedrich Kauffmann. Von **B. A. Köſtlin** 173

Der Mutter Abendſegen. Gedicht von **Eduard Eggert** . . . 198

Mein verunglücktes Orgelſpiel. Von **Mathilde Franck** . . . 201

Gedichte von **Eugen Keller**

's Jungg'ſelle Cheiſchtdag 213
Nöch Feieröbed 214
Hoimweh 215

Schwäbiſche Art. Von **O. Kirn** 216

Aus jungen Jahren. Gedichte von **Auguſt Wintterlin** . . . 231

Das Stuttgarter Hoftheater unter König Wilhelm II. Von **Adolf Palm** 235

Drei Briefe des Bildhauers Johann Heinrich Dannecker ꝛc. Von **A. Wintterlin** 259

Friede. Gedicht von **K. Siegler** 265

Der reiſende Selbſtmörder. Von **Paul Lang** 267

Das alt katholiſch Trieriſch Chriſt liedlein von **Thereſe Köſtlin** 298

Maleriſche Motive aus Württemberg von **O. Rauth** 13. 93. 131. 213.

Aus Studienmappen ſchwäbiſcher Künſtler von **Rob. Haug, G. Kampmann, G. Schönleber, Chr. Speyer** 57. 128. 152. 264.

Es und ich

Von Isolde Kurz

(Florenz)

Es giebt eine Gottheit, die von Allen gesucht wird und die immer unerkannt über die Erde geht. Sie ist von unbegreiflich flüchtiger Substanz, und ihr Wesen zeigt sich nur im immerwährenden Versteckensspielen und sich Verkleiden; ihre wahre Gestalt hat kein Sterblicher jemals gesehen. Menschen und Völker setzt sie in Bewegung und rastet niemals. — Da sie keinen sicheren Namen hat, habe ich sie Es genannt.

Man halte es nicht für Anmaßung, daß ich Es und mich in einem Atem nenne, denn wir beide gehören unzertrennlich zusammen. Habe ich doch Es nie anders als in Verbindung mit mir gekannt und kann mir gar nicht vorstellen, wie Es aussehen würde, wenn ich nicht wäre. Hinwiederum existiere ich nur in Beziehung auf Es, und wenn ich von meiner Person reden will, kann ich nicht anders sagen als: Es und ich.

Ich erinnere mich ganz genau: mein erster Begriff, als ich denken lernte, und, noch ehe ich denken konnte, meine erste Vorstellung war Es. Niemand hatte mir je davon gesagt, aber

ich wußte, daß Es vorhanden iſt, ich hatte dieſe Kenntnis aus dem Mutterleibe mitgebracht.

Immer, wo es recht merkwürdig und geheimnisvoll ausſah, da ſuchte ich Es. Wenn irgendwo ein rotes Lämpchen brannte, blieb ich ſtehen um auf Es zu warten. Hinter dem Zelttuch wandernder Zigeuner ſaß Es gerne, doch wollte man mir nie erlauben, das Tuch zu lüpfen.

Zum erſtenmal erkannte ich Es leibhaft in der Geſtalt eines Kochlöffels. Den hatte ich ganz neu aus der Küche entwendet und in einem Neſſelbuſch verſteckt, denn ich wollte für mich und den Bruder ein Häuschen unter der Erde bauen, zu dem die Großen keinen Zutritt haben ſollten. Um es einzurichten brauchte ich verſchiedene Dinge, vor allem den bewußten Kochlöffel. Zuweilen zog ich ihn heimlich aus dem Verſteck hervor und ſchwelgte in ſeinem Anblick. Es war ein Zauberſtab, denn ſobald ich ihn in Händen hielt, war das Häuschen ſchon fertig mit vielen niedlichen blitzblanken Sächelchen drin; es hatte ein Dach aus Erde, über dem der Neſſelbuſch wuchs, und eine ganz kleine Küche, in der ich für mich und den Bruder kochte. Eines Tages aber fand mich die Köchin bei meinem Schatz, ergrimmt entriß ſie mir den Löffel, nach dem ſie lange geſucht hatte, und augenblicklich verſank das Häuschen mit allem was drin war in den Boden. Später wurde mir zwar auf Befehl der Mutter der Löffel zurückgegeben, aber jetzt war er nur noch ein Stück Holz, und ich konnte das wunderbare Häuschen niemals wieder aufbauen.

Ich kann mich nicht mehr an all die verſchiedenen Geſtalten erinnern, in denen Es danach mir wieder erſchien. In verſchnürten und verſiegelten Schachteln, die der Poſtbote brachte, war ſein Lieblingsaufenthalt, aber regelmäßig beim Oeffnen entflog es.

Bei Nacht war Es mir meiſtens ganz nahe. Ich lag in meinem Bettchen, auf dem Tiſch brannte ein Nachtlicht, und die Großen ſprachen mit gedämpfter Stimme. Dabei wurde mir ſeltſam ahnungsvoll zu Mut, und nun begann das Lichtlein zu flackern und gab im Ausgehen ein praſſelndes Geräuſch von ſich. Dieſes Praſſeln war wie ein Signal, ich wußte, jetzt geht ſogleich die Thüre auf und herein kommt Es. Doch im Augenblick, wo das geſchah, war ich auch ſchon eingeſchlafen, deshalb konnte ich Es niemals von Angeſicht ſehen. Aber noch jetzt, wenn es mir gelegentlich beikommt, ein Nachtlicht brennen zu laſſen und ich wache in tiefer Nacht an dem Gepraſſel auf, ſo iſt mirs, als ſei jetzt Es ſoeben durchs Zimmer gegangen.

Unter dem Weihnachtsbaume habe ich Es wohl des öfteren leibhaft ſitzen ſehen, aber während die Lichter abbrannten, ſchlich es ſtill hinaus. Dagegen wohnte es in der Woche vor Weihnachten ſtändig im Hauſe, nur durfte man es alsdann nicht ſehen. Es ſtak in abgeſchloſſenen Schubladen, aus denen zuweilen ein Endchen Goldfaden oder ein Fetzen bunten Seidenzeugs heraushing, man ahnte ſeine Nähe hinter der Schrankthür, wo beim Auf- und Zumachen Gold- und Silberflitter kniſterten, aber wollte man Es durch einen Thürſpalt oder ein Schlüſſelloch belauſchen, ſo wurde man von den Großen ärgerlich weggeſtoßen.

Geduld, dachte ich, ſpäter, wenn ich groß bin, wird Es beſtändig um mich ſein. Dies war eine unumſtößliche Gewißheit; wie Es ausſehen ſollte, fragte ich mich nicht, aber kommen mußte Es.

Ein äußerer Umſtand gab der Vorſtellung mit der Zeit eine beſtimmtere Richtung. Ein Freund der Familie, der in Smyrna wohnte, ſchickte alljährlich um dieſelbe Zeit ein Kiſtchen voll getrockneter Feigen nebſt einigen Fläſchchen Roſenöl,

die mit Goldbuchſtaben bemalt waren. In dieſen Kiſtchen zwar wohnte Es niemals, wir wußten zu genau im Voraus, was es enthielt und ſogar wie es verpackt war. Aber das Kiſtchen erregte entzückende Bilder von dem Land, das ſolche Herrlichkeiten hervorbrachte. Und wenn Es fortan darauf beſtand, ſich nicht zu zeigen, ſo tröſtete ich mich, es müſſe wohl jenſeits eines weiten Meeres in Smyrna ſein.

Welch ein ſeltſames Geſicht machen doch zuweilen die Buchſtaben, wenn ſie zu einem Namen zuſammentreten. Es iſt als ſehe man durch eine unendliche Tiefe in das innerſte Weſen der Dinge hinein. Ich nehme es keinem übel, wenn er ſich in den wohlklingenden Namen eines Mädchens verliebt.

Aehnlich erging es mir mit Smyrna, und aus tiefer, andächtiger Bewunderung vermied ich es, den Namen zu nennen. Aber jenſeits unſres Fluſſes lag eine Ortſchaft, welche Sirnau hieß — ich habe ſie, nebenbei geſagt, niemals geſehen. — Um Smyrna nicht zu profanieren, redete ich, wo ich nur konnte, von Sirnau. Den Waldſtreifen zwiſchen jener Ortſchaft und dem Fluß nannte man das Sirnauer Wäldchen. Im Sommer führten unſere Wärterinnen uns zuweilen dort hinüber. Der Fluß rann an dieſer Stelle ganz ſeicht über ſilberhelle Kieſel; die Mädchen brauchten nur ihre Röcke zu ſchürzen um hindurch zu waten, uns Kleinen zog man einfach die Kleider aus. Dieſen Waldboden betrat ich nie ohne ſchauerndes Entzücken, als ob es ein heiliger Grund wäre, denn einige Aehnlichkeit, dachte ich, müſſe Sirnau doch mit Smyrna haben. Einmal zeigte man mir dort ein Eichhörnchen, das an einer Eichel knapperte, und alsbald bevölkerte meine Phantaſie ganz Smyrna mit Eichhörnchen, die auf gläſernen mit Gold bemalten Türmen ſaßen und Feigen herunterwarfen, klare Flüſſe, die nach Roſenöl dufteten, rannen daneben, und dies war Es.

Die Strecke bis ins zehnte Jahr war unendlich; als ich einmal die berühmte Null erreicht hatte, kam die ganze Sache ins Rollen. Ich lachte jetzt über Smyrna und die Eichhörnchen, wie ich ſchon früher über den Kochlöffel gelacht hatte. Ich wußte jetzt, Es iſt überall, es kommt nur darauf an, Es zu finden, und dazu braucht es den flüchtigſten aller Renner.

Ach, ich habe manches raſche Roß beſtiegen, bin bei Tage und auch bei Nacht in Ebenen und Waldſchluchten herumgeſtreift, aber Es habe ich niemals erjagt. Es war immer auf der Flucht vor mir und wußte ſich ſo zu verſtecken, daß ich auch nicht einmal den Saum ſeines Gewandes faſſen konnte. Und wenn Es mir jemals über den Weg lief, ſo trug es Kleider, in denen ich es nicht erkannte.

Und doch gab es in der kleinen Stadt, wo ich zu Hauſe war, eine Räumlichkeit, in der es gern verweilte. Der Weg dahin führte über einen hochgelegenen, mit Bäumen beſetzten Platz, deſſen eine Seite ein lang geſtrecktes maſſives Steingebäude einnahm. Dort ſtieg man drei Stufen zu einer breiten Hausthür hinauf und im Innern zur rechten Hand zwei hölzerne Stufen hinunter, dann fand man ſich vor einem niederen Pförtchen. An zwei Abenden tönten hinter dieſer Pforte ſonderbare wimmernde und jubelnde Laute, ſie kamen vom Stimmen der Violinen her, die Knaben und Mädchen zur Tanzſtunde riefen. Mit welchen Ahnungsſchauern folgte ich zwölfjährig dem Lockruf der Geigen, wenn ſie riefen: Es iſt da! Es iſt da! — Und Es war wirklich da, der grobgetünchte Saal mit den rohen Holzbänken war ganz von ſeiner Gegenwart ausgefüllt. Es tanzte auch mit, aber in ſo unbegreiflich verſchlungenen Figuren, daß ich ſeinen Anblick niemals erhaſchen konnte. Es duckte ſich in Ecken und heimliche Winkel, ſchlang ſich an den hölzernen Säulen vorüber und wollte meinem Auge

niemals Stand halten. Ob es den Andern, die dort tanzten, je ſeinen Anblick gegönnt hat, habe ich nicht erfahren.

Am unglücklichſten war ich an den Sonntagen, denn ich glaubte lange, dies ſei die Zeit, wo Es ſich am liebſten blicken laſſe, weil ich ſah, daß auch Andere darauf warteten. Darum zog ich mich jedesmal feſtlich an, um Es würdig zu empfangen, aber ausgehen mochte ich nicht, ich wußte ſchon, Es miſcht ſich nicht gern unter die Sonntagsmenge, und wenn Es mich finden wollte, konnte es ja eben ſo gut in meine Wohnung kommen. Aber ich ſaß viel am Fenſter, damit Es wenigſtens den Weg nicht verfehlte. Solche Sonntage hatten zehnmal ſo viel Stunden wie ein anderer Tag. Da ſah ich dann abends die Leute nach Hauſe kommen, ſie machten ſich breit und thaten alle, als hätten ſie Es geſehen. Und ich, ich kam mir verlaſſen vor wie ein Findling; ich meinte, alle Menſchen trügen ein hohes, unbegreifliches Glück nach Hauſe und ich allein ſei leer ausgegangen. Fragte ich aber, was ſie erlebt hätten, ſo antworteten ſie, ſie hätten Käſe gegeſſen und Bier getrunken und wären ſehr vergnügt geweſen.

Vergnügt! Wie habe ich von jeher dieſes Wort gehaßt. Wo Es nicht iſt, wie kann die Seele da Genüge finden. Und wo Es wirklich wäre, welches Wort wäre hoch und tief genug um ihr Entzücken auszuſprechen.

An ſonnigen Oſter- und Pfingſtmorgen, wenn die Glocken zuſammenläuten, kann ich mich des Wartens auf Es bis zum heutigen Tag nicht völlig entſchlagen.

Wunderliches Ding, dieſes Es! Einmal war es gar in ein kleines Kreuzchen aus Bergkriſtall eingezogen, nach dem ich eine Zeit lang heftiges Verlangen trug. Dort muß es ihm ſogar ſehr wohl geweſen ſein, denn es wohnte geraume Zeit in dem Kreuzchen. Freilich war es kein gewöhnliches Schmuck-

ſtück, ſondern ſtellte in meiner Einbildung zugleich das Südliche Kreuz vor, das mir, ſeitdem ich im Kosmos geleſen hatte, wie das Bild eines Geliebten in der Seele glühte. Das Kreuzchen wurde mein, aber während es an meinem Halſe hing, oder in der Schatulle lag, ging langſam eine ſonderbare Veränderung mit ihm vor. Es ſchwand nämlich immer mehr, nicht an Umfang, ſondern an Realität, ich hielt es oft betrübt und zweifelnd in der Hand und begriff nicht, wo es eigentlich hinkam. Man konnte es noch ſehen und taſten, aber es war am Ende ſo gut wie nicht mehr vorhanden.

Von jener Zeit an verſtand ich das Märchen vom Teufelsgolde: Die materiellen Güter ſind überhaupt keine realen, ſie verſchwinden, ſo bald man ſie beſitzt — nur Es, das wechſelvolle, unbegreifliche bleibt immer weſenhaft und gleich verlangenswert.

Wie viel Enttäuſchungen, Zorn und Kummer hat Es mir noch fernerhin auf meinem Lebensweg bereitet! Ich will nicht von ſeiner Tücke reden, daß es ſich bisweilen in ein menſchliches Geſicht verſteckte und mit keiner Gewalt von da zu vertreiben war, bis es eines Tages von ſelber wieder auszog, — ich wußte nicht wie und warum, nur daß der Menſch plötzlich ausſah wie Jedermann. Das Seltſamſte und Unheimlichſte war, daß Es Menſchen und Dingen den Raum verſperrte. Die Dinge, die ſich für real ausgaben, waren eigentlich gar nicht, und die Menſchen die beachtet ſein wollten, waren ebenſowenig; ſie hatten wie Schatten nur zwei Dimenſionen. Es mit ſeiner übermächtigen Subſtanz ſtand immer zwiſchen mir und ihnen und ließ ſie nicht zur Weſenheit durchdringen. Dafür thaten ſie mir aus Rache manchen Tort, und ich war außer ſtand, mich gegen ſie zu wehren, denn ich glaubte im ſtillen doch nicht an ihre Realität. Ich glaubte nur an Es, das Unausſprechliche,

mir bei der Geburt Verheißene, das jeder Sonntagsmorgen aufs neue verſprach.

Ich ſah endlich ein, daß ich Es in meinem Vaterland niemals finden würde, und wanderte aus nach Süden. In weißen Marmorpaläſten und tiefgrünen Hainen unter der Sonne von Florenz mußte Es meiner Meinung nach zu Hauſe ſein. — Aber in Florenz war Es erſt recht nicht — wie könnte es auch da ſein, wo alles ſchon vergangen iſt — Es iſt ja das Niedageweſene, das ewig Künftige. Ich fand nicht einmal die weißen Paläſte, von denen ich geträumt hatte, ſie waren alle vom Alter geſchwärzt und hatten die Farbe des Geſteins und Erdbodens aus dem ſie herauswuchſen. Aber wären ſie auch weiß geweſen und ganz ſo wie ich ſie gedacht hatte, — Es hätte doch nicht auf die Dauer in ihnen gehauſt.

Nun ſtanden alle meine Gedanken nach dem Meere. Auf dem Meer iſt das Unendliche, auf dem Meer iſt Es! — Ach, das Meer war gleichfalls ganz anders als ich gedacht hatte. Es war nur ein kleiner Ausſchnitt des Unendlichen mit Waſſer und Himmel und vielen Segeln, die alle ſehnlich etwas zu ſuchen ſchienen — und dahinter war der Blick verſperrt. — Nein, auf dem Meere war Es wieder nicht, wo war Es denn?

Eine weiße Leere, eine glühende Stille umgab mich, in der ich nicht einmal mehr wünſchen konnte. Es war mir gänzlich entſchwunden und ſtand wie eine formloſe Wolke am fernſten Horizont. Da ſagte einſt ein alter Schiffer, der mich aus dem Golf von Spezia ins offene Meer hinausruderte: Wenn wir immer ſo weiterführen, würden wir in Afrika landen.

In dieſem Augenblick flog Es voraus und ließ ſich jenſeits des Meeres in Afrika nieder. So oft ich von nun an ein Schiff in jener Richtung ſegeln ſah, wars als zöge michs an

unſichtbarem Bande nach jener fernen afrikaniſchen Küſte mit dem weißen blendenden Sonnenſchein und den ſtillen warmen Nächten, wo das Südliche Kreuz, meine Jugendliebe, am Himmel ſteht. Aber ich ſah ein, daß Es mich doch nur aufs neue zum beſten hatte und daß unter dem Südlichen Kreuz ſeines Bleibens ſo wenig ſein würde wie unter den Geſtirnen der nördlichen Hemiſphäre. Es wartete nur, daß ich mich in Bewegung ſetzte um vor mir herzuziehen wie der Horizont, ich hätte ihm nach- und nachziehen können rund um die Erde und endlich am alten Fleck wieder ankommen — ich wäre ihm doch nicht um einen Fußbreit näher gerückt. So blieb nichts übrig als ſich endlich in der Welt einzurichten, als ob Es gar nicht vorhanden wäre.

Aber Es duldet nicht, daß man ſich auf die Dauer ſeiner entſchlage. Es bedarf meiner wie ich ſeiner bedarf, es kommt zu mir, wenn ich nicht mehr zu ihm komme, es muß mich necken, denn mich necken iſt ſein Daſein. Ich laſſe es an mich herankommen und ſein Spiel mit mir treiben, und weiß doch, daß es mit mir ſpielt. So ſpielt ein Erwachſenes mit einem Kinde, das es zu täuſchen glaubt, aber das Kind iſt klüger als der Erwachſene denkt; es thut nur mit, weil es gefällig iſt und weil das Spiel ihm ſelber Freude macht.

Nun ſchlendere ich weiter ohne Haſt und frage jeden Begegnenden, wie Es für ihn ausſehe und wo er Es am liebſten ſuche. Viele verſtehen mich nicht, denn für die Maſſe der Menſchen iſt Es von Amtswegen in feſte Form gebracht; wozu alſo danach ſuchen! Sie holen es am Sonntag morgen aus dem Schrank und wandern damit zur Kirche, und abends wenn ſie Bier getrunken haben, werden ſie begeiſtert und ſingen die „Wacht am Rhein“. Aber Solche die mich verſtehen ſind um die Antwort nicht verlegen. Der Liebende bringt mir das

Bildnis ſeiner Geliebten — ich ſehe dann ein Paar lachender Augen und blitzender Zähne, aber ſein Es iſt für mich nicht wahrnehmbar — der Bureaukrat denkt an einen Orden, der junge Dichter ſieht Es hinter dem Theatervorhang, für den Backfiſch trägt es Säbel und Sporen, der Politiker zeigt mir ſein Utopien, aber war nicht — zu ſeiner Zeit — mein hölzerner Löffel eben ſo viel wert?

Und doch verſpottet einer die Träume des andern. Der nüchterne Geſchäftsmann lacht über den Idealiſten, der einem Hirngeſpinſt von Kunſt, Liebe oder Vaterland nachjagt, er wird unter ſeinen Zahlen grau und ahnt nicht, welch ein hirnverbrannter Phantaſt er ſelber iſt. Wenn er mit ſeinen Vollblutpferden vorüberfährt, blickt ihm freilich der naive Fußgänger nach und meint Es in aller Herrlichkeit neben ihm auf den ſtraffen Polſtern ſitzen zu ſehen. Doch der Herr der Equipage weiß, daß Es nicht neben ihm ſitzt, weil der Platz ganz leer iſt, er muß ſogar wiſſen, daß er ſelbſt im Leeren hinſauſt, denn Pferde und Wagen ſind bloß für das Auge des Fußgängers vorhanden. Nur thut er nicht dergleichen, ſondern lehnt kühl und vornehm zurück, um wenigſtens in dem Neid der Einfalt ſo etwas wie eine dürftige Entſchädigung zu finden.

Nein, Es iſt nicht in den Dingen, Es iſt immer außerhalb. Iſt Es darum eine Chimäre? Keineswegs, nur die Dinge ſind Chimären.

Es bleibt ſtets das gleiche, aber wo es erſcheint, da iſt es immer neu. Die Wandlungen Wiſchnu's ſind nichts gegen die ſeinigen. Für den Säugling kriecht es in eine blecherne Raſſel, einem Napoleon geht es in blendendem Glanz auf den ruſſiſchen Eisfeldern auf, und doch wird es nie weder größer noch kleiner.

So werde ich Es denn niemals mit Augen ſehen, mit Händen greifen! Wohnt es vielleicht in jenen unendlichen, dem

ſtärkſten Fernglas undurchdringlichen Räumen hinter der Milchſtraße?

Nein, es wohnt auch dort nicht, ſeine Wohnung iſt überall und nirgends. Es iſt wie der Unſichtbare, von dem Hiob ſagt: „Er geht vor mir über, ehe ich ihn gewahr werde und verwandelt ſich, ehe ich ihn erkenne.“ Wer Es anfaßt, dem iſt es ſchon entſchwunden. Glaube keiner, ſein Nachbar ſei glücklicher als er und habe Es gebunden, Es treibt mit Jedem das gleiche Spiel, keiner kommt ihm um Haaresbreite näher als der andere.

Ich habe behaupten hören, es gebe Menſchen, die nie auf Es gewartet hätten, die gar nichts wüßten von ſeinem Daſein. Mir ſind ſolche Päſcherähs niemals vorgekommen. Allen, die ich kenne; auch den Aermſten im Geiſte, iſt Es einmal in irgend einer Geſtalt erſchienen.

Wenn der Menſch aufgehört hat, an Es zu glauben, ſo hat er aufgehört zu leben.

Ich glaube noch an Es — Es iſt ſogar das Einzige woran ich glaube, aber ich gehe ihm nicht mehr nach. Ich weiß, es iſt immer da wo ich nicht bin, gehe Ich durch die Ebene, ſo nimmt Es ſeinen Weg über die Hügel. Wenn ich einmal geſtorben bin, ſo wird Es gewiß kommen und auf meiner Aſchenurne ſitzen, und das wird ein ſchöner Augenblick ſein; nur ſchade, daß alsdann niemand mehr da iſt, ihn zu genießen.

Horizont

Rieſenberge ſah ich ſteigen
Keck dem Himmel zu,
Um ihr Haupt den Wolkenreigen,
Leuchtend Firn und Fluh.
Aber all ihr mächtig Scheinen,
Aetherhell beſonnt,
Gab ich gerne um den Einen,
Um den großen, ſtillen, reinen
Meereshorizont.

Meiner Heimat Hügel neigen
Sich ins Dämmerlicht,
Ihre ſchlichten Linien ſteigen
In die Wolken nicht.
Doch dahinter ſteht ein Scheinen,
Abendlich durchſonnt,
Und ich ahne fern den Einen
Unermeßlich großen, reinen
Weltenhorizont.

Stuttgart — Carl Weitbrecht

Lichtenstein. Tuschzeichnung von O. Rauth

1. Schwäbiſche Lieder

D Mitbringete

(Zu einer Volksmelodie.)

Jetzt mueß—e gau' ſcheide liebs Schätzle, ade!
Mei Herz und des thuet mer ſo weh;
I mueß me verreiſe weit weit,
Und lueg mer, des braucht halt ſei Zeit!

Und wo—n e jetz ſieh deine Aeugle ſo raot,
Deine Bäckle ſo bleich wie der Taod,
Do gruit mes und gruit me, i blieb
Viel tauſedmol lieber Dier zlieb.

Gang laß des net gräme ſo bitter und ſchwer,
Als wann des zum letztemol wär,
Treu bin—e der gwea ſchau ſo lang.
Treu bleib—e der wo—n—e au gang.

So lach no e bißle zum ällerletzte Kuß,
Und mach der net ſo viel Verdruß,
Komm zieg mer net s Göſchle ſo ſchief,
Bald ſchreib der en luſtige Brief.

Gi Achting der gfallt der, i ſchreib ſo hübſch fei,
Und ka'ſt en net leſe—n allei,
No hebſt—e halt uf bis e komm
Und denkſt: iſt mei Schatz eſo fromm!

Derweilſt do vergoht no vo ſelber die Zeit,
Und komm—e und hoſt no net gfreit,
No mueßt emol ſea' was der bring —
E Wurſt und en guldige Ring!

D Mueter wills net hau

(Zu einer Volksmelodie.)

Mei Schätzle ſtoht unter der Thür
So traurig und hinterſchefür,
Wie fremd daß die wider me thuet! —
Jetz lang—e mein Rock und mein Huet.

Reis zue—n er im Rock und im Huet,
Und frog ſe: Biſt bais oder guet?
Mei Lieb die mueß leide viel Leid —
Jetz ſag au und gi mer en Bſcheid.

Du wurſt—e ſchau wiſſe mein Bſcheid:
Mei Herz iſt verſunke—n in Leid,
I derf halt mit dier nimme gau,
Dei Mueter die wills jo net hau.

Und wills au mei Mueter net hau,
I ka mit koir andre net gau,
Und lueg net uf Gold und uf Geld,
I tracht net noch Wieſe—n und Feld.

Mier hent e Laſt Wieſe—n und Feld,
Und hent e ganz Säckle vol Geld,
Komm Bäbele, mer geant zue—ner nei',
Was gilts, no mueß d Hauzeg bald ſei'!

Was gucket die Maidle?

D Schäfle theant in Flur und Heid
Urvergnüeglich ſpringe,
Suechet um noch Laub und Weid
Weit in Berg und Klinge.

Laufet ab und laufet zue,
Schwärmet durchenander,
Und i ka net gucke gnue,
Wann—e außе wander.

s oimol ſteand ſe beienand
Stoibhäb uf me Haufe,
Noche thuet, verſtreut im Land,
Jeds ſei Spürle laufe.

Und der Hund nimmts wohl in Acht,
Dem goht kois verlaure,
Glei wann ois ſich zmauſig macht,
Zauſt ers an de Aure.

Luſtge Maidle kommet gau,
Jede trait iern Plunder,
Lue ſe bleibet älle ſtau —
Die nimmts förchtig Wunder.

Denk wol, s freut die Bäsle—n an,
Wies die Tierle treibet,
Weil ſe ſtandhaft uf der Bſchau
Trotz de Plünder bleibet.

D Schof die geant älsgmach verbei,
D Maidle theant net weiche —
Gucket grad aus, älle drei,
Uebre an die Eiche:

Do ſtoht oiner ſtolz wie--e Grof,
De'ſt der Karrechſchläfer!
Luegt des Volk jetz noch de Schof —
Oder noch dem Schäfer?

s Dächsle und s Annele

s Dächsle iſt e munters Tierle,
s Annele herzig und manierle
Lebt mit ierem kloine Hund
Im getreuſte Freu'dſchaftsbund.

s Dächsle des hot ſeine Pflichte,
Die thuets ziemle guet verrichte —
Wann mer vor der Hausthür ſchellt,
Springt es gege d Stub und bellt.

Gismols iſchem gar net wichtig,
s iſt em oft im Leib net richtig,
Uf ſeim Sack in gueter Rue
Leit es und macht d Auge zue.

Wie—n es jetz hot haire ſchelle,
Brommt es nomme ſtatt em Belle,
s Dächsle iſt heut ſchmählich faul,
Thuet als hätt es gar koi Maul.

Noi des mag ſe net verrege,
s Annele thuet grad ummerfege,
Und ſe denkt: bellt ſotts doch ſei'!
Und bellt laut in d Stube nei'.

Wie der Wind no kommt ſe wieder,
Hockt zu ierem Bräu'le nieder,
Sait im älleraſſau'ſtſte To':
Dächſele bleib no, hau ſcho'!

Vergeblichs Liebeswerbe

E Maidle und e Büeble goht,
Se zopfet Blüemle—n uf der Wieſe,
Wegwarte—n und was ſau'ſt rum ſtoht,
Der Bue hoißt Fritz und s Maidle Lieſe.

Er reißts eweg zmeſt ohne Stiel,
Des Bürſchtle des iſt grad koi feiner,
Er ſchreit: Du hoſt no gar net viel,
O do guck her, i hau viel meihner!

Sui hot en nette kloine Strauß,
Und thuet en mit me Fädle binde,
Er ziegt re d Hälfte Blueme raus,
Und ſait: Ka'ſt wieder andre finde.

Sui ſait: Do hoſt e Feuerboh'!
Und ſüeß theant iere Aeugle blinke,
Er keit ſe weg, will ner dervo' —
Mer ka's net eſſe jo, net trinke.

Und s Lieſle bleibt von Herze froh,
Se thuet ier kindlichs Liedle ſinge,
Se ſait: Du Fritz, i mag de ſo!
Und thuet ier Aermle um en ſchlinge.

Jetzt fahrt er in ihr blonds Gelock,
Traktiert ſe mit me Naſeſtieber,
Und ſait: Narr, ſchenk du mier en Bock
Mit graoße Hörner — de'ſt mer lieber!

Em Jakob ſeine Fei'd

Auſer Nochber, denket nomme,
Leit am Nervefieber ſchwer,
s könnt beinoh zum Sterbe komme,
Jo mer bſtellt de Pfarrer her.

Sell iſt wohr, e braver Kerle
Iſt er äll ſei Lebtig gwä,
Friedlich ane, s thät oim werle
Wai, wanns ſott e—n Aendring gä.

Und der Pfarrer prüeft ſei Lebe,
Setzt em Jakob ziemle zue —
Müeßet au de Fei'd vergebe
Ma, ſau'ſt krieget er koi Rue!

O! i thue mit neamez trutze,
Sait er, noi do iſch net letz! —
Doch uf oimol thnet er ſtutze,
Und ſei Gwiſſe ſchlait en jetz:

Freile deane Donderswinde,
Mo ſo wuecheret ällbott
In meim Wingertsberg dohinte,
Bin—e Fei'd, verzeih mers Gott!

Buoch Eduard Biller

---

2. Hochdeutſche Lieder

Heimkehr

Wie köſtlich zu ſchlendern im Wald umher
Unter Bäumen und duftenden Matten,
Dem Waldbächlein aber gefiels nicht mehr
In den dunkeln Schluchten und Schatten.

Wohl riefen die ſchmuckſten Vöglein Halt
Und küßten die eilenden Wellen,
Das Bächlein entrollte der ſüßen Gewalt,
Weit fort über Land mußt es quellen.

Im Meere endlich ward ihm wohl,
Es ſpiegelt des Himmels Sterne,
Wie aber der Sturm ging grauſig und hohl,
Da dacht' es ans Heim in der Ferne.

Und heimlich klomm es zum Aether hinauf
An den heißen Strahlen der Sonne,
Und ſtürzte ſich wieder in vollem Lauf
In des Waldes unendliche Wonne.

Sommerfriſche

Liegſt ſo traulich hingebreitet
Heimlich Dörflein bergumkränzt,
Kühl vom grünen Strom umgleitet,
Sanft vom Abendſtrahl beglänzt.

Ruhe atmet jede Stätte,
Allenthalben ſchläft der Laut,
Als ob hier der Friede hätte
Eine Wohnung ſich erbaut.

Als ob keine Sorge drückte,
Kummer ſchwiege und Gefahr,
Als ob hier nur Frohbeglückte
Wandeln ſollten immerdar.

Und doch pilgert ſchwer betroffen
Mancher täglich ein und aus,
Und die Zeit — bald leis bald offen —
Prägt ein Kreuz an jedes Haus.

Wiederſehen

Herz, was hat ſich dir begeben
Daß du traurig biſt und ſtill,
Lenz iſt hie in vollem Weben,
Der dir Blumen ſtreuen will.

Oft beſtieg'ne Höhen tauchen
Vor mir auf aus blauem Duft,
Wohlbekannte Herde rauchen
In die leichtbewegte Luft.

Hier die Wälder, wo mich rührte
Oft, ſo oft der Vögel Sang,
Dort ein Pfädchen, das mich führte
Manchen jugendfrohen Gang.

Alles reiht ſich wie vor Zeiten
Fröhlich um das Auge her,
Nur das Herz flieht in die Weiten,
Als ob's hier gar anders wär'.

Als umflore tiefe Trauer
Thal und Hügel, Wieſ' und Hain —
Doch mir ſagt ein leiſer Schauer:
Ach, das Trauern iſt nur dein!

Abendfrieden

Horch es läutet — lauſchend ſtehn die Bäume,
Einer flüſtert's leis dem andern zu,
Dort ein Habichtpaar zur Abendruh'
Steuert heimwärts durch die weiten Räume.

Um die letzten goldnen Strahlen ringet
Erde mit dem matten Feuerball,
Und des bunten Lebens Widerhall
Stirbt dahin allmählich und verklinget.

Lautlos wie in tiefem Wohlgefallen
Harrt der Wald, das Wieſenthal, die Flur,
Heil'ge Andacht feſſelt die Natur:
Abendglocken — wollt ihr ſchon verhallen?

Jugendherrlichkeit

(Ins Album eines Knaben.)

O Wunderzeit,
Wenn Blumen um Blumen ſprießen,
Wenn voll alle Brünnlein fließen,
Wenns klingt und ſchwirrt in den Lüften,
Wenn die Ferne dämmert in Düften —
O gold'ne Zeit!
O Jugendherrlichkeit!
Nur ſchade,
Daß man oft gerade
Zu ſpät erſt wird gewahr,
Wie einzig ſchön das war!
Drum heute bedenk es ſchon,
Und freue, freue dich, mein Sohn!

Einem jungen Mädchen

(Mit Strickkorb.)

Wenn man in der Winterszeit
In die Strickſchul' gehet,
Wo es unterwegs oft ſchneit
Und der Eiswind wehet.

Muß man in des Schäfchens Kleid
Alſobald ſich ſtecken,
Dann verſchwindet alles Leid,
Frieren, Angſt und Schrecken.

Und ein Körbchen auch muß ſein
Mit dem blauen Säckchen,
Daß hübſch trocken und hübſch rein
Bleibt das Arbeitspäckchen.

Dann tritt man die Reiſe an
Friſch mit roten Bäckchen,
Fängt mit Luſt das Bördle an
Und ſtrickt ſchöne Jäckchen.

Buoch — Eduard Biller

Hölderlin und Nietzſche

Von Theobald Ziegler
(Straßburg i. Elſ.)

Was haben die beiden mit einander zu thun, der lyriſche Dichter von 1798 und der Modephiloſoph von heute? ſo fragt wohl mancher, der ſie kennt, ungläubig und erſtaunt, wenn er die Ueberſchrift dieſer kleinen Arbeit lieſt. Aber ſchon ein Blick auf ihr gleichartig tragiſches Schickſal giebt hierauf eine erſte vorläufige Antwort. Beides hochbegabte geniale Menſchen, die der Welt etwas zu ſagen wußten und ihr vieles auch bereits geſagt hatten, — da kommt, nicht plötzlich ſondern langſam wie ein tückiſcher Feind ſie beſchleichend, die Nacht des Wahnſinns über ſie, und das Inſtrument, auf dem ſie ſo virtuos ihre Weiſen geſpielt, iſt zerbrochen, ſie überleben ſich ſelber in traurig unheilbarer Umnachtung. Aber bei keinem ein ganz ſcharfer und deutlich erkennbarer Trennungsſtrich zwiſchen den Perioden der Geſundheit und der Krankheit, ſondern frühe ſchon wirft das Kommende ſeine Schatten voraus und giebt dem, was ſie ſchaffen, da und dort ſchon einen Stich ins Krankhafte, Kraſſe und Verzerrte.

Und zu der Gleichheit ihres äußeren Lebens gehört

noch ein Zweites, das doch nicht ohne Einfluß auf Entwicklung und Charakter bleibt. Es fehlt ihnen von früher Jugend an die männliche Leitung, die feste ſtarke Hand des Vaters, an der ſie ſich hätten halten und feſtigen können: „aufgewachſen wie eine Rebe ohne Stab“ ſagt Hölderlin von ſeinem Hyperion. Heinrich von Treitſchke's männlichem Weſen ſpürt man ſein Leben lang den tiefgreifenden Einfluß eines energiſchen Vaters an; im Gegenſatz dazu mußten Hölderlin und Nietzſche zu bleibendem Schaden und eigenem Schmerz erfahren, wie eine weiche und weichliche Witwenerziehung an begabten Knaben ſelten vorübergeht, ohne ſchlimme Spuren zu hinterlaſſen. Bei Hölderlin können wir darauf die erſten Keime ſeines allzu weichen und überzarten, faſt weiblichen Empfindens zurückführen, bei Nietzſche entwickelt ſich umgekehrt aus der Schwäche einer liebevollen Mutter und der kritikloſen Anbetung einer ihn vergötternden Schweſter ſein Wille zur Macht, der im Grunde doch nur die Sehnſucht iſt nach etwas, was ihm fehlt; und gemeinſam ſtammt ihnen beiden daher jener früh ſich ausbildende Hang zur Einſamkeit, der das Bedürfnis und die Möglichkeit ſtarker Freundſchaft nicht ausſchließt: den Schelling und Hegel als Freunden Hölderlins entſprechen bei Nietzſche die Richard Wagner und Erwin Rohde, um von den Magenau und Neuffer, den Peter Gaſt und Paul Rée zu ſchweigen.

Dieſe überempfindliche und mimoſenhafte Art läßt dann auch beide ſich gleichmäßig unglücklich fühlen inmitten ihrer Zeit und ihres Volkes. Die ſtarken Ausſprüche Nietzſche's über die Deutſchen als Bildungsphiliſter und kulturloſe Barbaren klingen noch in unſer aller Ohren. Aber ſie werden faſt noch überboten, jedenfalls erreicht von dem, was Hölderlin am Schluß des Hyperion, in loſem Zuſammenhang mit dem Gang des Romans, voll maßloſer Bitterkeit über ſeine Deutſchen ſagt: „Bar-

baren von Alters her, durch Fleiß und Wiſſenſchaft und ſelbſt durch Religion barbariſcher geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühles, verdorben bis ins Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Uebertreibung und der Aermlichkeit beleidigend für jede gutgeartete Seele, dumpf und harmonienlos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäſſes. Handwerker ſiehſt du, aber keine Menſchen, Denker, aber keine Menſchen, Prieſter, aber keine Menſchen, Herren und Knechte, Jungen und geſetzte Leute, aber keine Menſchen. Es iſt nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behelf herabgewürdigt iſt bei dieſem Volk, und was ſelbſt unter Wilden göttlich rein ſich meiſt erhält, das treiben dieſe allberechnenden Barbaren, wie man ſo ein Handwerk treibt, und können es nicht anders. Wenn doch einmal dieſen Gottverlaſſenen einer ſagte, daß bei ihnen nur ſo unvollkommen alles iſt, weil ſie nichts Reines unverdorben, nichts Heiliges unbetaſtet laſſen mit den plumpen Händen, daß bei ihnen nichts gedeiht, weil ſie die Wurzel des Gedeihens, die göttliche Natur nicht achten, daß bei ihnen eigentlich das Leben ſchal und ſorgenſchwer und übervoll von kalter ſtummer Zwietracht iſt, weil ſie den Genius verſchmähen, der Kraft und Adel in ein menſchlich Thun, und Heiterkeit ins Leiden, und Lieb' und Brüderſchaft den Städten und den Häuſern bringt."

Dieſer Mißachtung des eigenen Volkes und der ſie umgebenden Wirklichkeit liegt aber bei beiden noch ein Anderes zu Grunde, die Griechenbegeiſterung, die in Hölderlin eine romantiſch-religiöſe Färbung annimmt und zu einer ihn verzehrenden Sehnſucht wird: das Land der Griechen mit der Seele ſuchend aber nicht wie Goethe es erreichend, ſondern daran vor Sehnen vergehend; denn „ſein Herz gehört den Toten an". Und ebenſo ſind die Griechen auch Nietzſche's erſte Liebe: ſie haben die

Kultur, die uns fehlt, und wunderbar iſt, wie er ſich in ſie hineingelebt und hineingefühlt hat und wie fein und tief er ſie und ihre Werke auch uns zum Verſtändnis zu bringen vermag. Wenn er von ihnen redet, geht ihm das Herz weit auf.

Endlich beide ſind Künſtler, ſind Dichter. Auch Nietzſche iſt es — nicht nur da, wo er Verſe macht, ſondern auch in ſeiner Proſa, die freilich keine einfach ſchöne, ſondern eine raffiniert kunſtvolle, epigrammatiſch zugeſpitzte iſt. Und auch darin zeigt er ſich Hölderlins Art verwandt, daß er ſich wie dieſer künſtleriſch zu verſenken vermag in die Herrlichkeit der Natur und wie dieſer menſchlich ſich beruhigt in ihrer ſtillen Einſamkeit. Freilich iſt es eine andere Natur, wie er ſie z. B. in jenem wunderbaren Bild Et in Arcadia ego ſchildert — „alles groß, ſtill und hell; die geſamte Schönheit wirkte zum Schaudern und zur ſtummen Anbetung des Augenblicks ihrer Offenbarung“; „heroiſch zugleich und idylliſch“, wie eine Landſchaft von Pouſſin, aber das Heroiſche überwiegt, während Hölderlin umgekehrt die idylliſchen Reize ſeiner ſchwäbiſchen Heimat empfindet und wiedergiebt. Und zugleich iſt in ſolchen Schilderungen Nietzſche's, wie der Stier der Herde in den ſchäumenden Bach tritt und langſam widerſtrebend und nachgebend ſeinem ſtürzenden Laufe nachgeht, eine Stärke des Realismus und der realiſtiſchen Anſchaulichkeit, wie ſie Hölderlin, dem Dichter der Vergeiſtigung und Idealiſierung, noch ganz ferne lag. Nietzſche malt modern plein air, Hölderlin ſteht auf dem Uebergang von der hiſtoriſchen zur romantiſchen Landſchaftsmalerei. So trennt ſie doch wieder eine Weltweite, juſt wie Anfang und Ende unſeres Jahrhunderts von einander getrennt und verſchieden ſind.

Deshalb wäre aber ein Weitergehen in ſolcher Zuſammenſtellung und Vergleichung doch nur gewaltſam und will-

kürlich und ohne Gewinn für unſere Kenntnis der beiden, weil das Trennende mehr betont und in den Vordergrund gerückt werden müßte als alle etwaigen Aehnlichkeiten in Schickſal, Weſen und Charakter. Allein darum handelt es ſich hier auch nicht. Viel wichtiger und bedeutſamer ſcheinen mir die thatſächlich vorhandenen Beziehungen Nietzſche's zu Hölderlin. Von ihnen und von dem gemeinſamen Stoff, den ſich, doch wohl nicht zufällig, die beiden für ein Trauerſpiel gewählt haben, ſoll daher vor allem die Rede ſein.

Im Oktober 1861 wurde in Schulpforta dem 17jährigen Nietzſche als Thema zu einem deutſchen Aufſatz aufgegeben, in einem Brief einem Freund ſeinen Lieblingsdichter zum Leſen zu empfehlen. Er that es, indem er gegen einen fingierten Angriff desſelben auf Hölderlin dieſen als ſeinen Lieblingsdichter in Schutz nimmt und den Freund zu erneuter „Kenntnisnahme und vorurteilsfreier Würdigung jenes Dichters" zu bewegen ſucht, „den die Mehrzahl ſeines Volkes kaum dem Namen nach kennt." Eine merkwürdige Wahl für einen Siebzehnjährigen und merkwürdig reif Ausdruck und Gedanken der Arbeit! Neben den Worten über die „bitteren Wahrheiten", die Hölderlin den Deutſchen ſagt — „er haßte in dem Deutſchen den bloßen Fachmenſchen, den Philiſter" —, intereſſiert uns beſonders die Stelle über den Empedokles und ſein Verhältnis zum Hyperion: in dieſem „ſo bedeutungsvollen dramatiſchen Fragment, in deſſen ſchwermütigen Tönen die Zukunft des unglücklichen Dichters, das Grab eines Jahre langen Irrſinns hindurchklingt, entfaltet uns der Dichter ſeine eigene Natur. Empedokles Tod iſt ein Tod aus Götterſtolz, aus Menſchenverachtung, aus Erdenſattheit und Pantheismus. Das ganze Werk hat mich immer beim Leſen ganz beſonders erſchüttert; es lebt eine göttliche Hoheit in dieſem Empedokles. Im Hyperion hingegen, ob er gleich von

verklärendem Schimmer umfloſſen ſcheint, iſt alles unbefriedigt und unerfüllt; die Geſtalten, die der Dichter hervorzaubert, ſind Luftbilder, die in Tönen, Heimweh weckend, uns umklingen, uns entzücken, aber auch unbefriedigte Sehnſucht erwecken. Nirgends aber auch offenbart ſich die Sehnſucht nach Griechenland in reineren Klängen als hier; nirgends auch tritt die Seelenverwandtſchaft Hölderlins mit Schiller und Hegel, ſeinem vertrauten Freund, deutlicher hervor."

Dieſe frühe Vorliebe für Hölderlin, die nicht bloß auf dem griechiſch gebildeten Formgefühl, ſondern auf tief empfundener Stimmungsverwandtſchaft beruhte, mußte natürlich auf die Dichtungen Nietzſche's ſelbſt von Einfluß ſein. Ein ſolcher iſt auch wirklich in ſeiner vielgeſtaltigen Lyrik unſchwer zu erkennen; wie weit er ſich im einzelnen erſtreckt und wie er raſch genug an der Individualität Nietzſche's auch wieder ſeine beſtimmte Schranke und ſein Ende findet, das bedürfte freilich erſt noch eines beſonderen, durch genauere Analyſe ſeiner Verſe zu erbringenden Nachweiſes. Bezeichnender iſt vielleicht, daß Nietzſche in den Schriften ſeiner erſten Periode wiederholt dieſen ſeinen „Lieblingsdichter" ausdrücklich erwähnt; ſo, um nur einige Stellen zu nennen, im zweiten Stück der Unzeitgemäßen Betrachtungen „vom Nutzen und Nachteil der Hiſtorie für das Leben." Da heißt es von dem jungen Menſchen, der durch die Geſchichte läuft, wie wir Modernen durch die Kunſtſammlungen: „in ſchwermütiger Gefühlloſigkeit läßt er Meinung auf Meinung an ſich vorübergehen und begreift das Wort und die Stimmung Hölderlins beim Leſen des Laërtius Diogenes über Leben und Lehren griechiſcher Philoſophen: ich habe auch hier wieder erfahren, was mir ſchon manchmal begegnet iſt, daß mir nämlich das Vorübergehende und Abwechſelnde der menſchlichen Schickſale und Syſteme faſt tragiſcher aufgefallen iſt, als die Schickſale, die man gewöhnlich allein die

wirklichen nennt"; und im dritten Stück „Schopenhauer als Erzieher", führt er ihn neben Heinrich v. Kleist als einen von denen auf, die „das Klima der sogenannten deutschen Bildung nicht aushielten," und knüpft damit in seinen eigenen, schon erwähnten Invektiven gegen die Deutschen ausdrücklich an ihn an. Dagegen hat er unter den acht „ewig Lebendigen" im Hades und den sechs „europäischen" Büchern Hölderlin und seine Werke nicht mehr mit aufgezählt; das Männliche, Kräftige, Gesunde und Brutale hatte es ihm inzwischen angethan.

Nun hat bekanntlich Hölderlin den griechischen Philosophen Empedokles und die von Laërtius Diogenes überlieferte Sage von dessen Tod, den er freiwillig durch einen Sprung in die Feuergluten des Aetna gefunden, zum Gegenstand einer Tragödie gemacht. Dadurch ist wohl Nietzsche zuerst auf Empedokles aufmerksam geworden. Bald aber interessierte ihn auch philologisch diese Sage vom Tod des Philosophen und noch mehr interessierte er sich, ähnlich und aus ähnlichen Gründen wie für Archilochus, für den Menschen Empedokles. Und in der That ist es auch eine merkwürdige und rätselhafte Erscheinung — dieser Mann, der nicht nur Philosoph und Denker, sondern auch Politiker und Redner, auch Arzt und Wunderthäter, auch Weihepriester und Zauberer gewesen und in dem somit, wie Gomperz treffend sagt, „das echte Gold gediegenen Verdienstes mit dem Flittergold wesenloser Ansprüche seltsam gemengt war." Nietzsche aber erschien er eben darum und um mancher seiner Aussprüche willen als der echte Typus und als geradezu klassisches Beispiel eines „dionysischen" Menschen, wie er ihn sich konstruiert und dem apollinischen Griechen gegenübergestellt hat. Das beweist eine Bemerkung in den Vorarbeiten zur „Geburt der Tragödie", die vielleicht in direkter Anlehnung an jene oben von ihm aus Hölderlin zitierte Stelle niedergeschrieben wurde: „Die

alten Philoſophen, die Eleaten, Heraklit, Empedokles als die tragiſchen Philoſophen. Die tragiſche Religion bei den Orphikern. Empedokles iſt der reine tragiſche Menſch. Sein Sprung in den Aetna aus — Wiſſenstrieb! Er ſehnte ſich nach Kunſt und fand nur das Wiſſen. Das Wiſſen aber macht Fauſten.“ Und im „Schopenhauer als Erzieher“ heißt es: „es bleibt für alle Zeiten wichtig zu wiſſen, was Empedokles, inmitten der kräftigſten und überſchwänglichſten Lebensluſt der griechiſchen Kultur, über das Daſein ausgeſagt hat; ſein Urteil wiegt ſehr ſchwer, zumal ihm durch kein einziges Gegenurteil irgend eines andern großen Philoſophen aus derſelben großen Zeit widerſprochen wird. Er ſpricht nur am deutlichſten, aber im Grunde — nämlich wenn man ſeine Ohren aufmacht, ſagen ſie alle dasſelbe.“ Und auch ſpäter nennt er ihn des öfteren, gewiſſermaßen als den klaſſiſchen Vertreter des griechiſchen Peſſimismus, ſtellt ihn auch einmal ausdrücklich mit Schopenhauer zuſammen; auch den vielgebrauchten Namen des „Wanderers“ hat er ohne Zweifel von Hölderlins Empedokles und ihn dann auf ſich und ſeinen Zarathuſtra übertragen: der Sinn, in dem er ihn gebraucht, iſt jedenfalls derſelbe.

Was Wunder, daß, wie ſein Lieblingsdichter Hölderlin ſo nun auch er an deſſen Lieblingshelden dramatiſch ſich verſuchen wollte! Aus den Jahren 1870 und 71 ſtammen zwei Entwürfe zu einem Drama „Empedokles“ nebſt der etwas ausgeführteren Anfangsſcene des erſten Aktes. Und ebenſo haben wir von Hölderlin Entwürfe und Fragmente zu einem Trauerſpiel „Empedokles“ oder „Empedokles auf dem Aetna“ oder „Tod des Empedokles“. Alſo nur Entwürfe und Fragmente von beiden, keiner hat die Aufgabe zu Ende geführt und das Werk vollendet: Hölderlin ſchon deshalb nicht, weil der Wahnſinn ſeinem Schaffen vor der Zeit ein Ende machte; Nietzſche

nicht, weil in ſeiner zwiſchen Künſtler und Denker zwieſpältigen Natur der Denker doch der ſtärkere war, und ſo traten an die Stelle von Kunſtwerken künſtleriſch ſtiliſierte und von Kunſtſinn erfüllte Gedankenwerke. Eben deshalb iſt auch ſein Fragment nur eine leichte Skizze, während Hölderlins Fragmenten vielfach nur die letzte Feile und dann freilich auch noch der dramatiſche Schluß zur wirklichen Vollendung fehlt. Aber trotzdem iſt hier Vergleichung und Gegenüberſtellung möglich und für das Verſtändnis beider nicht ohne Gewinn.

Was wollte Hölderlin mit ſeinem Empedokles? Aus den in der neuen Cotta'ſchen Ausgabe ſeiner geſammelten Dichtungen erſtmals vollſtändig mitgeteilten Bruchſtücken des Drama's wiſſen wir jetzt, daß Abſicht und Plan mehrmals gewechſelt haben. Es ſind in der Hauptſache drei verſchiedene Faſſungen und Phaſen. In dem Entwurf von 1797 wird uns Empedokles geſchildert als „durch ſein Gemüt und ſeine Philoſophie ſchon längſt ſehr zu Kulturhaß geſtimmt, zu Verachtung alles beſtimmten Geſchäfts, alles nach verſchiedenen Gegenſtänden gerichteten Intereſſes, ein Todfeind aller einſeitigen Exiſtenz und deswegen auch in wirklich ſchönen Verhältniſſen unbefriedigt, unſtet, leidend, bloß weil ſie beſondere Verhältniſſe ſind und, nur im großen Akkord mit allem Lebendigen empfunden, ganz ihn erfüllen, bloß weil er nicht mit allgegenwärtigem Herzen innig, wie ein Gott, und frei ausgebreitet, wie ein Gott, in ihnen leben und lieben kann, bloß weil er, ſobald ſein Herz und ſein Gedanke das Vorhandene umfaßt, ans Geſetz der Succeſſion gebunden iſt" (wer denkt hier nicht an Schopenhauer und ſeine vierfach bindende Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde?); und ſo reift unter allerlei retardierenden Elementen ſein Entſchluß, „durch freiwilligen Tod ſich mit der unendlichen Natur zu vereinigen"; es iſt dies für ihn „eine

Notwendigkeit, die aus ſeinem innerſten Weſen folgt.“ Darum ſtürzt er ſich in den lodernden Aetna.

Iſt hier alles klar und durchſichtig, ſo iſt dies weniger der Fall bei der zweiten Fragmentenſchicht „Empedokles als Tragödie der feindlichen Brüder.“ Hier liegt der Nachdruck auf dem Konflikt des Empedokles mit ſeinem königlichen Bruder, der zu ſeiner Verbannung und Verdüſterung und trotz aller Vermittlungsverſuche zu ſeinem freiwilligen Tode führt; es iſt dies ſozuſagen der dramatiſche Stoff der Sturm- und Drangperiode bis herab auf Schiller und Kleiſt. Ob das große Fragment „Empedokles auf dem Aetna“ in dieſe Phaſe hineingehört, iſt nicht ganz ſicher, manches ſpricht dafür; jedenfalls paßt die Schilderung, die Empedokles hier von ſeiner Jugend giebt, nicht zu der nun folgenden letzten Geſtaltung „der Tod des Empedokles“ aus dem Jahr 1799 (fälſchlich in der neuen Cotta'ſchen Ausgabe: 1796).

Für dieſes größte Stück komme ich auf eine ſchon früher (1877) von mir aufgeſtellte Deutung zurück, die von der aller übrigen abweicht; nur Haym in ſeinem Werk über die romantiſche Schule (1870) ſcheint leiſe auf Aehnliches hinzuweiſen, aber über Andeutungen geht auch er nicht hinaus. Freilich habe ich dieſe meine Erklärung ſchon längſt veröffentlicht, aber an einem ſo vergeſſenen und verſchollenen Ort, daß keiner von denen, die ſeither über Hölderlin geſchrieben haben, davon Notiz genommen hat; darum darf ich, ohne den Vorwurf der Selbſtwiederholung fürchten und ſcheuen zu müſſen, dieſelbe hier nochmals in der Kürze entwickeln.

Warum muß Empedokles ſterben? Aus Kulturhaß und Todfeindſchaft gegen alle einſeitige Exiſtenz, um ſich mit der unendlichen Natur zu vereinigen, ſagt der erſte Entwurf; verdüſtert durch die Verbannung, die ſein königlicher Bruder über

ihn verhängt hat, der zweite. Ganz anders, tiefer und ſubjektiver dagegen motiviert der dritte Entwurf den Schritt. Auch jetzt noch gilt es, ſich mit der Natur zu vereinigen und ihr ans Herz zu fliegen. Aber daneben taucht ein Neues auf: als Buße und Strafe, nicht als innere Notwendigkeit ſeines Weſens, ſondern als Sühne für eine Ueberhebung faßt Empedokles ſelbſt den Schritt, aber nicht, wie noch B. Litzmann in der Cotta'ſchen Ausgabe meint, als verdiente Strafe für ſeine „Verblendung, in der er ſich ſelbſt Gott genannt": ſo freilich hat ihn Mekades verſtanden und dieſe Beſchuldigung greift der Prieſter Hermokrates auf, um ihn vor dem Volk verklagen und verdammen zu können; aber wir ſollen doch nicht an dieſes Prieſterfündlein glauben. Nein! eines ganz Anderen fühlt ſich Empedokles ſchuldig — der Ueberhebung über die Natur. Hier liegt der ſpringende Punkt des dritten Entwurfes, hier der wahre „Grund zum Empedokles." Und worin beſteht dieſe Selbſtüberhebung über die Natur? Warum muß Empedokles klagen:

Wie iſt's denn nun
Verträumt? bin ich ganz allein?
Und iſt es Nacht hier außen auch am Tage?
Der höher, denn ein ſterblich Auge, ſah,
Der Blindgeſchlag'ne taſtet nun umher —
Wo ſeid ihr, meine Götter?
Weh! laßt ihr nun
Wie einen Bettler mich,
Und dieſe Bruſt, die liebend euch geahndet,
Was ſtoßt ihr ſie hinab
Und ſchloßt ſie mir in ſchmählich enge Bande,
Die freigeborne, und leben ſoll
Er nun ſo fort, der Langverwöhnte,
Der ſelig oft mit allen Lebenden
Ihr Leben, ach! in heilig ſchöner Zeit,
Sie wie das Herz gefühlt von einer Welt

Und ihren Götterkräften,
Verdammt in ſeiner Seele ſoll er ſo
Dahingehn, ausgeſtoßen, freundlos, er,
Der Götterfreund, an ſeinem Nichts
Und ſeiner Nacht ſich weiden immerdar,
Unduldbares duldend, gleich den Schwächlingen, die
Ans Tagewerk im ſcheuen Tartarus
Geſchmiedet ſind . . .
. . . . . .
Weh! einſam! einſam! einſam!
Und nimmer find' ich
Euch, meine Götter,
Und nimmer kehr' ich
Zu deinem Leben, Natur!
Dein Geächteter! weh! Hab' ich doch auch
Dein nicht geachtet, dein
Mich überhoben, haſt du nicht
Umfangend mit den warmen Fittichen,
Du Zärtliche, mich vom Schlafe gerettet?
Den Thörichten ſchmeichelnd zu deinem Nektar
Gelockt, damit er trank und wuchs
Und blüht' und mächtig geworden und trunken
Deiner ungeſtraft höhnt. O Geiſt,
Geiſt, der mich groß gemacht, du haſt
Dir einen Helden, haſt, alter Saturn,
Dir einen neuen Jupiter
Gezogen, einen ſchwächern nur und frechern.
Denn ſchmähen kann die böſe Zunge dich nur.

Das iſt deutlich. Alſo nicht der prometheiſche Trotz der Auflehnung gegen die Götter oder gar der Verrat ihrer Geheimniſſe, ſondern die Abkehr von der Natur hat Empedokles elend gemacht, das iſt ſeine Schuld; in ſie verſtrickte den in der Maske des Empedokles ſteckenden Hölderlin — die Fichte'ſche Philoſophie, die doch den Naturbegeiſterten auf die Dauer unmöglich hat ausfüllen und innerlich befrie-

digen können. Der ſubjektive Idealismus läßt den Empedokles ſprechen:

Recht! Alles weiß ich, alles kann ich meiſtern;
Wie meiner Hände Werk erkenn ich es
Durchaus und lenke, wie ich will,
Ein Herr der Geiſter, das Lebendige.
Mein iſt die Welt und unterthan und dienſtbar
Sind alle Kräfte mir. Zur Magd iſt mir
Die herrnbedürftige Natur geworden,
Und hat ſie Ehre noch, ſo iſt's von mir.
Was wäre denn der Himmel und das Meer
Und Inſeln und Geſtirn und was vor Augen
Den Menſchen alles liegt, was wär' es noch,
Dies tote Saitenſpiel, gäb ich ihm Ton
Und Sprach' und Seele nicht? was ſind
Die Götter und ihr Geiſt, wenn ich ſie nicht
Verkündige? Ha! wer bin ich?

Und gleich darauf noch deutlicher:

Ich ſollt' es nicht ausſprechen, heil'ge Natur,
Jungfräuliche, die dem rohen Sinn entflieht!
Verachtet hab' ich dich und mich allein
Zum Herrn geſetzt, ein übermütiger
Barbar! ich kannt' es ja,
Das Leben der Natur, die Götter waren
Mir dienſtbar nun geworden, ich allein
War Gott und ſprach's im frechen Stolz heraus.

Aus dieſer Verabſolutierung des Ich, aus dieſer Naturloſigkeit, die alle poetiſchen und romantiſchen Naturen gegen die Fichte'ſche Philoſophie empörte, ſehnt ſich Empedokles-Hölderlin hinweg, wieder zurück zur Natur und zur Einheit mit ihr, zurück zu jenem äſthetiſchen Naturpantheismus, wie er ihn vor der Bekanntſchaft mit Fichte im Sinne Goethe's bei Spinoza gefunden und ihm 1796 in dem Gebet „an den Aether" einen ſo wunderbar ſchönen Ausdruck gegeben hat; philo-

ſophiſch ausgedrückt: er ſehnt ſich von Fichte's ſubjektivem Idealismus zurück zu Spinoza und vorwärts zur Naturphiloſophie Schellings. Und es gelingt ihm: ſcheidend hinterläßt Empedokles den Agrigentinern ſein Vermächtnis:

O gebt euch der Natur, eh ſie euch nimmt! —
Ihr dürſtet längſt nach Ungewöhnlichem,
Und wie aus krankem Körper ſehnt der Geiſt
Von Agrigent ſich aus dem alten Gleiſe.
So wagt's! was ihr geerbt, was ihr erworben,
Was euch der Väter Mund erzählt, gelehrt,
Geſetz' und Bräuch', der alten Götter Namen,
Vergeßt es kühn und hebt, wie Neugeborne,
Die Augen auf zur göttlichen Natur.

Sterbend ruft er ſie, nun freilich in kühnſter Auflehnung gegen Glauben und Sitte, auf zu jenem Einswerden mit dem Unendlichen, das er wie Schleiermacher in den Reden über die Religion als deren Kern erkennt. Auch er hat dieſen Standpunkt wieder gewonnen, aber die Unſchuld des Herzens iſt unwiederbringlich verloren. Die Bekanntſchaft mit Fichte's Wiſſenſchaftslehre iſt für ihn der verhängnisvolle Sündenfall geweſen und darum muß er ſterben, die Einheit mit der Natur muß er aufs neue beſiegeln, indem er ihr ans Herz fliegt und ſtirbt.

Das iſt der große pſychologiſche Konflikt im Empedokles, dem freilich auch ein äußerer, der Konflikt mit dem Prieſter Hermokrates zur Seite geht; auch dabei ſchwebte Hölderlin ohne Zweifel Fichte und der Atheismusſtreit vor, der dieſen eben erſt von ſeinem Lehrſtuhl in Jena vertrieben hatte. Aber weil dieſe äußere Handlung für Hölderlin doch nur Nebenſache und zufällig war, hat er ſie nicht ausgeführt und vollendet. Ihm war die Figur des Empedokles allein wert, fertig geſtellt zu werden; denn das war er ja ſelber. Und darum fehlt auch

ihr die Entwicklung. Von den drei Stadien, die Empedokles durchläuft, haben wir nur eines, das letzte, oder noch genauer den Uebergang vom zweiten zu diesem letzten, auf dem eben damals Hölderlin selber stand. Ausgehend von der selbstverständlichen Einheit mit der Natur in der Weltanschauung Spinozas ist er mit der Natur in Zwiespalt geraten durch das ihn tief unglücklich machende Studium der naturlosen Philosophie Fichte's; jetzt sehnt er sich aus dieser Entzweiung zu ihr zurück. Die beiden ersten Phasen liegen bereits hinter dem Stück, nur das Sehnen, die Reue, die Qual ist geblieben; denn das allein entspricht der damaligen Stimmung Hölderlins. Und diese Stimmung läßt er wie im Hyperion ausströmen in lyrischen Ergüssen, so daß wie dort das Epische, hier das Dramatische getötet wird von der Lyrik.

Aber diese Lyrik ist gewaltig, großartig, von hinreißender Leidenschaft; zittert doch neben dem philosophischen noch ein anderes rein menschliches Leiden in ihm nach, der Schmerz um die eben verlorene „Diotima" und die Sehnsucht nach der für ihn nun in alle Ewigkeit Unerreichbaren. So ist alles Feuer, Glut, Leben: nichts Gemachtes, nichts Erkünsteltes trotz der Zeitenferne, in die das Stück verlegt ist. So antik der Stoff ist, so antik selbst die den griechischen Tragikern vielfach mit feinem Ohr und Auge abgelauschte und abgesehene Haltung des Stückes, so „verteufelt human" und modern, noch ganz anders als Goethe's Iphigenie, ist diese Hölderlin'sche Tragödie. Sie ist ein Herzenserguß des Dichters, der auch keinen Augenblick aus sich heraustritt — selbst in der Figur des Hermokrates reflektiert sich seine eigene Abneigung gegen Theologie und Pfarramt, darum ist er kein Dramatiker; und weil diese Herzensergießungen so ausschließlich beruhen auf der dichterischen, philosophischen und menschlich persönlichen Gegenwart und er

ſich doch nicht hineinzuverſetzen vermag in die ihn umgebende lebendige Wirklichkeit, ſondern ſich immer nur zurückſehnt nach einer geträumten und verſunkenen Welt, deshalb iſt dieſes antike Stück ſo durch und durch modern, ſo ſubjektiv und ſentimentaliſch, mit einem Wort: ſo ungriechiſch als möglich ausgefallen.

Und noch auf ein anderes Subjektives deutet der tragiſche Ausgang des Empedokles und ſeine ganz lyriſche Gefühlsbegründung hin — auf ein Krankhaftes in dem zum Tod betrübten Dichter ſelbſt. Hölderlin fühlt ſich unglücklich in der Welt, wie ſie iſt, daher die Invektiven Hyperions gegen die Deutſchen. Wer aber ſo von ſeinem Volk und ſeiner Zeit denkt, der ſteht freilich allein, ganz mutterſeelenallein, wie Empedokles unter ſeinen Agrigentinern trotz ſeines jungen Freundes Pauſanias und der leidenſchaftlich an ihm hängenden und ihn aus der Ferne feinfühlig verſtehenden Panthea; der ſtünde aber mit ſeinem leicht verletzlichen, überempfindlichen Herzen auch unter denen allein, zu denen er ſich zurückſehnt, unter den alten Hellenen, der iſt weltwund und krank am Leben ſelber und nur der Tod kann ſeinem Herzen Heilung und ſeinen Schmerzen Linderung ſchaffen. Aber wenn es beim hellen Licht des Tages und mit kaltem Blute angeſehen doch nur eine Narrheit iſt, ſich in den Aetna zu ſtürzen, um ſo an den glühenden Buſen der Natur zu fliegen — und der Zug mit den aus dem Krater geſchleuderten eiſernen Schuhen des Philoſophen giebt, wie dem Schluß des Stücks, ſo ſchon der alten Sage etwas Groteskes und Burleskes —, ſo iſt eben auch der entſetzliche Wahnſinn, der den Empedokles in den Tod treibt, dem Dichter ſelbſt nicht mehr fern. In der Abhandlung „Grund zum Empedokles“ — darin werden ich und C. C. T. Litzmann gegen Berthold Litzmann doch wohl Recht behalten — zeigt ſich eine Unklarheit, die nicht mehr

bloß philoſophiſcher Tiefſinn und Myſtizismus iſt, wie ihn Schelling mit einer großartigen Virtuoſität gehandhabt hat, ſondern es iſt eine entſetzliche, ängſtliche, peinigende Unklarheit: der Menſch, der das geſchrieben hat, iſt — wahnſinnig!

Und nun zu dem „Empedokles“ Nietzſche's. Sein Plan und ſeine Auffaſſung iſt freilich weit ſchwerer zu beſtimmen, da wir wie geſagt nur zwei ganz kurz ſkizzierte Entwürfe und die etwas weiter ausgeführte Anfangsſcene davon haben. Sie ſtammen aus den Jahren 1870 und 71, alſo aus der Frühzeit des Philoſophen, wo er noch fraglos geſund war, aus der Zeit, in der auch „die Geburt der Tragödie“ entſtanden iſt. Und in den Gedankenkreis dieſer Schrift gehören ſie denn auch hinein. Nach dem zweiten Entwurf ſtand die Entſtehung der Tragödie geradezu im Mittelpunkt des Stücks: als Gegenmittel gegen die Affekte der Furcht und des Mitleids, die in Agrigent infolge der ausgebrochenen Peſt um ſich greifen, wird ſie von Empedokles eingeführt.

Und nun auch bei Nietzſche der Einfluß der Philoſophie auf die Geſtalt des Stücks. Aber ſein „Erzieher“ iſt nicht Fichte ſondern Schopenhauer, und es iſt kein ſich von dieſem Losmachen und Befreien wie bei Hölderlin, ſondern ein volles Eintauchen und gänzliches ſich mit ihm Identifizieren: Nietzſche ſchreibt ſeinen „Empedokles“ als Jünger Schopenhauers. „Aus einem apolliniſchen Gott wird ein todesſüchtiger Menſch.“ Auch bei Hölderlin ſagt Empedokles einmal:

O glaub es mir, ich wäre lieber nicht geboren.

Für dieſen „tragiſchen“, peſſimiſtiſchen Philoſophen intereſſierte ſich Nietzſche und darum machte er ihn zum Helden ſeines Trauerſpiels. Empedokles durchſchaut das Weltelend — die Religion, daß ſie Trug iſt, die Kunſt, daß ſie Schein iſt; auch die Natur, die ſich ihm, bezeichnend für ſeine Anſchauung

vom Weibe, im Weib offenbart,[1]) flößt ihm Entſetzen ein; die Wiſſenſchaft richtet ſich gegen ihn ſelber. So im erſten Entwurf; dazu kommt dann im zweiten der Gedanke des Mitleidens und wird hier zum eigentlich treibenden Motiv. „Im hervorbrechenden Uebermaß des Mitleids erträgt Empedokles das Daſein nicht mehr.“ Daraus ergiebt ſich eine völlige Umgeſtaltung des Plans. Nach dem erſten beſchließt Empedokles die Vernichtung des Volkes, „weil er deſſen Unheilbarkeit erkannt hat“; „um es von der Qual zu befreien,“ denn „die Ueberlebenden von der Peſt ſind ihm noch bemitleidenswerter,“ will er es vernichten, was freilich nicht ganz ſtimmen will zu der anderen Angabe: „jetzt betrachtet er als Centrum das Weltleiden, wird Tyrann und verhärtet ſich immer mehr.“ Da die Herausgeber bemerken, daß ſie „die Ordnung der Niederſchrift für den Druck mehrfach geändert“ haben, ſo wird man dieſen Widerſpruch einſtweilen eben konſtatieren müſſen, ohne eine Löſung zu verſuchen. Klar und eindeutig motiviert wird dagegen die geplante Vernichtung im zweiten Entwurf ſo: „In ſeiner Göttlichkeit will er helfen. Als mitleidiger Menſch will er vernichten. Als Dämon vernichtet er ſich ſelbſt.“ Daraus ergiebt ſich nun ein erheblicher Unterſchied im Ausgang des Stücks. Nach dem erſten Entwurf wird Empedokles wahnſinnig, und ſo ſtirbt er, vielleicht weil er doch den Mut nicht finden kann, das Volk zu vernichten. Im zweiten Entwurf iſt von Wahnſinn keine Rede mehr, „im Uebermaß des Mitleids“ will er ſterben. Doch iſt auch hier noch einmal eine Zwieſpältigkeit. Nachdem Empedokles im vierten Akt den Todesplan gefaßt hat und zu Beginn des fünften ſich glücklich fühlt, das Volk da-

[1]) Die richtige Erklärung hiefür giebt wohl der Aphorismus „Wir Künſtler!“ im zweiten Buch der „fröhlichen Wiſſenſchaft“ Nr. 59.

durch gerettet zu wiſſen, ſetzt nun der „Widerſpruch“ ein: „Der Tod erſcheint als das größere Unheil als die Peſt,“ wozu wohl auch das Wort gehört, daß die Stadt „hier ihre griechiſche Art rette.“ Damit iſt ſein Plan mißlungen und deshalb ſtirbt er, indem er es verſchmäht, ſich vor den Lavaſtrömen zu retten. So würde er in Wirklichkeit doch nicht „im Uebermaß des Mitleids,“ ſondern unglücklich über das „Mißlingen ſeines Planes“ untergehen. Und endlich lautet es noch einmal anders in dem ausgeführten Scenarium. Hier heißt es im fünften Akt: „Myſtiſche Mitleidrede. Vernichtung des Daſeinstriebs, Tod des Pan. Flucht des Volks. Zwei Lavaſtröme, ſie (wer?) können nicht entrinnen. Empedokles und Korinna. Empedokles fühlt ſich als Mörder, unendlicher Strafe wert, er hofft eine Wiedergeburt des Sühnetods.“ Darnach ſtirbt er — nicht weil ſein Plan mißlungen, ſondern weil er (wenigſtens teilweiſe) gelungen iſt und er nun doch der Verantwortung für dieſe ungeheure That ſich nicht gewachſen fühlt.

Dieſe Widerſprüche alle wollen wir nicht verſuchen auszugleichen; ſie ſind vielmehr ein wertvolles Dokument für das Ringen und Durcheinanderwogen von allerlei Anläufen und motivierenden Konzeptionen; immer aber iſt es der Schopenhauer'ſche Peſſimismus, der jede dieſer Wendungen aus ſich hervortreibt und beherrſcht. Mit dem viel ſpäteren Zarathuſtra dagegen haben dieſe dramatiſchen Entwürfe nichts zu ſchaffen, und die Bemerkung Kögels im Nachbericht dazu, „man könne den Empedokles einen umgekehrten Zarathuſtra nennen,“ trägt zum Verſtändnis derſelben gar nichts bei und iſt geradezu irreführend. Die Verehrer Nietzſches in Naumburg ſind überhaupt nicht ſeine beſten Interpreten; um ihn richtig zu verſtehen, muß man ſich meiſt erſt von der Schweſter und den Herausgebern emanzipieren.

Wie Nietzſche ſeinen Plan ausgeführt hätte, iſt natürlich nicht zu ſagen. Formell doch wohl auch in Verſen. Dagegen ſcheint der mitgeteilte Entwurf der Anfangsſcene des erſten Aktes zu ſprechen, der in Proſa geſchrieben iſt. Allein aus der Unbeholfenheit und Trivialität dieſer Scene, die nur den Gedanken, daß in der Stadt „alles barbariſiert," deutlicher hervortreten läßt, können wir ſchließen, daß auch das wirklich nur ein „Entwurf" war, dem der Geiſt und der Glanz durch die poetiſche Form erſt noch hätte hinzugefügt werden ſollen; was freilich Hölderlin nicht nötig hatte, wenn man deſſen proſaiſche Eingangsſcene im „Tod des Empedokles" damit vergleicht. Oder iſt gerade das Mißlingen dieſer erſten Scene, die darin zu Tage tretende dramatiſche Hilfloſigkeit ſchuld daran geweſen, daß Nietzſche den Plan überhaupt aufgegeben hat?

Jedenfalls macht ihn dieſer ſkizzenhafte Empedokles-Entwurf nicht zum Dramatiker, und ſeinen „Prometheus" und „Ermanarich" kennen wir ja nicht. Auch darin gleicht er übrigens nochmals Hölderlin, der trotz der Schönheiten ſeiner Empedokles-Fragmente doch auch kein dramatiſcher Dichter geweſen iſt. Dazu waren ſie beide zu ſubjektiv und zu lyriſch, zu weltfremd und zu monologiſch. Aber während es Hölderlin nach Goethes weiſem Ausſpruch im Vergleich zu Schiller eben nur an „Fülle, Stärke und Tiefe" fehlt, kommt bei Nietzſche noch ein anderes hinzu — ſein philoſophiſcher Standpunkt. Weder ſein früherer Peſſimismus noch ſeine ſpätere brutale Abweiſung alles Mitleids und alles Mitleidens waren für einen tragiſchen Dichter günſtig; der Peſſimismus macht ja aus Welt und Leben ſelbſt eine Tragödie und läßt darum der Kunſt keinen Raum mehr zum Verklären und zum Verſöhnen, er kann nur Tragikomödien, aber keine Tragödien ſchaffen; und auf der anderen Seite, ohne Mitleid geht es in der Tragödie erſt recht

nicht, darin hat der alte Ariſtoteles doch Recht. Zum Dichter aber — und das trennt ihn definitiv von Hölderlin — wurde Nietzſche ſchließlich trotz aller hohen künſtleriſchen Anlage darum nicht, weil dazu die brutalen Machtinſtinkte nicht taugen, die er ja vielleicht ſelbſt nie gehabt, denen er aber ſo machtvoll und ſo ſieghaft das Wort geredet hat. Sie würden zwar einem tragiſchen Helden wohl anſtehen und ihn eben als Helden charakteriſieren, wenn nur nicht für die Tragödie noch etwas dazukommen müßte, was Nietzſche gefehlt hat: der Glaube an die Nemeſis, die jeden Uebermenſchen trifft.

So iſt Hölderlin, mit dem er ſich als Dramatiker einen Augenblick meſſen zu wollen ſchien, als Dichter freilich der unendlich feinere und größere: ich meine, man dürfe auch nur die beiden Phyſiognomien anſehen — Hölderlin, der ausſieht wie ein Apollo, und Nietzſche, der trotz aller Genialität um Stirn und Mund doch, auch ohne Artillerieuniform, entſchieden etwas vom halb ſchneidigen und halb verlegenen Reſerveoffizier an ſich hat. Aber was thut das Nietzſche? er war ja Philoſoph und kein Dichter. Schlimmer wäre es freilich für ihn, wenn ihm auch auf ſeinem eigenſten Gebiet, der Philoſophie der Kultur und Geſchichte, ein anderer, der von ſeinem Meiſter Schopenhauer ſo viel geſchmähte und verhöhnte „Charlatan“ Hegel ebenſo überlegen wäre, wie dort Hölderlin. Und auch das glaube ich; nur iſt hier nicht der Ort, den Nachweis dafür zu erbringen. Es wäre dies um ſo härter für ihn, als es ja zwei Schwaben und zwei Stiftler wären, denen wir dann im Dichten und im Denken den Preis vor ihm zuzuerkennen hätten; und von denen heißt es doch im „Antichriſt“: „Man hat nur das Wort „Tübinger Stift“ auszuſprechen, um zu begreifen, was die deutſche Philoſophie im Grunde iſt — eine hinterliſtige Theologie. Die Schwaben

ſind die beſten Lügner in Deutſchland, ſie lügen unſchuldig!“

Doch wozu das? Wir Schwaben ſind ja das Geſcholtenwerden gewöhnt, ich denke hier noch einmal an Treitſchke; und einem Kranken — denn der „Antichriſt“ iſt das Werk eines Kranken — nimmt man ohnedies nichts übel. Und überdies hatten wir es hier nur zu thun mit dem apolliniſchen Dichter und dem dionyſiſchen Philoſophen, und dieſe ſtellen ſich uns doch fraglos beide dar als zwei ganz geniale und zwei ganz tragiſche Geſtalten im deutſchen Geiſtesleben der letzten hundert Jahre. Deshalb ſind es auch zwei ſo intereſſante Menſchen. Ob dann den einen „die Mehrzahl ſeines Volkes kaum noch dem Namen nach kennt,“ oder den andern eine enthuſiaſtiſche Jugend kritiklos als „Modephiloſophen“ feiert und überſchätzt, darauf kommt in der That nichts an; denn die öffentliche Meinung ſchließt ja nach Hegel nicht bloß alles Wahre, ſondern auch alles Falſche in ſich ein. Deswegen dürfen wir uns auch in der Schätzung des Genies und ſeiner Werke nicht von ihr imponieren laſſen, ſondern müſſen uns unſern Weg ſelber ſuchen. Damit würde niemand mehr einverſtanden ſein, als der „Pöbelſchmäher“ Nietzſche.

Uhlandbriefe

Aus des Dichters Nachlaß im Besitz des Schwäbischen Schillervereins mitgeteilt von **A. Hartmann**

(Stuttgart)

In einigen Jahren wird das Marbacher Schillermuseum seine dem Andenken des größten schwäbischen Dichters geweihten Räume öffnen. Gewiß werden dann alle Besucher, mindestens alle dem Heimatland Schillers entstammten, sich freuen, den Großen, nur Einem zu Vergleichenden, umgeben zu sehen von jenen unter seinen Landsleuten, die den alten Dichterruhm Schwabens durch das Jahrhundert nach Schiller aufrecht erhalten haben. Obenan Ludwig Uhland. Teilt er doch mit jenem Größeren den hohen Vorzug, daß nicht bloß was er gesungen und geforscht hat, sondern ebenso was und wie er gewesen ist, der ganze Mensch, der Charakter, in seines Volkes Seele sich tief eingesenkt hat, der Nation Stolz und Vorbild, „in trüben Tagen ein Trost und eine Leuchte." So wird denn im Schillerhaus auch das Uhlandzimmer, mit dem durch hochsinnige Gönner erworbenen gesamten handschriftlichen Nachlaß des Dichters, einen Schatz von unvergänglichem nationalem Wert bewahren und — aufschließen.

Aus einem Hauptteil desſelben, dem reichhaltigen Briefwechſel Uhlands, ſind wir, nach ſeinen allezeit ſorgfältig gemachten und aufbewahrten Konzepten, dank freundlicher Erlaubnis der Vorſtände des Schwäbiſchen Schillervereins, ſchon jetzt in der Lage, einige Proben mitzuteilen, die uns den Dichter und Forſcher, den freimütigen Bürger und opferwilligen Menſchenfreund näher bringen mögen.

1. An Immanuel Bekker

In Paris hatte Uhland 1810 an dem zwei Jahre älteren Philologen Immanuel Bekker aus Berlin, dem bekannten Schweiger, einen Freund fürs Leben gewonnen. Dieſer blieb noch zwei Jahre in Paris und erfreute Uhland wiederholt mit Auszügen aus altfranzöſiſchen Handſchriften der dortigen Bibliothek.

Tübingen, Mai 1811. Die zwei Tage, die wir in Straßburg verweilten, brachte ich faſt einzig damit zu, auf, durch und um das Münſter zu wandeln und es in verſchiedenen Fernen und zu verſchiedener Zeit anzuſchauen. Die Vorderſeite, die Bruſt des Gebäudes, bis dahin wo der Turm aufſprießt und ein zweiter gleicher hätte aufſprießen ſollen, war mir beſonders nachts und bei Glockenſchall beinahe furchtbar, der Thurm ſelbſt aber macht den Eindruck des Schmucken und Feſtlichen. Das Ungeheure der Maſſe verliert ſich ganz in einer blumenartigen Zärte und Durchbildung und einer Durchſichtigkeit, die an die Varnhagenſchen Ausſchnitte erinnert. Man meint, der Sturm ſollte dieſen Thurm wie eine Pappel bewegen oder gar wie ein Luftgebilde verwehen. Beſonders zart erſchien er mir in einiger Entfernung, vom Wall aus, durch den Nebel. Das Pflanzenartige, Jugendliche macht ihn für jede Zeit geltend und ſpricht gewiß den modernſten wie den alterthümlichen Sinn an. Wie ſchwerfällig erſchien mir jeder ohne Vergleich kleinere Thurm, den ich nachher ſah! Das Innere der Kirche hat durch die Voll-

ſtändigkeit der gemalten Fenſter, durch die dunkelblaue und die dunkelrothe Maſſe der Glasgemälde eine ſehr ernſte und feierliche Beleuchtung. Welch ein Unterſchied von den gelben, hellvioletten und hellrothen Scheiben neuerer Zeit! Das Dunkelblaue iſt mir überall die bedeutendſte Färbung: im menſchlichen Auge, in Gemälden, in der Poeſie, wie bei Novalis. Gemalte Fenſter ſcheinen mir einer chriſtlichen Kirche weſentlich. Denn die Stätte iſt nicht geſchloſſen, die Kirche iſt unausgebaut, ſolange das Auge durch die Fenſter in den weiten Himmel blickt und damit den Geiſt aus der Kirche hinauszieht, ſolange nicht die Gottheit in dem Tempel ſelbſt gegenwärtig gefühlt werden kann. Zum Kirchenfenſter gehört daher, daß es keinen Blick, keinen Gedanken hinaus läßt, dafür aber allem Himmliſchen zum Eingang dient, und dieſe Anforderung erfüllt uns das gemalte Fenſter. Der Himmel hat ſich bilderreich auf die Kirche geſenkt und kommt dem anſtrebenden Geiſte aus allen Fenſtern gedrängt entgegen. Ein kleines Fenſter mit weißen Scheiben gerade über dem Hochaltar fällt um ſo unangenehmer auf. Es macht durch ſeine Nüchternheit den Eindruck, als wäre es ein Schornſtein, zur Kühlung oder irgend einem andern weltlichen Zweck beſtimmt. Man muß ſich vor dem fremden Licht in die farbig dämmernden Seitengänge flüchten. Auf einer Galerie über dem Chor ſteht der Telegraph, eine Windmühle fehlt noch.

In Karlsruhe verging mir eine Woche recht angenehm.*)

*) Im Hauſe des Bruders ſeiner Mutter, des Hofrats Hofer. Dieſer ſchrieb einige Wochen darauf nach Tübingen: „Es freute uns ausnehmend, Euren l. Louis wieder ſo wohlbehalten bei uns zu ſehen und wahrzunehmen, daß er unverändert geblieben iſt und die franzöſiſche windige Luft ſo ganz keinen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Denkungs- und Handlungsweiſe gehabt hat. Wer einmal ſo ſolid wie er iſt, der verleugnet ſeinen Charakter ſo leicht nicht mehr.“

Wenn man aber von etwas Vortrefflichem geſchieden iſt, ſo fühlt man den Schmerz des Verluſtes erſt dann ganz, wenn man auf etwas Mittelmäßiges oder Schlechtes in derſelben Art trifft. So ſtimmte es mich ſehr traurig, als ich in Karlsruhe die Molinara hörte, die mich ehemals im Odeon ſo ſehr erfreut hat. Das Stück mag für die Kräfte des Theaters ordentlich exekutiert worden ſein, aber es war mir, als hörte ich zwei Geigen und eine Pfeife. In Hinſicht auf bildende Künſte machte ich ähnliche Erfahrungen.

Von Karlsruhe aus verſenkte ich mich beim ſchrecklichſten Unwetter in unſern Schwarzwald und meinen Freund Kerner in Wildbad. Der Ort hat die gewöhnliche Lage der Bäder, in einem engen Thale, von einem lebendigen Strom durchrauſcht, die hohen Berge mit Tannenwäldern bedeckt; Sommers lebhaft und im Winter einſam. Wir lebten einige Tage, während der es meiſt regnete, recht heimlich zuſammen. Die Waldnatur, die überall hereinblickt und vorbeirauſcht, ergriff mich, wie ſie auch auf Kerner den beſtimmteſten Eindruck gemacht hat, der ſich bereits in mehreren ſeiner Gedichte verkündet. Nach zweijähriger Trennung hatten wir uns ſo vieles mitzutheilen, doch waren die erſten Stunden ſtill und ſtockend, vielleicht gerade weil des Mitzutheilenden ſo viel war. Unter anderem beſchäftigten wir uns auch mit der Redaktion eines poetiſchen Almanachs, den Kerner herausgibt und der nun bereits in den Händen des Verlegers iſt.

2. An einen Tübinger Profeſſor (? Ferd. Gmelin)

Stuttgart, 23. Oktober 1826. Mein Vater hat Ihnen bereits über den Gegenſtand des Schreibens, womit Sie mich beehrt haben, vorläufig meine Anſicht mitgetheilt. Wenn ich mit der ſchriftlichen Beantwortung bisher gezögert habe, ſo geſchah es, weil ich nur auch irgend etwas Näheres zu erfahren

wünſchte, von wem die Idee der Verlegung unſerer Landesuniverſität herrühre, von welchen Gründen man dabei ausgehe, wie weit ein ſolcher Plan ſchon vorbereitet ſei. Aber jedermann ſpricht davon, niemand weiß beſtimmteres anzugeben. Ob unter dieſen Umſtänden eine öffentliche Anregung der Sache nicht provoziren könnte, laſſe ich dahingeſtellt. Allerdings käme vieles auf die Art der Behandlung an. In keinem Fall aber kann ich mich als das taugliche Organ hiezu anſehen. Die Gründe, welche mir vorzüglich gegen die Verſetzung der Univerſität nach Stuttgart ſprechen, ſind von der Beſchaffenheit, daß ich von ihnen entweder gar keine Wirkung zu erwarten hätte oder die entgegengeſetzte befürchten müßte. Ich ſehe in der Verlegung einer ſolchen Anſtalt in eine kleine Hof- und Kanzleiſtadt ein weiteres Förderungsmittel der Servilität; hiebei meine ich nicht bloß die eigentlich politiſche Beziehung, denn jedem Staat, welche Verfaſſung er habe, muß daran gelegen ſein, daß in den Anſtalten, auf die er bedeutendes verwendet, tüchtige Menſchen von Charakter und freiem Blick erzogen werden. Hiezu nun hat man von jeher zweckmäßig befunden, daß die Hochſchulen an ſolchen Orten beſtehen, wo die Wiſſenſchaft bei geiſtiger Richtung ſich vorzugsweiſe geltend machen kann, wo alle Titel und Rangliſten, wo alle beengenden Verhältniſſe, welche beſonders in unſerem Lande der Kanzleien und Referendäre nur allzufrühe die Jugend ertödten, in wohlthätiger Ferne ſtehen, wo der jugendliche Geiſt im Lichte der Wiſſenſchaft und der Idee, im Kreiſe muthiger Genoſſen, in der Umgebung einer ſchönen Natur ſich friſch und fröhlich entwickeln kann. Eben dieſes aber, eindringlich ausgeführt, könnte denjenigen, welche nichts ſo ſehr ſcheuen als den Geiſt und die Selbſtändigkeit, nur zum Beſtimmungsgrund oder Werkzeug für den Plan der Verlegung beſtimmen.

Einſtweilen iſt noch geſtattet, das Beſſere zu hoffen. Hat denn noch irgend ein gefühltes Bedürfniß der Ueberlegung ſich gezeigt, irgend eine öffentliche Meinung, eine gewichtige Stimme ſich dafür ausgeſprochen? iſt nicht der Gewinn auf der einen Seite zum wenigſten problematiſch, der Nachtheil auf der andern gewiß? haben nicht alle Voranſchläge für neue Einrichtungen, zumal wenn man dieſe wohlfeil darſtellen wollte, getäuſcht und ſind nicht ſtets die Nachwehen in den folgenden Etats erſchienen? muß man nicht hier die Beſoldungen erhöhen und würden nicht unſere Studierenden durch nothwendig größeren Aufwand beſteuert werden? oder ſoll das Studium ein Privilegium für die Söhne der Hieſigen ſein? iſt es möglich, Tübingen hinreichend und für die Dauer ſchadlos zu halten? iſt jetzt die Zeit, Nahrungsquellen, wo noch welche ſind, zu verſchließen? wär' es nicht der nackte Muthwill, ohne eine dringende, entſcheidende Anforderung des Landeswohls eine zahlreiche Stadtgemeinde mit der ganzen Umgegend der Erwerbmittel zu berauben, in deren Beſitz ſie ſeit Jahrhunderten ſich vertrauensvoll befunden und eingewohnt? Auf dieſe praktiſchen Betrachtungen, die nicht umgangen werden, ſetz' ich immerhin einige Hoffnung.

3. An Ch. F. Jäger in Ludwigsburg

Neben den nicht wenigen wirklich begabten jungen Dichtern, welche Uhland vor dem Hinaustreten in die Oeffentlichkeit um ſein Urteil oder auch ein Geleitswort baten — es ſeien nur H. Stieglitz, Candidus, J. G. Fiſcher genannt — finden ſich im Briefwechſel viele Unberufene, die dem Mann von unerſchütterlicher Herzensgüte mit dem Anſinnen, ihre Reimereien zu leſen, zu begutachten, an einen Verleger zu bringen ꝛc., von ſeiner koſtbaren, ſo gut angewandten Zeit geſtohlen haben. Wie weit das ging und wie ernſt der edle Menſchenfreund die Vollziehung auch ſolch läſtiger Aufträge nahm, zeigen ergreifend deutlich zwei

Antwortſchreiben an den in Württemberg einſt vielgenannten Hochſtapler Jäger von Eſchenau, einen ehemaligen Barbier, Jagdgehilfen, Soldaten ꝛc., der aus dem Arbeitshaus in Ludwigsburg im Januar und Dezember 1846 eine handſchriftliche Gedichtſammlung zweimal an Uhland ſchickte, zuerſt mit der Bitte, ihm für einen Verleger zu ſorgen, dann mit der noch reifteren, das Manuſkript nochmals genau durchzuſehen, eine Auswahl zu treffen und dieſe mit den nötigen Verbeſſerungen zum Verlag zu empfehlen. Auf beide Anſinnen des Strafgefangenen hat Uhland eingehend geantwortet in zwei meiſterhaften Briefen, denen wir nachſtehendes entnehmen.

Tübingen, 8. Febr. 1846. Nachdem Sie mein Urtheil (im erſten Theil des Briefs ausführlich abgegeben) verlangt, mögen Sie auch einen wohlgemeinten Rath nicht unfreundlich aufnehmen. Sie bemerkten, daß in dem anſehnlichen Manuſcripte doch nur der vierte Theil Ihrer lyriſchen Erzeugniſſe enthalten ſei und Sie überdies noch eine dramatiſche Arbeit entworfen haben. Hiernach ſcheint die meiſte Zeit, über die Sie verfügen können, dieſen poetiſchen Produktionen gewidmet zu ſein. Es iſt nun keineswegs meine Abſicht, Ihnen das zu verleiden, was Ihnen in trüber Zeit zur Erholung dienen kann, oder auch in befreundeten Kreiſen beifällige Aufnahme gefunden hat. Aber ſchon die Ausbildung Ihres Talents in der Richtung zur Poeſie würde erfordern, daß Sie ſich etwas mehr mit gründlichen Kenntniſſen zu verſehen ſuchten. Viel wichtiger jedoch iſt eine andere Erwägung. Die Herausgabe Ihrer Gedichte würde im günſtigſten Falle doch nicht von dem äußeren Erfolge ſein, daß Sie darauf einen Lebensplan bauen können. Muß es Ihnen nun angelegen ſein, daß bei Ihrem Wiedereintritt in das bürgerliche Leben ſich Ihnen ein Beruf eröffne, der Sie vor Wegen bewahrt, auf denen Sie ſo herbe Erfahrungen gemacht haben, ſo iſt auch dringend anzurathen, daß Sie ſich dazu, ſobald Ihnen Gelegenheit geboten iſt, durch ernſtere und nützliche Beſchäftigung

ausrüſten. Hauptſache iſt hiebei ein ſittlich kräftiger, auf gewiſſenhafte Selbſtprüfung gegründeter Vorſatz zu neuem, wohlgeordnetem Leben.

22. Dezember 1846. (Nach eingehender Darlegung, warum der Druck der Gedichte nicht zu rathen, ſelbſt im Weg der Subſkription nicht. Daß Sie für die Zeit der Entlaſſung aus der Haft ſich mit ernſten Vorſätzen und Vorbereitungen ausrüſten, kann ich nur erfreulich finden. Wenn es mir aber nach Obigem zweifelhaft iſt, daß der ſchriftſtelleriſche Weg Ihnen die erſten Mittel zum weiteren Fortkommen werde verſchaffen können, ſo möchte ich eher darauf aufmerkſam machen, ob Sie nicht ſich ſeiner Zeit an den beſtehenden Verein für entlaſſene Strafgefangene mit Beilegung von Zeugniſſen Ihrer bisherigen Aufſichtsbehörde zum Zweck einer angemeſſenen Unterſtützung wenden könnten.

Noch einmal, im November 1847, hatte Uhland einen Strafgefangenen zu beraten, einen H. S., der aus dem Zuchthaus in Bruchſal bei ihm anfragte, ob er nicht das ſogenannte Lettenepos ins Deutſche übertragen und was er etwa dabei beobachten ſolle. Der Dichter und Forſcher erteilte freundlichen Rat und ſchrieb zugleich an den Direktor der Strafanſtalt Dr. Diez: „Die Verhältniſſe des S. ſind mir gänzlich unbekannt, ſein Beſtreben aber, die leidige Muße der Gefangenſchaft zu geiſtiger Beſchäftigung zu verwenden, ſcheint mir Förderung zu verdienen, wie ſie ihm bereits durch Ihre Güte zu teil wird. Er hat mir geſchrieben, daß es ihm für dieſe Arbeiten zur Anſchaffung von Schreibmaterial, zu Portoauslagen, Bücherzins an eigenen Mitteln fehle und hat mich deshalb um Unterſtützung angegangen. Ich lege daher für dieſen Ihnen ohne Zweifel näher bekannten Bedarf einen Beitrag von 3 Kronenthalern hier an."

4. An Rechtsconſulent Fetzer in Stuttgart

Unter Einſendung eines von dem politiſchen Flüchtling in London Dr. jur. Ed. Zimmermann, vormals Bürgermeiſter von Spandau und

Mitglied der deutſchen Nationalverſammlung, erbetenen Zeugniſſes, daß Z. eine wiſſenſchaftliche Ausbildung genoſſen habe, ſchrieb Uhland an Fetzer:

Tübingen, 26. Nov. 1850. Was die Unterſtützung der Flüchtlinge überhaupt betrifft, ſo hat ſich mir die Bemerkung ergeben, daß die öffentlichen Aufrufe vielleicht mehr gewirkt hätten, wenn ſie nicht mitunter zu ausſchließlich als Parteiſache gehalten wären. Es gibt doch wohl manche, die mit dem badiſchen Aufſtand u. ſ. w. nicht einverſtanden ſind, ohne darum den redlichen Willen und die Aufopferung ſolcher, die jetzt Noth leiden, zu verkennen, denen es aber nicht zuſagt, wenn in der Weiſe aufgefordert wird, daß ſie durch ihre Betheiligung ſich zugleich zur Parteifarbe bekennen zu müſſen glaubten. Zur ſtaatsbürgerlichen Freiheit gehört ja die Berechtigung verſchiedener Anſichten und ſo würden auch die Beiſteuern der politiſch anders Geſinnten nicht zu verſchmähen ſein. Erlauben Sie, daß ich Gelegenheit nehme, einen Beitrag für hilfsbedürftige Exilirte hier anzuſchließen, über den ich Sie, wie es Ihnen zweckmäßig erſcheint, ſelbſt oder durch Vermittlung eines zuverläſſigen Vereins zu verfügen bitte.

5. An Dr. Wolfgang Müller in Düſſeldorf

Tübingen, 8. März 1852. Es wäre nicht vergnüglich, wenn ich Sie von allem dem unterhalten wollte, was mir ſeit geraumer Zeit, wie in der Ausführung längſt begonnener Arbeiten, ſo auch im Genuſſe manches Schönen, das mir durch freundliches Wohlwollen zugegangen iſt, ſtörend und hinderlich war. Ich ſage lieber geradezu meinen innigen, wenn auch verſpäteten Dank für Ihre werthvollen Zuſendungen. Wie lieb wäre es mir geweſen, wenn ich zu dem verlockenden Künſtleralbum einen tauglichen Beitrag hätte einſchicken können! Aber Sie werden aus der mitfolgenden neuen Ausgabe meiner Lieder,

ſofern Ihnen ältere im Gedächtniß ſind, entnehmen, daß mir ſchon langeher kein poetiſcher Zuwachs zur Verfügung ſteht. Meine Arbeitsluſt iſt jetzt ſagengeſchichtlichen Forſchungen zugewandt. An dem, was Andern im Liede gelingt, kann ich darum doch das Herz erfreuen, und dieſe Freude iſt mir durch die Loreleilieder geworden, die Sie mir ſo recht zu eigen gegeben haben. Dieſelben verſetzen mich aufs lebendigſte an den ſagenreichen Rhein, zu dem ich meine Gedanken, ſelbſt meine Forſchungen ſtets wieder hingezogen finde, wie der Neckar an meinem Hauſe vorüber dem Rheine zuſtrömt. Ohne mich auf das Einzelne zu verbreiten, muß ich doch eines ausheben, das Grab zu Köln, das mir allein ſchon ein theures Geſchenk iſt. Bewahren Sie mir Ihre freundſchaftliche Geſinnung und nehmen Sie den herzlichen Gruß Ihres treuergebenen L. U.

6. An H. F. Maßmann in Berlin

Mit dem Germaniſten Maßmann (1797—1874) ſtand Uhland von 1825 bis zu ſeinem Tod 1862 in regem, durch öfteres Zuſammenſein erfriſchtem Briefwechſel. Der hier mitgeteilte kleine Brief iſt die Beilage zu der Antwort von Frau Uhland auf ein an ſie gerichtetes Schreiben, worin Maßmann den Tod ſeiner Frau gemeldet und ſeiner Freude über Uhlands Wahl zum Ritter des Ordens pour le mérite Ausdruck gegeben hatte.

Tübingen, Dezember 1853. Nehmen Sie, theurer Freund, auch von mir mit wenigen Worten den Ausdruck innigſter Theilnahme an einem Verluſte, deſſen volle Bedeutung wir mitfühlen können, da uns das Bild der edeln Hingeſchiedenen und des häuslichen Glückes, das ſie Ihnen neu aufgebaut, in naher und lebhafter Erinnerung ſteht.

Neben dieſem erſchütternden Schlage iſt kaum der mißlichen Verwicklung zu gedenken, die ſo gänzlich unerwartet und ohne

die Möglichkeit einer vorherigen Verständigung, wie sie gewiß in meiner Sinnesart gelegen wäre, über mich gekommen ist.

Möge nach einer Reihe der härtesten Erfahrungen[1]) die Kraft der inneren Aufrichtung Ihnen, verehrter Freund, ungemindert verbleiben!

Ihr treuergebener L. U.

7. An Dr. Daniel Sanders in Alt-Strelitz

Tübingen, 1. Februar 1860. Ihr verbindliches Schreiben mit Beilagen kam mir zu, als ich im Begriffe war, an Jacob Grimm einige Zeilen meiner innigen Theilnahme an dem Verluste seines Bruders Wilhelm zu richten, im lebhaften Gefühl der von beiden Brüdern langeher erfahrenen freundlichen Gesinnung. Da würde mir es denn nicht wohl anstehen, mich für die meinem Namen zugedachte Widmung eines Werkes[2]) zu erklären, das, wie in seinem 1854 erschienenen Programm, so noch in Verlagsanzeigen auf dem Umschlage der neuesten Lieferungen sich dem Deutschen Wörterbuche der Brüder Grimm auf besonders schroffe Weise entgegenstellt. Ueber die beste Gestaltung eines solchen will ich mir kein Richteramt anmaßen, ernste Abhaltungen ließen mich eben jetzt nicht einmal dazu gelangen, den mitgetheilten Abschnitt Ihrer Arbeit genauer kennen zu lernen, aber des Dafürhaltens bin ich, daß der neuhochdeutsche Sprachschatz für verschiedenes Bedürfniß verschieden behandelt werden könne und nicht nothwendig ein Unternehmen das andere feindlich ausschließe. Den Brüdern Grimm bin

---

[1]) Maßmann war die Leitung des Turnwesens abgenommen worden, sein ältester Sohn, ein talentvoller Landschaftsmaler, war in Italien dem Tode nahe.

[2]) Wörterbuch der deutschen Sprache von D. Sanders.

ich von Herzen dankbar für die reiche Gabe, die ſie, ausgerüſtet mit einer von der Jugend bis ins Alter treu gepflegten Forſchung, auch auf dieſem Felde geſpendet haben, und mein Bedauern geht nur dahin, daß ſie über der neueren Mühewaltung ſo vieles zurücklegen mußten, was für mich, in meiner Richtung, vom vorwiegendſten Werthe geweſen ſein würde.

Aus Studienmappen schwäbischer Künstler

Rob. Haug (Stuttgart) Kreide-Studie

Heimkehr

Die Stätte meiner Kindheit ſah ich wieder,
Nach welcher mich ſchon oft im Traum gelüſtet,
O weh, wie war verdorben und verwüſtet
Die ſchöne Heimat meiner Jugendlieder.

Dort hebt ein Neubau ſeine Rieſenglieder,
Der ſich mit geiſtlos-ödem Zierwerk brüſtet,
Ein anderer wird eben abgerüſtet,
Hier hauen ſie die letzten Bäume nieder.

Wo ſind die Bäche mit den grünen Weiden,
Die reinen Quellen, dran die Vögel ſangen,
In trägem Schwung ſich Mühlenräder ſchwangen?

In meine Seele kam ein tiefes Leiden,
Zum Kirchhof bin ich ſtill hinausgegangen,
Derweil im Thal die Abendglocken klangen.

Die letzte Schwalbe

Die letzte Schwalbe ſchwirrt allein
Um windverwehte Dächer,
Noch füllt ein matter Sonnenſchein
Altanen und Gemächer.

Die Rebenberge tragen ſchon
Im goldnen Laub die Trauben, —
Die Schweſtern nach dem Süden floh'n,
Und wilde Stürme ſchnauben.

Vielarme Schwalbe, könnteſt nicht
Im warmen Zimmer bleiben,
Dein ungeduldig Herz durchbricht
Im Flug die Fenſterſcheiben.

Nach hellerer Heimat iſt ein Drang
Dir göttlich eingeboren, —
Du ſtürzeſt hin am Alpenhang
Und gehſt im Schnee verloren.

Stuttgart Eduard Paulus

Vergangen

I

Ich grüße dich, du junges Kind der Erde,
Still trateſt du zu uns in lauter Zeit,
Du träumeſt am geborgnen Herde,
Indeſſen das Jahrhundert ſtirbt im Streit.
Indes ſie ſchon die Waffen ſchmieden,
Um aufzurichten eine neue Welt,
Winkt dir die alte noch mit ſüßem Frieden,
Hat an die Wiege dir den Lenz geſtellt.

Der Tannen alte dunkle Einſamkeiten
Umgeben flüſternd deinen jungen Tag
Und Märchen wollen nächtens ſchreiten
Zu dir vom mondbeglänzten Waldeshag,
Es rauſcht des Bachs geſchäftige Welle
Zum Schlummer dir die müden Sinne ein,
Her ſtrömt zu dir aus immerfriſcher Quelle
Natur mit ihrem rätſelvollen Sein.

Doch alle Rätſel, die das Herz bewegen,
Die Liebe löſt ſie ewig und die Pflicht,
Und ſieh, mit ihrem Himmelsſegen
Umfängt die Liebe dich und läßt dich nicht
Und ſchreibt dir eherne Gebote,
Ein heilig Sollen in die Seele ein,
Damit du fragen lernſt nach einem Gotte
Und meideſt, was uns elend macht, den Schein.

So träume nur, dir ſteht in gutem Zeichen
Der Stern des Lebens, und ob alles fällt,
Ob einſt die alten Größen weichen
Und aus den Trümmern ſteigt die neue Welt:
Du geh' den Weg, der nie veraltet,
So lang ein tiefes Herz noch ſchlagen kann,
Es dauert nur, was ſtill die Pflicht geſtaltet,
Das wiſſe du und wachſe auf zum Mann!

II

Hier von wehendem Laub überdacht,
Schlummere, Knabe, ſchlummere ſacht!
Wohl hat die Sonne noch goldenen Stand,
Wohl zieht rauſchend die Welle durch's Land,
Aber du
Träume nur zu —
Sonne und Strom auch, die wandernden nah'n,
Träumend zu ruhen, dem Ocean.

Hörſt du im tiefen Walde, mein Kind,
Dunkle Märchen flüſtern den Wind?
Dort bei der Eichen düſterem Platz
Hütet der Rieſe den funkelnden Schatz.
Aber in Ruh'
Schlummere du!
Horch, wie die Spindel geht — hörſt es ſo gern;
Mutter wacht und der Rieſe iſt fern.

Selig, wen rein das Leben ließ —
Du darfſt noch ſchauen das Paradies,
Darfſt mit den Engeln ſpielen im Traum —
Stille, ſie kommen, noch hörſt du ſie kaum,
Aber ſchon klingt's,
Schwingt ſich und ſingt's!
Leiſe ſchließe die Augen, ſchlaf ein,
Und der Himmel, der ganze, iſt dein!

Weit iſt die Welt und enge dein Reich,
Kannſt es umfah'n mit den Aermchen weich —
Nicht in der Ferne einſt ſuche das Glück,
Kehreſt nur müde zur Heimat zurück.
Mutterhut
Meint es ſo gut,
Geh' nicht, ſo lang ſie dich ſchirmen mag,
Ach, es endet der ſchönſte Tag.

Matter ſchon ſchicken die Blumen den Hauch,
Neigen das Köpfchen und ſchlafen auch,
Bald glüh'n Sterne in dunkelndem Feld,
Heim zieh'n die Herden, es ſchweigt die Welt,
Hält nun wie du
Selige Ruh —
Darum hinein in die heilige Nacht
Schlummere, Knabe, ſchlummere ſacht!

III

Vom dunklen Land des Niegeweſnen
Kamſt du zu uns mit ſcheuem Schritt
Und brachteſt einen auserleſnen
Und gar ſo ſtillen Schützer mit.

In ſeines Mantels ſanfte Falten,
An ſeine kühle Hand geſchmiegt,
Erbangteſt du, den Arm zu halten,
In dem wir weinend dich gewiegt.

Kaum daß des Lichtes erſtes Grüßen,
Des Lebens erſter Ton dich traf,
Wichſt du zurück mit müden Füßen
Und leis nahm dich ans Herz der Schlaf.

So ruh denn, ſprach er, reine Hülle,
Der Erde eine leichte Laſt —
Die leben, geh'n durch Schuld zur Stille,
Den Frieden ſuchend, den du haſt.

IV

Kein Regen im Hauſe mehr.
Ein Klang aus fernen Gaſſen
Tönt müde: Verloren, verlaſſen!
Wie elend, o Herz, wie ſchwer!
Die kommenden Tage, wie leer!

V

Nun haben ſie dich gebettet
In einen winzigen Schrein
Und um dich her gebreitet
Maiglöckchen und Rosmarein.

Dein blaß Geſichtchen neigt ſich
Zur Seite friedevoll,
Es ſteht auf den ſanften Lippen
Ein freundliches: Nun wohl!

Und wie ein Hauch jetzt ſpielend
Die Blüten um dich rührt,
Da iſt's, als hätteſt du linde
Schwingen der Engel verſpürt.

Hinſchwebt's um deine Züge
Wie Sieg der Ewigkeit,
Und wunderbar entſchlafen
Will alles Weh der Zeit.

Böblingen Adolf Marquardt

Die Aeſthetik des täglichen Lebens

Von Carl Weitbrecht

(Stuttgart)

Die Aeſthetik gilt heute noch vielen als eine unheimliche Wiſſenſchaft — unheimlich im eigentlichen Sinne des Wortes, ſofern es etwas bedeutet, worin man nicht gut heimiſch werden kann — zu hoch und verſtiegen für einen geſunden Menſchenverſtand, gelehrt langweilig, philoſophiſch abſtrakt oder abſtrus, eine unnötige und aufdringliche Wiſſenſchaft, weil ſie teils mit Begriffszähnen Dinge benage, die doch jeder, namentlich jeder Gebildete einfach ſehe und empfinde, teils Geſetze geben wolle, die man ſich gar nicht brauche gefallen zu laſſen. Und nun gar eine „Aeſthetik des täglichen Lebens“ — iſt ſie nicht einfach eine Ungereimtheit oder gar Unverſchämtheit? Haben wir nicht gerade genug, wenn ſich die Aeſthetik in unſere Kunſtgenüſſe oder gar ins künſtleriſche Schaffen mengen will? Brauchen wir auch noch im täglichen Leben ihre überflüſſige Weisheit anzuhören? Das fehlte gerade noch!

In der That: das fehlt gerade noch! Unter den verſchiedenen vorhandenen Zweigen der Aeſthetik fehlt noch der, den ich „die Aeſthetik des täglichen Lebens“ nennen möchte —

das heißt: es iſt wohl für dieſen Zweig viel Material angeſammelt, aber er hat ſich noch nicht organiſch ausgewachſen. Und indem ich den Verſuch mache, auf Grund des dermaligen Standes der wiſſenſchaftlichen Aeſthetik die Grundlinien einer ſolchen Aeſthetik des täglichen Lebens zu ziehen, hoffe ich zugleich zeigen zu können, daß die Aeſthetik überhaupt nicht das böſe und unnütze Ding iſt, für das ſie vielen noch gilt.

Verſtändigen wir uns zuerſt darüber, was wir unter dem täglichen Leben verſtehen! Dem Sprachgebrauch nach iſt es offenbar der Teil des Menſchenlebens, der Tag für Tag dahinläuft abſeits von dem öffentlichen Leben mit ſeinen weithin ſichtbaren Pflichten, Rechten und Thätigkeiten, der ſtill dahinſtrömt unter den großen Strömungen des geiſtigen Lebens in Kunſt, Wiſſenſchaft, Litteratur, Religion, Politik, unter den großen Lebensbewegungen im weltumſpannenden Verkehr der Menſchheit, in Handel und Induſtrie, Erfindungen und Entdeckungen, geſellſchaftlichen und politiſchen Beſtrebungen und Kämpfen. Es iſt der Teil unſeres Lebens, den wir alltäglich leben mit Wohnen und Schlafen, mit Eſſen und Trinken und Sichkleiden, mit Arbeit und Erholung, Pflichterfüllung und Vergnügen — alles das, was nur zwiſchen unſern vier Wänden oder auch auf der Alltagsſtraße, in Haus und Familie, in der nicht öffentlichen Berufsarbeit, in der privaten Geſelligkeit oder auch im ſtillen ruhevollen Umgang mit der Natur draußen ſich abſpielt. Nichts Außerordentliches, nichts, was weitere Kreiſe zieht, nichts was die große Welt des Geiſtes oder der praktiſchen Intereſſen direkt in Bewegung ſetzt — nur das, was ſich alltäglich mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit, Einförmigkeit, ſtändigen Wiederholung in jedem Menſchenleben vollzieht! Ein jeder lebt es in ſeiner Weiſe, ohne daß es ihm beſonders wichtig dünkte — außer er ſei der geborene Alltags-

menſch, der nur für das alles Intereſſe hat, oder — er trete in ein äſthetiſches Verhältnis auch zu dieſen Alltagsdingen.

Und nun kann allerdings kein Zweifel ſein, daß der Menſch von jeher und mit ſteigender Kultur immer mehr das unwillkürliche Streben gehabt hat und hat, auch ſein Alltagsleben äſthetiſch zu betrachten und zu geſtalten, ja ihm gerade durch ſolche äſthetiſche Behandlung einen Reiz zu geben, den es an ſich nicht hätte, es dadurch aus der Sphäre des Gewöhnlichen, in gleichgiltiger Wiederholung ſich Abhaſpelnden hinaufzuheben in die Nähe der menſchlichen Lebensäußerungen, welche Bedeutung haben, welche über die Stillung der bloßen Daſeinsbedürfniſſe, über die Enge und Bedürftigkeit der bloßen Lebensfriſtung hinausgehen. Wir wollen nicht nur ein Dach über uns haben gegen Wind und Wetter, ſondern wir wollen wirklich wohnen und es wohnlich haben in Räumen, deren ſtändiger Anblick uns behagen kann; wir wollen nicht bloß eſſen und trinken, ſondern das Gerät, das wir dazu brauchen, die ganze Zurüſtung zum Eſſen und Trinken ſoll uns gefallen; wir wollen nicht bloß ſchlafen, weil wir Schlaf brauchen, ſondern das Lager und ſeine Umgebung ſoll uns zum Schlafe locken und beim Aufwachen uns erfreuen; wir wollen nicht nur unſere Blöße decken, ſondern was wir am Leibe tragen, ſoll uns und andern gefallen, ſoll möglicherweiſe ſogar das, was uns an unſerer Leiblichkeit nicht gefällt, gefälliger machen; wir wollen nicht bloß unſere Alltagsarbeit verrichten, ſondern die Werkzeuge, die wir dazu brauchen, ſeien es nun Bücher oder Küchengeſchirre oder Handwerkszeuge oder was ſonſt, ſollen uns auch durch ihr Ausſehen einladen, ſie mit Luſt zu gebrauchen, und die ganze Umgebung, in der wir arbeiten, ſoll uns durch den ſinnenfälligen Eindruck, den ſie macht, zur Arbeit ſtimmen und in der Arbeit fördern; wir wollen nicht nur von der Arbeit

ausruhen, ſondern die Geſtalt, die unſere Erholung annimmt, ſoll ihren Wert durch den Reiz des Gefälligen und Anmutenden erhöhen; wenn wir friſche Luft ſchöpfen, ſuchen wir womöglich einen Aufenthalt oder einen Spaziergang, wo auch das Auge etwas angenehmes ſieht, und wenn wir mit andern uns geſellig vergnügen, ſei's auch in ganz alltäglicher Weiſe, ſo ſoll auch das in gewiſſen die Luſt erhöhenden Formen geſchehen, Schlag und Art haben, hübſch und nett zugehen. Durch all das verſchaffen wir auch unſerem Alltagsleben einen höheren Wert und Reiz, verſchaffen wir uns das Gefühl, daß wir etwas anderes ſind als der Gaul im Karren und die Kuh an der Raufe, daß wir auch am Alltag dieſelben Menſchen ſind, die ſich ein andermal einen Feſttag machen, indem ſie das Höchſte, Schönſte und Bedeutendſte ſchaffen und genießen, was der Menſchengeiſt in ſeinen außerordentlichen Leiſtungen hervorbringen und womit er ſein Daſeinsgefühl erhöhen kann.

In all dem betrachten und geſtalten wir unſer tägliches Leben nicht nur praktiſch oder theoretiſch ſondern äſthetiſch, wir erzeugen thatſächlich eine „Aeſthetik des täglichen Lebens" — und die Aeſthetik als Wiſſenſchaft hat dieſer Aeſthetik der Thatſachen gegenüber nichts anderes zu thun, als was ſie überhaupt dermalen als ihre einzige wiſſenſchaftliche Aufgabe betrachten kann: die thatſächlichen Lebensvorgänge, welche ſich als äſthetiſche von andern unterſcheiden, auf ihr pſychologiſches Weſen und ihre äußeren oder inneren Bedingungen hin zu unterſuchen; die bunte Mannigfaltigkeit dieſer Vorgänge auf gewiſſe einfache Grunderſcheinungen zurückzuführen, die ihre Lebensprinzipien ausmachen und die wir Geſetze nennen; dieſe dann einzuordnen in den großen Zuſammenhang der Lebensvorgänge, dem wir eine Geſetzmäßigkeit und Notwendigkeit zuſchreiben — und ſo am Ende allerdings auch Geſetze zu finden

im Sinne von Regeln, nach welchen die bewußte äſthetiſche Geſtaltung unſeres Lebens ſich richten muß, wenn ſie nicht den eigentlich äſthetiſchen Zweck verfehlen, ihn vielmehr möglichſt leicht und ſicher erreichen ſoll.

Dieſes wiſſenſchaftliche Verfahren ausdrücklich und in methodiſchem Zuſammenhang auch auf die äſthetiſchen Vorgänge des Alltagslebens anzuwenden, das wäre die wiſſenſchaftliche Aufgabe einer „Aeſthetik des täglichen Lebens“; und dieſer Zweig der Aeſthetik trüge, wie die ganze Aeſthetik, die wir heute treiben, den Charakter der angewandten Pſychologie — die aber gegebenen Falls auch auf die Phyſiologie zurückzugreifen, an gewiſſen Punkten mit der Phyſik ſich auseinanderzuſetzen hat.

Das Erſte alſo, worüber wir uns ins klare zu ſetzen hätten, wäre das beſondere pſychologiſche Weſen des äſthetiſchen Verhaltens im täglichen Leben — im Unterſchied von allem praktiſchen oder theoretiſchen Verhalten — gleichgiltig zunächſt, ob dieſes äſthetiſche Verhalten produktiv, ein Hervorbringen von äſthetiſchen Wirkungen, oder receptiv, ein Aufnehmen ſolcher Wirkungen, ſei. Wenn ich mich von meinem Studierzimmer oder einem fremden äſthetiſch berührt fühle oder es unter äſthetiſchen Geſichtspunkten einrichte, ſo verhalte ich mich offenbar pſychologiſch anders, als die Magd ſich verhält, die das Studierzimmer abſtäubt, oder als ich mich ſelbſt verhalte, wenn ich meine Bibliothek ordne oder nach einer alten Broſchüre durchſtöbere, oder wenn ich an die Wand ſtarre, um einen wiſſenſchaftlichen Gedanken feſtzuhalten, oder in meiner Cigarrenkiſte nach einer Sorte ſuche, die ſchwer oder leicht genug ſei, um während der Arbeit mit Vorteil geraucht zu werden. Die Hausfrau verhält ſich anders, wenn ſie mit wohlgefälligem Blick die gedeckte Tafel überſchaut und etwa noch einen Blumen-

ſtrauß zurechtrückt, als wenn ſie die Suppe koſtet, ob ſie genügend geſalzen ſei, oder ſich über die Magd ärgert, die einen angebrannten Braten auf den Tiſch bringt. Das Mädchen, das ſich in einem neuen Ballkleid vor dem Spiegel betrachtet, verhält ſich anders als ihr Vater, der die Rechnung der Schneiderin zahlt und etwa theoretiſche Betrachtungen über den Einfluß der Damenmoden auf die Nationalökonomie anſtellt. Das einemal handelt ſichs lediglich um den ſeeliſchen Eindruck, den die ſinnliche Wahrnehmung als ſolche macht, oder um die Erzeugung eines ſolchen ſeeliſchen Eindrucks durch eine beſtimmte Anordnung des Sinnenfälligen — das andremal handelt ſichs um die Verfolgung praktiſcher Zwecke und die geeigneten Mittel dafür oder um verſtandesmäßig theoretiſche Erwägungen und Beurteilungen der Dinge und Verhältniſſe. Auf das pſychologiſche Gebiet der Sinneswahrnehmung und der durch ſie vermittelten Vorſtellungen und Anſchauungen weiſt ſchon die ſprachliche Bedeutung des Wortes „äſthetiſch.“ Aber nicht jeder ſeeliſche Vorgang auf dem Gebiet der ſinnlichen Wahrnehmung und Anſchauung iſt ſchon äſthetiſches Verhalten: einen Kleiderſtoff darauf anſehen, ob er echt wollen ſei, ein Buch darauf, ob es gut auseinanderfalle, einen Wein prüfen, ob er hell oder trüb, echt oder geſchmiert ſei, iſt noch kein äſthetiſches Verhalten, obwohl es durch Sinneswahrnehmung weſentlich beſtimmt iſt; aber wenn ich den ſchönen weichen Faltenfall des wollenen Kleides anſchaue oder das gefällige Format, den ſtilvollen Einband, den angenehmen Druck des Buches, wenn ich den Wein im Glas vor dem Auge funkeln laſſe, ehe ich ihn behaglich ſchlürfe — das iſt äſthetiſches Verhalten. Denn in dieſen Fällen concentriert ſich das Bewußtſein vollſtändig auf die ſinnliche Anſchauung, der Anſchauungsvorgang ſelbſt iſt der einzige Gegenſtand des ſeeliſchen Intereſſes ohne jede andere

praktiſche Beziehung oder theoretiſche Erwägung. Dabei iſt es gleichgiltig, welcher Sinn das Material der Anſchauung liefert — wir gebrauchen nur den vom Geſichtsſinn genommenen Ausdruck, weil dieſer Sinn für dieſe Art von pſychologiſchen Vorgängen ſeine ganz beſonders hervorragende Bedeutung hat. Ob ich aber die ſchöne Prägung und den Metallglanz eines Geldſtückes betrachte oder mich an dem hellen Klange freue, den es im Fallen giebt: beidemal verhalte ich mich äſthetiſch, ſo lange ich nur von dem praktiſchen Geldwert des Edelmetallſtückes und von der theoretiſchen Erwägung ſeiner Legierung, ſeines ſpezifiſchen Gewichtes u. dergl. abſehe. Auch das verſchlägt hier nichts, ob mir der Gegenſtand der äſthetiſchen Anſchauung in direkter Sinneswahrnehmung gegeben ſei oder ob ſichs nur um ein inneres Erinnerungsbild handle.

Nun bringen aber alle Sinnesempfindungen und die durch ſie entſtandenen ſinnlichen Wahrnehmungsbilder und Anſchauungen in jeglichem Sinn des Wortes einen gewiſſen Gefühlston mit ſich. Wir verhalten uns nicht gleichgiltig dagegen, ſondern wir legen all dieſen Vorgängen unſeres Bewußtſeins einen gewiſſen, wenn auch noch ſo leicht betonten Gefühlswert bei — nach der Seite der Luſt oder der Unluſt, des Gefallens oder Mißfallens. Ja eben jene Concentration des Bewußtſeins auf den ſinnlichen Anſchauungsvorgang wird weſentlich mitbeſtimmt durch eine gefühlsmäßige Betonung oder Wertung der Anſchauung. Eine reizloſe kahle Zimmerwand, ein form- und farbloſes Tiſchgeräte, ein ebenſolches Kleidungsſtück vermag uns nicht in die Anſchauung hineinzuziehen und unſer Bewußtſein ausſchließlich zu beſchäftigen, weil die Gefühlsbetonung dabei zu ſchwach iſt — es können höchſtens praktiſche oder theoretiſche, alſo außeräſthetiſche Erwägungen uns veranlaſſen, dieſen Dingen überhaupt Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Und wenn wir im täg-

lichen Leben mit Absicht solche Reizlosigkeiten wählen und anordnen, so sagen wir damit ausdrücklich, daß hier von allem ästhetischen Eindruck möglichst abgesehen werden soll. Dagegen ist es noch ästhetisches Verhalten, wenn wir von einer Anschauung, der wir unser Bewußtsein, wenn auch nur einen Augenblick, ganz hingegeben haben, uns wieder abwenden, weil sie uns Unlustgefühle erregt, weil wir etwa eine fratzenhafte Ausgeburt neuester Kleidermode, ein allem Stil- und Formgefühl hohnsprechendes Möbel oder Geräte, eine buntscheckige, unharmonische Zimmerausstattung mit entschiedenen Unlustgefühlen werten. Wir machen der ästhetischen Anschauung ein Ende eben aus ästhetischen Gründen.

Es liegt also das psychologische Wesen des ästhetischen Verhaltens oder der ästhetischen Wirkungen in der völligen Concentration des Bewußtseins auf einen Vorgang sinnlicher Anschauung und in der damit aufs engste verknüpften gefühlsmäßigen Wertung der Anschauung. Und das dabei thätige seelische Organ ist weder das theoretische Denken, noch das auf praktische Zwecke gerichtete Wollen, sondern die anschauende oder gestaltende Phantasie, deren Thätigkeit von Vorgängen der Gefühlssphäre begleitet und in Wechselwirkung bestimmt ist. Nur wo seelische Vorgänge dieser Art das Bewußtsein völlig beherrschen, kann überhaupt vom Aesthetischen die Rede sein. Und wo wir im täglichen Leben diese Vorgänge aus irgend einem Grunde geflissentlich oder unwillkürlich von unserem Verhalten ausschließen oder nur auch in den Hintergrund des Bewußtseins drängen, da hat die Aesthetik bis auf Weiteres nichts zu suchen und das Feld den anderen bestimmenden Faktoren des Alltagslebens zu lassen. Es liegt auch in der Natur der Sache, daß es gerade im täglichen Leben in hohem Maße unserem jeweiligen Belieben überlassen ist, ob wir uns ästhetisch ver-

halten wollen oder nicht — während es ſich auf allen Gebieten der Kunſt und des Kunſtlebens um gar kein anderes als um äſthetiſches Verhalten handeln kann, während ſogar die äſthetiſche Naturbetrachtung ein Moment der Notwendigkeit, des pſychologiſchen Zwanges enthält. Denn das äſthetiſche Verhalten, auch das nur receptive, iſt pſychologiſch Aktivität: die Dinge an ſich ſind nicht äſthetiſch, ſie werden es erſt dadurch, daß wir ihrer Anſchauung die Herrſchaft in unſerm Bewußtſein laſſen und ſie gefühlsmäßig werten. Da können wirs im alltäglichen Leben bis auf einen hohen Grad halten, wie wir wollen; es bleibt jedem Philiſter irgendwelcher Art unbenommen, das Aeſthetiſche von ſeinem Alltagsleben grundſätzlich fernzuhalten, eine lediglich unter praktiſchen Zweckmäßigkeitsgeſichtspunkten hergeſtellte äſthetiſche Wüſte um ſeine werte Perſon zu ſchaffen.

Immerhin hat das auch für den ledernſten Alltagsmenſchen gewiſſe Schwierigkeiten: denn es beſteht andererſeits jener weitverbreitete Trieb, der ſich oft ganz unwillkürlich geltend macht, auch dem Alltagsleben eine äſthetiſche Seite abzugewinnen. Und es giebt ein Grenzgebiet zwiſchen dem täglichen Leben und der Kunſt im ſtrengen Sinn, ein Grenzgebiet, das von den erſten abſichtlichen Nagelkerben in ein urtümliches Töpfergeſchirr bis auf die neueſte Glanzleiſtung eines Prunkgefäſſes, von der erſten plumpen Muſterung eines rohen Gewebes bis zur neueſten Prachtentfaltung der Textilinduſtrie — immer das tägliche Leben mit dem eigentlichen Herrſchaftsgebiet des Aeſthetiſchen verbunden hat: es iſt das, was wir Kunſthandwerk, Kunſtgewerbe nennen und was im weiteſten Sinn ſich überall dahin erſtreckt, wo irgendwie in die Befriedigung des täglichen Bedürfniſſes ſich nur eine Anwandlung von äſthetiſcher Formgebung oder Betrachtung miſcht. Aber gerade auf dieſem ſo weit ins tägliche Leben ſich erſtreckenden Gebiete tummelt ſich

eine Willkür, die nicht nur das Aeſthetiſche mit außeräſthetiſchen Geſichtspunkten verbindet, wie das in der Natur der Sache liegt und eben die ſchwierige Aufgabe auf dieſem Gebiete bildet — eine Willkür, die vielmehr die äſthetiſchen und die außeräſthetiſchen Geſichtspunkte in einer Weiſe untereinanderwirft, daß weder der praktiſche Zweckgedanke noch die äſthetiſche Wertung der Anſchauung zu ihrem Recht kommt, daß vielmehr Mächte gebieten wie namentlich die ganz irrationelle Macht einer launenhaften Mode. Dieſer Willkür wird dann freilich ein Mantel umgehängt, der alles decken muß, auch das äſthetiſch Abſurdeſte — und dieſer Mantel heißt Geſchmack. Geſchmack aber, heißt es, ſei etwas Subjektives, über das man nicht ſtreiten könne, für das keine Aeſthetik Regeln zu erteilen habe. Gewiß iſt der Geſchmack in dem hier in Betracht kommenden Sinn etwas Subjektives, d. h. er iſt das pſychologiſche Ergebnis alles deſſen, was ein Subjekt — ſei es ein Individuum, ein Volk, eine Zeit, oder was ſonſt — äſthetiſch erlebt oder nicht erlebt hat, es iſt die dadurch geſchaffene äſthetiſche Geſamtdispoſition des Subjekts, die dann inſtinktiv ohne bewußtes äſthetiſches Urteil das äſthetiſche Verhalten in jedem einzelnen Fall beſtimmt. Aber nun fragt ſich's eben, welcher Art die äſthetiſchen Erlebniſſe waren, welche dieſen Geſchmack hervorgerufen haben; es fragt ſich, ob ſie überhaupt wirklich äſthetiſcher oder nur ſcheinbar äſthetiſcher Art waren, es fragt ſich, ob ſie und ihr Geſchmacksergebnis mit den pſychologiſchen Thatſachen äſthetiſcher Art mehr oder weniger oder gar nicht übereinſtimmen. Und daraus läßt ſich ein objektiver Maßſtab, ein Urteil auch über den Geſchmack gewinnen. Die Aeſthetik, ſpeziell die Aeſthetik des täglichen Lebens, hält ſich als Wiſſenſchaft von jener Geſchmackswillkür frei, d. h. ſie dekretiert nicht ins Blaue hinein oder aus vorgefaßten Begriffen: das iſt guter und jenes ſchlechter

Geſchmack! Vielmehr fragt ſie mit aller Beſonnenheit: was ſind die inneren und äußeren Bedingungen, unter denen nach pſychologiſchen Geſetzen und nach der ganzen Einrichtung der phyſikaliſchen Welt naturgemäß dieſes oder jenes äſthetiſche Verhalten zu ſtande kommt oder auch nicht zu ſtande kommt? Was ſind mit anderen Worten die thatſächlichen Prinzipien aller wirklich äſthetiſchen Wertung und was ergeben ſich daraus für Maßſtäbe für die thatſächliche äſthetiſche Geſtaltung unſeres täglichen Lebens?

Da fällt zunächſt Folgendes auf: nicht nur die Art einer äſthetiſchen Wirkung, ſondern ſchon die Möglichkeit ihres Zuſtandekommens iſt abhängig von beſtimmten inneren oder äußeren Bedingungen. Wir kommen etwa zu Tiſche — an den eigenen oder fremden, daheim oder im Wirtshauſe — wir kommen hungrig und müde von der Arbeit und verlangen vorläufig gar nichts als Ruhe und Stillung des Nahrungsbedürfniſſes; wir ſehen wohl den gedeckten Tiſch, die uns ſehr wichtige ſinnliche Wahrnehmung tritt ins Bewußtſein, aber ſie tritt noch nicht ins äſthetiſche Bewußtſein. Erſt wenn wir den erſten Hunger mit ein paar Löffeln Suppe beruhigt haben und die ermüdeten Nerven ſich wieder angeregt fühlen, kommt uns zum Bewußtſein, daß hübſch und ſorgfältig gedeckt iſt, und es entſteht äſthetiſches Wohlgefallen. Oder vielleicht immer noch nicht, wenn Gewöhnung an die Art des gedeckten Tiſches oder Reizloſigkeit des Gedeckes uns ſtumpf läßt; plötzlich aber fällt uns etwas auf, ein neues wohlgefälliges Tiſchgeräte, eine beſondere Form oder Farbe, ein vorher nicht bemerkter Blumenſchmuck — und wir ſind mitten drin in der äſthetiſchen Anſchauung und Wertung des Tiſches. Das heißt: jetzt erſt hat der Eindruck nicht nur überhaupt die Bewußtſeinsſchwelle, ſondern auch die höher liegende „äſthetiſche Schwelle“ über-

ſchritten. Ferner: Form oder Farbe des Tiſchgerätes, ſinnlicher Eindruck von Porzellan oder Metall, von Blumen oder gemuſtertem Linnen — keines für ſich allein hätte den Eindruck über die äſthetiſche Schwelle zu treiben vermocht; aber eines hat das andere unterſtützt zu ihrer Geſamtwirkung, *eines* iſt es vielleicht geweſen, der Blumenſtrauß oder das Tellerornament, was dem Andern erſt über die Schwelle geholfen hat — das heißt: das Prinzip der „äſthetiſchen Hilfe“ iſt wirkſam geworden, ein Prinzip, das gerade im täglichen Leben ſehr wichtig iſt und deſſen Mißachtung viel äſthetiſche Mißerfolge verurſacht. Ein einziges unförmliches Geräte, eine einzige ungeſchickte Anordnung, ein zufälliger Schmutzfleck vielleicht, kann den ganzen ſonſt mit Liebe und Sorgfalt gedeckten Tiſch um ſeine äſthetiſche Wirkung bringen oder wenigſtens — und das iſt ein weiterer Punkt — die äſthetiſche Wirkung ſtören, zwieſpältig machen, zwiſchen Luſt und Unluſt in einem unbehaglichen Schwanken halten: es iſt ein äſthetiſcher Konflikt da, und dieſer neigt, ſeiner pſychologiſchen Natur nach, mehr nach der Seite der äſthetiſchen Unluſt als der Luſt. Er kann aber überwunden werden: eine auf den erſten Blick zudringliche Farbe, eine an ſich harte Form, ein unruhiges Muſter können bei längerem Verweilen des Auges doch im Ganzen aufgehen, irgend eine Verſchiebung der Formen und Farben während der lebendigen Bewegung der Mahlzeit kann den Konflikt beſeitigen, kann ſogar etwas, das vorher ſtörend ſchien, nun zu beſonders wohlgefälliger Wirkung bringen — die äſthetiſche Verſöhnung iſt eingetreten und hat den unluſtigen Konflikt in äſthetiſche Luſt aufgelöſt.

Da haben wir alſo eine Anzahl von grundlegenden äſthetiſchen Prinzipien, von denen das Zuſtandekommen der äſthetiſchen Wirkung überhaupt abhängt, in ihrer Anwendung auf

einen einfachen Vorgang des täglichen Lebens: das Prinzip der äſthetiſchen Schwelle, der äſthetiſchen Hilfen, des äſthetiſchen Konflikts und der äſthetiſchen Verſöhnung. Wollte man ihnen genauer nachgehen, ſo würde man ſchon in ihrer Wirkſamkeit eine merkwürdige Geſetzmäßigkeit entdecken. Aber weiter!

Nicht nur das Zuſtandekommen, ſondern auch die Art einer äſthetiſchen Wirkung, ob ſie nun Luſtwerte oder Unluſtwerte ergebe, welchen beſonderen äſthetiſchen Charakter dieſe Werte tragen mögen — auch das, ſo mannigfaltig und verwickelt es iſt, hängt doch nicht vom platten willkürlichen Zufall ab, ſondern unterliegt einer pſychologiſch begründeten Geſetzmäßigkeit, die teilweiſe wieder mit phyſiologiſchen und phyſikaliſchen Geſetzen zuſammenhängt; und wenn wir auch noch nicht über alles Einzelne völlig im Klaren ſind, ſo läßt ſich doch die Wirkſamkeit gewiſſer grundlegender Prinzipien feſtſtellen und bis auf einen gewiſſen Grad auch in die einzelnen Fälle hinein verfolgen. Dabei iſt aber eines nicht zu überſehen: es iſt ſelten eine äſthetiſche Wirkung ſo primitiver Art, daß ſie auf eine einzige Urſache zurückzuführen wäre; und die Verſuche, die verſchiedenen Urſachen oder Prinzipien der äſthetiſchen Luſt oder Unluſt auf ein einziges Grundprinzip zurückzuführen, das in allen anderen wirkſam wäre, ſind bis jetzt noch nicht gelungen, obwohl ſie nicht als ausſichtslos betrachtet werden dürfen.

Sucht man ſich von einem verhältnismäßig einfachen äſthetiſchen Eindruck des täglichen Lebens Rechenſchaft zu geben, etwa davon, warum uns der Anzug eines Menſchenkindes gefällt oder mißfällt, oder gar davon, was der beſondere Gefühlswert nach Luſt oder Unluſt in dem gegebenen Einzelfalle ſei, ſo drängen ſich raſch eine Reihe von Geſichtspunkten auf und bei einiger Sichtung ergibt ſich, daß zwei Arten von Gründen des Gefallens oder Mißfallens dabei im Spiele ſind.

Auf der einen Seite gefällt oder mißfällt uns Farbe, Schnitt, Faltenwurf oder Nichtfaltenwurf, alles was Linie und Form heißt, kurz alles, was einen direkten Eindruck auf den äußeren Sinn, in dieſem Fall das Auge macht; ſodann gefällt uns etwa an einer geſchmackvollen weiblichen Gewandung das Einheitliche in der Anordnung der verſchiedenen verwendeten Farben und Formen, dagegen mißfällt uns die troſtloſe Eintönigkeit des männlichen Frackes oder gar einer Kolonne von Fräcken und wir begreifen den Reiz, den das zweierlei Tuch und die beſondere Wirkung des Metalls beim Militär übt, aber wir ſtoßen uns wieder an der tollen Buntſcheckigkeit oder dem unruhigen Falten- und Franzen- und Bändergewirr einer aufgedonnerten Modedame oder wir fragen uns händeringend, welchen Zweck und Sinn denn auch dieſe oder jene Modemißform haben ſoll, die etwa eine weibliche Geſtalt in eine Anzahl von Dreiecken auflöſt, ein großes mit der Grundlinie unten, ein kleineres drüber mit der Grundlinie nach oben, darüber ein noch kleineres abermals mit der Grundlinie oben und an den Winkeln der nach oben gekehrten Grundlinie des mittleren Dreiecks wieder zwei ſehr langſchenklige, die Grundlinie nach oben? Wir begreifen ebenſowenig, was zwei wandernde Tuchröhren, ein Sack darüber und ein umgeſtülpter Hafen ganz oben — mit der Bekleidung einer männlichen Geſtalt zu thun haben? Kurz in all dieſen Fällen liegen die Bedingungen der äſthetiſchen Wertung in der außer uns vorhandenen Beſchaffenheit der Gegenſtände der Anſchauung, in dem Eindruck, den die Sinneserregung durch Farbe, Form u. ſ. w. oder die Anordnung, die Verhältniſſe der Farben und Formen in irgend einer Weiſe bei uns hervorruft. Es ſind alſo zwei allgemein äſthetiſche Prinzipien hier wirkſam, die eine relative Objektivität beſitzen: das Prinzip der einfachen Sinneserregung nach der Seite der Luſt oder Unluſt

und das Prinzip der Harmonie, das die Momente der Einheit in der Mannigfaltigkeit, der Widerſpruchsloſigkeit, der Klarheit und der lebendigen Bewegung in ſich enthält. Aber es kommen, ſelbſt wenn wir nur bei dieſem einfachen Fall — äſthetiſcher Eindruck der Kleidung — bleiben, noch andere Prinzipien in Betracht, die ſubjektiver Natur ſind, in der Art liegen, wie unſer Bewußtſein auf die von außen kommenden Eindrücke reagiert. Hier handelt ſichs vor allem um die wichtige pſychologiſche Thatſache, daß unſere Sinneseindrücke, ſeien es bloße Empfindungen oder ſeien es Vorſtellungen und Vorſtellungsgruppen, in unſerm Bewußtſein in der mannigfaltigſten Weiſe Erinnerungsbilder wecken und ſich mit ihnen verbinden, ſei's in einer gewiſſen Folge, ſei's in unmittelbarer Verſchmelzung, und daß dieſe Erinnerungsbilder wieder ihre beſonderen Gefühlstöne mit- und hinzubringen. Es iſt das ganze weite Gebiet der Aſſociationsvorgänge, das äſthetiſch von der größten Wichtigkeit iſt und deſſen Nichtbeachtung die empfindlichſten äſthetiſchen Strafen nach ſich ziehen kann. Schon wenn wir eine Modeerſcheinung als mathematiſche Figur auffaſſen oder an Röhren, Säcke, umgeſtülpte Häfen denken, ſind Aſſociationen eingetreten; eine fabelhaft grüne Erſcheinung, mit einigen kräftigen Strichen Rot oder Blau oder Gelb ausgeputzt, zwingt uns an einen Papagei zu denken; dieſe oder jene Federnanordnung auf einem Hut kann an Schmetterlinge oder Käfer mit langen Fühlern, an Ohreulen oder gar an ein gerupftes Huhn erinnern, je nachdem Kopf und Geſicht und ſonſtiges Figürliche darunter geſtaltet iſt; wir begegnen Klatſchroſen, Feuerlilien, Lilatulpen, auch blauſchwarzen Wetterwolken und ganzen Wolkenbrüchen, gefährlich einherſegelnden Fregatten, Morgenröte und Abendröte geht auf oder unter, ein Ständer mit aufgehängter Wäſche, ein langſam kugelndes Weinfaß, ein wandelndes Ausrufungszeichen und was

ſonſt noch alles kann uns am hellen Tage entgegen kommen — aber auch ein ganzer Frühlingstag von Duft und Glanz und Sonne, ein ernſter Leidenstag voll Erinnerungswehmut, ein Jubellied aus der Jugendzeit! Denn nicht nur einzelne Vorſtellungen und ihre Gefühlstöne aſſociieren ſich dem gegebenen Sinneseindruck, ſondern auch ganze Vorſtellungsreihen mit raſchaufleuchtendem vollem Stimmungsgehalt — der ganze Vorſtellungs- und Gefühlsinhalt unſeres Bewußtſeins, der im bisherigen Leben ſich angeſammelt hat, ſtellt eine unbegrenzte Menge von Aſſociationsmöglichkeiten in den verſchiedenſten Verbindungen zur Verfügung — und mit den mannigfaltigſten Schattierungen und Uebergängen der Luſt und Unluſt. Und der Zufall, wie er uns etwas gerade in einem beſtimmten Augenblick ins Auge, in eine Beleuchtung und Perſpektive rückt, kann die tollſten und boshafteſten Koboldſtreiche der Phantaſie auslöſen. Wenn diejenigen, welche gewohnt ſind, jedem Gebot der Kleidermode ohne Beſinnen zu gehorchen, wüßten oder bedächten, welchem unbeſchreiblichen Faſching der Aſſociationen ſie ihr wertes Aeußeres bei jedem einigermaßen phantaſiebegabten Beſchauer ausſetzen, und mit welchem heimtückiſchen Zwang des Neben- und Nacheinander und Ineinander die einmal regen Aſſociationen wirken — ſie würden ſich drei- oder zehnmal beſinnen, ehe ſie ſo vors Auge ihrer Mitmenſchen träten, und zwar Männer wie Frauen und umgekehrt.

Aber noch von anderen ſubjektiven Reaktionsvorgängen hängt die äſthetiſche Wertung der Anſchauung ab. Warum finden wir etwa eine Kleidermode auf den erſten Anblick abſcheulich und werten ſie mit den boshafteſten Aſſociationen, werden aber nach einiger Zeit gleichgültig dagegen oder gewinnen ihr gar ein gewiſſes Maß von Gefallen ab? Oder umgekehrt: warum gefällt ſie bei ihrem Auftreten trotz ſchwerer

äſthetiſcher Gebrechen, wird aber mit der Zeit unausſtehlich? Warum — um im weiteren auch wieder Beiſpiele aus anderen Gebieten heranzuziehen — verändern wir gern einmal die Einrichtung eines Zimmers oder einer Wohnung, auch wenn keine praktiſchen Gründe dafür vorliegen? Warum mögen wir ein Bild nicht mehr ſehen, das lang an unſerer Wand gehängt iſt, oder laſſen uns nicht mehr von einer Tapete in einer Mietswohnung ſtören, die uns anfangs ein Greuel war? Warum benützen wir eine Zeit lang ganz gern ein neues Tiſchgeräte, einen Service, ein Trinkglas, die wir geſchenkt bekommen haben, um dann vielleicht bald wieder zum alten, gewohnten zurückzukehren? In all dieſen und hundert ähnlichen Fällen wirkt ein äſthetiſches Prinzip, das ſich als das Prinzip von Dauer und Wechſel bezeichnen läßt und mit dem die Geſetze des äſthetiſchen Kontraſtes und der äſthetiſchen Folge ſich mannigfach verſchlingen. Unſere Empfänglichkeit für äſthetiſche Eindrücke ſtumpft ſich ab durch Gewöhnung oder erhöht ſich durch Uebung, der Wechſel oder der Kontraſt modifiziert die gefühlsmäßige Wertung einer und derſelben Anſchauung in weitgehendem Maße und auch die Reihenfolge verſchiedener Eindrücke nach Intenſität und Qualität übt ihren Einfluß auf die Art ihrer Wertung. Das iſt im außeräſthetiſchen Verhalten ſo, aber auch im äſthetiſchen ja nicht zu überſehen und häufig eine Erklärung für ein ſcheinbar irrationales und widerſpruchsvolles äſthetiſches Verhalten. Mode und ſcheinbar willkürlicher Geſchmackswechſel ziehen daraus ganz beſondere Nahrung.

Ferner wird unſer äſthetiſches Verhalten auch im täglichen Leben mitbeſtimmt durch ein Geſetz, das durch alle Lebensgebiete hindurchzugehen ſcheint: man hat es das Geſetz des kleinſten Kraftmaßes genannt. Es iſt ein Geſetz der Oekonomie auch in unſerem ſeeliſchen Haushalt, daß wir nicht gern mehr Mittel

oder Kraft aufwenden, als wir für eine Leiſtung wirklich brauchen oder wenigſtens zu brauchen glauben; ein für die (am Ende herauskommende) Leiſtung unverhältnismäßiger oder an ſich unnötiger Aufwand macht uns unluſtig und ebenſo die Enttäuſchung, wenn wir zum voraus ſo und ſo viel Mittel in die Rechnung eingeſtellt haben und wir brauchen ſie nicht. Wir wollen oder ſollen eine menſchliche Geſtalt ſehen, eine bekleidete allerdings aber eben doch eine menſchliche, d. h. eine Geſtalt, die von Natur beſtimmte Formen, Linien, Umriſſe, Proportionen hat und eben dadurch das äſthetiſche Wohlgefallen zu erregen in hohem Maße geeignet iſt. Nun tritt uns aber ein Gebilde, ein Gehäuſe, eine Schale, ein Ueberzug entgegen, eine formloſe Maſſe oder ein wirres verzerrtes Durcheinander von Linien, kurz ein Unding, aus dem zunächſt etwas wie eine menſchliche Geſtalt beim beſten Willen nicht zu erſehen, höchſtens mit Aufwand von ziemlichem Scharfſinn zu vermuten iſt. Wollen wir uns darunter einen Menſchen vorſtellen, ſo müſſen wir in den vor dem Auge ſtehenden Linienunſinn oder =wirrwarr mit aller Kraft der Phantaſie die wirklichen Linien der menſchlichen Geſtalt hineinzeichnen, aber das iſt oft eine ſo ſchwere, auf immer neue Hinderniſſe ſtoßende Aufgabe, erfordert ſo unverhältnismäßige Kraftentfaltung, daß wir uns mit äſthetiſchem Aerger abwenden, ſofern wir uns nicht mit Lachen aus der Verlegenheit helfen können. Je leichter dagegen die Kleidung die wirklichen Formen der menſchlichen Geſtalt erkennen läßt d. h. nicht ſie bis in alle Einzelheiten aufdringlich heraustreibt oder gar einzelne auf Koſten der andern unziemlich betont, vielmehr nur eben ihre weſentlichen Hauptlinien in Ruhe oder Bewegung mühelos der raſchen Auffaſſung des Auges darbietet — deſto leichter erreicht die Kleidung ihren eigentlichen äſthetiſchen Zweck, den Körper nicht nur zu ſchützen und

zu verhüllen, ſondern ihn zugleich gefällig erſcheinen zu laſſen. Es giebt freilich Leute genug, die meinen, das Kleid ſei äſthetiſcher Selbſtzweck — warum ſie es dann nicht einfach auf einen Kleiderſtänder hängen oder auf einem ſolchen mit Bezeichnung des Eigentümers durch die Straßen tragen laſſen, iſt um ſo weniger zu begreifen, da dies ja viel bequemer wäre als häufig das Tragen am Körper. Ebenſo iſts, wenn wir uns erſt in einem bunten Durcheinander von Farben und Formen mühſelig orientieren müſſen, um zu erkennen, daß wir uns in einem Eß-, Wohn-, Schlaf-, Studierzimmer und nicht in einem Möbelladen oder einer Trödelbude befinden; wenn wir nicht wiſſen, ſtellen dieſe Linien einen Tiſch oder Stuhl oder einen Kaſten dar oder gehören jene Formen einem Aſchenbecher oder einem Tintenfaß oder einer Theetaſſe an und was dergleichen iſt. Wir wollen nicht unnötig bemüht und irregeführt ſein — was hiegegen z. B. im Kunſtgewerbe ſchon geſündigt worden iſt, iſt unglaublich. Auch alles, was bloß für einen Augenblick oder von ferne blendet, alles Aufgedonnerte, Anſpruchsvolle, Zudringliche, Protzenhafte, das dann bei näherer Betrachtung üble Enttäuſchungen giebt, widerſpricht dem Geſetz des kleinſten Kraftmaßes, während alles Einfache, Klare, was aufs weſentliche ſich beſchränkt und das richtig hervorhebt, dem Geſetze entſpricht. Auch ein gut Teil deſſen, was wir Stil nennen, wird durch dieſes Geſetz beſtimmt.

Endlich aber kommt im äſthetiſchen Verhalten noch ein pſychologiſches Moment in Betracht, das mindeſtens ſo tief greift wie das Prinzip des kleinſten Kraftmaßes. Was iſt es z. B. im letzten Grunde, was uns unſer Zimmer im äſthetiſchen Sinne wohnlich macht? Wie kommt es, wenn wir in ein fremdes Zimmer treten, daß wir uns auf den erſten Blick äſthetiſch angenehm berührt finden, noch ehe uns das ſinnlich Angenehme

der Farben und Formen, die Harmonie der Einrichtung zum Bewußtſein gekommen iſt, ehe noch Aſſociationen irgendwelcher Art wirkſam geworden ſind, ehe Dauer und Wechſel der Eindrücke, ihr Kontraſt oder ihre Aufeinanderfolge zur Geltung kommen können, ohne daß irgendwelche Einſtellung eines beſtimmten Kraftmaßes in ein bewußtes Verhältnis zu dem gegebenen Eindrucke träte —? Oder umgekehrt: warum berührt uns ein in Farben und Formen, in allerlei Proportionen und Maßen ganz korrekt eingerichtetes Zimmer möglicherweiſe doch ſo kalt und tot, ſo langweilig und unbehaglich, vielleicht ausgeſprochen unluſtig? Zur Antwort gebrauchen wir gerne den Ausdruck: es iſt Stimmung drin, oder: es fehlt die Stimmung! Der Ausdruck trifft in der That die Sache — aber was iſt ſie genauer? Stimmung iſt nicht ein einzelnes beſtimmt umſchriebenes Gefühl, es iſt ein gefühlsmäßiger mannigfach verwickelter Geſamtzuſtand des Seelenlebens, der eine zentrale beherrſchende Stellung in unſern jeweiligen Lebenszuſtänden einnimmt, ſei es nur für einen Augenblick oder erſtrecke es ſich über ganze große Lebensperioden, ja über das ganze Leben. Seeliſche Stimmung verbindet ſich aufs engſte mit phyſiologiſchen Zuſtänden, iſt durchwirkt von Einzelgefühlen, von Gemütserregungen der niedrigſten wie der höchſten Art, iſt Wachsboden oder Niederſchlag von Affekten, die Atmoſphäre, in der die ganze ſeeliſch-geiſtige Perſönlichkeit atmet. Stimmung läßt ſich nicht mit Worten beſchreiben und nicht auf Begriffe bringen — Stimmung kann nur erlebt werden, wirkt zwar ſehr ausgiebig auf den Willen, vermag ſich aber in angemeſſener Weiſe zu äußern nicht anders, als indem ſie ſich in eine Anſchauung hineinlegt, ſich ſelber bildmäßig anſchaut, ſymboliſiert. Sie hat aber eben wegen ihrer Begriffsdunkelheit den ſteten Drang ſich zu äußern und auf die Thätigkeit der Phantaſie, alſo des

äſthetiſchen Organs zu wirken. In jede äſthetiſche Anſchauung tragen wir irgendwie etwas hinein von dem Lebensgehalt unſerer Perſönlichkeit, wie er in der pſychologiſchen Form der Stimmung vorhanden iſt, wir beſeelen das Angeſchaute mit unſerem Ich, wir fühlen uns ſtimmungsmäßig hinein. Das thun wir, ob wir nun gegebene äſthetiſche Anſchauungen auf uns wirken laſſen, oder ob wir in produktiver Weiſe die Dinge äſthetiſch geſtalten und zum Ausdruck unſeres Lebensgehaltes machen. Eine nur vom Tapezier hingeſtellte Zimmereinrichtung alſo enthält nichts von dieſem Perſönlichen ſeines Bewohners und berührt deswegen — trotz etwaiger äſthetiſcher Korrektheit unter anderen Prinzipien — dennoch zum mindeſten nicht äſthetiſch vollwertig, es fehlt das Letzte und Innerlichſte. Dagegen ein Zimmer, das vielleicht durchaus nicht oder nicht in allen Teilen dem entſpricht, was man ſo obenhin Stilgerecht zu nennen pflegt, ein ſehr einfach eingerichtetes Zimmer ohne beſonders in die Augen ſtechende Reize von Möbeln, Geräten, Bildern u. ſ. w. — kann doch bis ins Letzte und Kleinſte hinein durchlebt und beſeelt ſein von der perſönlichen Lebensſtimmung des Bewohners; ihm iſts eben deswegen äſthetiſch wohnlich darin, weil er ſich ſelber in ſeiner Umgebung anſchaut und wiedererkennt, und dieſes Perſönliche iſt es, was auch dem Fremden ſofort entgegentritt, als Stimmung entgegentritt und in ihm ſelbſt ſofort wieder Stimmung weckt, ihn veranlaßt, die ihm entgegentretende Anſchauung ſtimmungsmäßig zu werten nach der Seite des äſthetiſchen Wohlgefallens. Dieſes äſthetiſche Prinzip der Beſeelung, Einfühlung, Symboliſierung oder wie mans nennen will, iſt auch im alltäglichen Leben fort und fort wirkſam, auch ohne daß wir uns deſſen bewußt werden; ſogar in ganz primitiv ſcheinenden äſthetiſchen Vorgängen wie in dem einfachen Wohlgefallen an einer Farbe oder Linie ſpielt dieſes

Prinzip als das Letzte und Intimſte mit und erklärt z. B., warum eine und dieſelbe Farbe auf einen und denſelben Menſchen das einemal äſthetiſch wohlthuend, das anderemal geradezu abſtoßend wirken kann.

Wir haben alſo neben einer Reihe von relativ objektiven Urſachen der äſthetiſchen Wirkung, die namentlich auf den Prinzipien der Sinneserregung und der Harmonie ruhen, noch eine Reihe von Gründen des Gefallens und Mißfallens, die aus ſubjektiven Prinzipien kommen, dem Aſſociationsprinzip, dem Prinzip der Dauer und des Wechſels, dem des kleinſten Kraftmaßes und dem der Beſeelung, verbunden mit einigen mehr untergeordneten Hilfsprinzipien, dem des Kontraſtes, der Folge, des Aeußerungsbedürfniſſes u. dergl. Faſt in jedem einzelnen Falle läßt ſich bei genauerer Unterſuchung nachweiſen, daß alle dieſe Prinzipien irgendwie zuſammenwirken, um das äſthetiſche Geſamtergebnis zu erzeugen — wobei überdies noch jene grundlegenden Prinzipien der Schwelle, der Hilfen, der Konflikte oder der Verſöhnung für das Zuſtandekommen der Wirkung ihr beſonderes Teil leiſten.

Es leuchtet ein, daß im jeweiligen Zuſammenwirken aller dieſer Prinzipien eine unendliche Mannigfaltigkeit von Kombinationen möglich iſt und eine ebenſolche Mannigfaltigkeit in der beſonderen und beſtimmten Qualität oder auch Intenſität jeder einzelnen äſthetiſchen Wirkung. Faßt man dieſe verſchiedenen Möglichkeiten in gewiſſe Gruppen zuſammen, ſo erhält man die ſogenannten äſthetiſchen Modifikationen, für welche der Sprachgebrauch hauptſächlich die Bezeichnungen Schön und Häßlich, Erhaben und Anmutig, Komiſch und Tragiſch hat — nebſt einer Reihe von untergeordneten Modifikationen dieſer Hauptgruppen. Für die Aeſthetik des täglichen Lebens werden die beiden Modifikationen des Erhabenen und des Tragiſchen

der Natur der Sache nach nicht in Betracht kommen können; es werden vielmehr vor allem die des Schönen und Häßlichen auftreten, neben dem Schönen ganz beſonders das Anmutige und dann etwa noch das Komiſche, das mit dem Anmutigen aber auch mit dem Häßlichen ganz beſondere Verbindungen eingehen kann.

In dem allem aber — dieſer Ueberzeugung werden wir uns nicht verſchließen können, auch wenn wir die Sache nur in dieſen allgemeinen Grundzügen verfolgt haben — in dem allem walten ganz beſtimmte Geſetze, die nicht immer auf den erſten Blick erkennbar aber eben doch vorhanden und wirkſam ſind, pſychologiſche und phyſiologiſche Geſetze, die mit gewiſſen phyſikaliſchen und allgemein biologiſchen Geſetzen korreſpondieren. Iſt aber auf irgend einem Lebensgebiet, und ſei es das alltäglichſte, eine thatſächliche natürliche Geſetzmäßigkeit zu erkennen, ſo folgt daraus, daß es auch Regeln geben muß, nach denen wir uns auf dieſem Lebensgebiete richten müſſen, wenn wir die gewünſchten Wirkungen erzielen wollen. Eine willkürliche Nichtachtung der einmal gegebenen erkennbaren Lebensgeſetze rächt ſich auf jedem Lebensgebiete, auch auf dem des äſthetiſchen Verhaltens, auch in der äſthetiſchen Geſtaltung unſeres täglichen Lebens. Es iſt deswegen doch wohl keine ſo ganz unnütze Thätigkeit, wenn die Aeſthetik auch für das tägliche Leben jene Geſetze und Bedingungen und ihre Anwendbarkeit zu erkennen ſucht; es wäre keine Willkür, wenn ſie ins Einzelne gehend ſagen wollte: das müßt ihr thun oder laſſen, wenn ihr euer natürliches Bedürfnis, auch das Alltagsleben äſthetiſch zu geſtalten und zu betrachten, wirklich erfolgreich befriedigen wollt, euch und andern zur wirklichen Lebensfreude ſtatt zum unluſtigen Aerger oder zum ärgerlichen Lachen! Und da das äſthetiſche Verhalten im täglichen Leben nicht nur Sache

weniger bevorzugter Geister ist, sondern im Grunde eine Angelegenheit für jedermann, so würde es sich schließlich auch für jedermann empfehlen, sich um die ästhetischen Gesetze, die hier walten, etwas mehr zu kümmern, als man in der Regel für nötig hält. Man würde sich und andern manche Enttäuschung, manche Unlust sparen. Es giebt ja gewiß einen angeborenen ästhetischen Takt und Geschmack auch für diese Dinge, aber er will geübt, gepflegt, gebildet sein wie alles Angeborene. Man bildet ihn aber nicht, indem man jeder subjektiven Willkür und Laune folgt oder sich stumpfsinnig den Geboten der Mode fügt, vielmehr indem man auch hier die Natur zur Meisterin nimmt und sich bescheiden den Gesetzen anpaßt, welche in der physischen und geistigen Natur des Menschen und der Dinge liegen. Diese aber wollen erkannt sein — nicht damit sie als toter Wissenswust aufgestapelt oder höchstens zum Klugschwätzen und Kritisieren verwendet werden, sondern damit sie in Fleisch und Blut und erhöhten Takt übergehen, unbewußt wieder unser Verhalten bestimmen und so erst den wahrhaft guten Geschmack erzeugen, auch fürs alleralltäglichste Leben.

Ein ungedruckter Brief Eduard Mörikes

Mitgeteilt von **Rudolf Krauß**
(Stuttgart)

Zu den vertrauteſten Freunden Eduard Mörikes gehörte ſein Alters- und Studiengenoſſe Johannes Mährlen (1803—1871), zuletzt Profeſſor an der techniſchen Hochſchule in Stuttgart. Im Sommer 1832 bewarb ſich dieſer, der ſich damals als Lehrer an der Gewerbeſchule und als Schriftſteller in der Hauptſtadt aufhielt, um die Hand von Auguſte Süskind, der Tochter eines Staatsrats. Bei einer Zuſammenkunft mit Mörike — er war gerade Vikar in Ochſenwang — vertraute ſich ihm Mährlen an, und darauf bezieht ſich der nachfolgende, (nach dem Poſtſtempel) Ochſenwang den 29. Juli 1832 geſchriebene Brief, worin unſer ſonſt ſo wenig weltläufiger Poet, von feurigem Freundſchaftseifer hingeriſſen, die Rolle eines ſachkundigen Beraters übernimmt.

Sonntag Abend.

Mein teurer Freund!

Seit unſerer düſtern Fahrt von Stetten nach Stuttgart bis zu dem Augenblick, da mir Dein neuſtes Schreiben zukommt, bin ich mit treulicher Teilnahme und mit dem gläubigen Auge der Magier dem lieblichen Geſtirn gar häufig nach-

gegangen, das, wenn ich nicht ganz blind auf dieſem blauen Felde bin, ſeinen ewigen Stillſtand bereits ob Deiner Hütte genommen hat. So rein und wahr ich das empfinde, ſo ſchöne Folgerungen ich daraus auf Deine ganze künft'ge Exiſtenz im ſtillen ziehe, ſo will ich Dir nun ohne weitere Prophetie mit wenig Worten ſagen, wie ich denke, daß zunächſt zu verfahren wäre, obwohl, was ich Dir ſagen kann, Du zehnmal beſſer weißt, es wäre denn, der Fehler läge mitunter an Deiner Blindheit gegen Deinen eignen Wert, da man Dir denn die Augen öffnen müßte.

„Ich fühle und weiß nur, daß ich A. unendlich liebe, daß ich geliebt werde."

Ohne dieſe Vorausſetzung, deren Wahrheit mir von dem Momente Deines erſten Bekenntniſſes gegen mich in dem unwiderſtehlichen und neuen Ausdrucke Deines ganzen Weſens einleuchtete, müßte ich mir mit meinem Enthuſiasmus für eine Sache ſehr ſonderbar vorkommen, deren Gegenſtand ich perſönlich gar nicht kenne, und welche, wofern Du jener Prämiſſe nicht innig und abſolut gewiß wäreſt, von den bedenklichſten Folgen für Deine Ruhe ſein würde.

Aber Du liebſt Auguſten, und darum denk' ich mir, wie liebenswürdig Auguſte ſein muß, und darum glaub' ich auch, daß ſie Dir werden wird. Mein Rat, den modum procedendi betreffend, wird höchſt unbedeutend ſein; denn ich betrachte Dein Glück ſchon ſo gut wie entſchieden, und das nicht etwa nur in einer poetiſch trunkenen Ahnung, ſondern aus der natürlichſten Kombination der Verhältniſſe, da die Eltern, wenn ſie Dich kennen lernen, die Verbindung notwendig vorteilhaft finden müſſen. Deine Sachen liegen bei den Schwierigkeiten, welche Deine annoch fremde Perſon dem Vater gegenüber ſehr natürlich mit ſich bringt, noch immer ganz gut. Dein Brief an

den letztern ist (ein Kleines ausgenommen) tadellos und könnte nach Inhalt und Form nicht männlicher und zärtlicher sein. Zuverlässig hast Du indessen Antwort erhalten, wenn auch eine temporisierende, doch kann sie im letztern Fall die Entscheidung nicht länger aussetzen, als bis Herr S. mit seinen anderweitigen Erkundigungen (die man ihm, wofern er sie nur klüglich diskret zu machen wüßte, fürwahr nicht übel nehmen kann) zur Runde und Reise wird gekommen sein. Das aber wird nicht lange dauern. Sollte jedoch bis jetzt undenkbarerweise jede Erwiderung auf Dein Schreiben ausgeblieben sein, so versteht sich von selbst, daß Du bis dahin weder Fuß noch Finger rührst, ausgenommen, Augusten zu sehen und im Glauben zu stärken. Erfolgt eine Einladung, wie Du sie in dem Briefe halb erbittest, so ist alles gewonnen; erfolgt aber auch nur ein günstig aussehendes, obgleich noch unsicheres Vertröstungsbillet, so mach' ich Dir zweierlei Vorschläge. Entweder Du ersuchst dringend um eine Unterredung und legst, wenn es dazu kommt, das siegende Feuer eines Liebhabers, die kindliche Treuherzigkeit eines werdenden Sohnes und die kecke, vielversprechende Sprache eines Mannes, der sein Talent und, wie er damit wuchern kann, wohl fühlt, auf die zu bescheidenen Lippen. Oder wüßtest Du nicht eine wohlwollende und gescheite Mittelsperson vorzuschieben, einen Mann, der sich hinreichend für Dich interessierte, auf dessen Verschwiegenheit Du bauen dürftest, und welcher dem Herrn S. von einer vorteilhaften Seite bekannt, wenn auch nicht gerade befreundet wäre?

Hättest Du mich aufgefordert, ich hätte im Vertrauen und mit Berufung auf die früherhin genaue Bekanntschaft meiner Mutter mit Frau S. die Sache spornstreichs unternommen, hätte mein Herz reden lassen, ohne den Verstand zu vergessen. Ich dachte einigemal daran, mocht' es Dir aber nicht selbst offerieren.

Immer aber wird Deine Gegenwart entſcheidend ſein, wenn nur nicht zu fürchten iſt, daß Du Dich trotzig, hart und preziös darſtellſt, was Dir in hitzigen, kitzlichen Fällen ſehr leicht begegnet, juſt wo Du das Gegenteil ſein möchteſt; Du gerätſt bei einer leiſe vorgefaßten Furcht eines möglichen Widerſtands gar bald und unwillkürlich in einen ſäuerlichen, die Sache gleich auf die Spitze ſtellenden Ton, als müßteſt Du Dich gleich vorweg zu dem Mute ſtärken, eine Grobheit anzuhören und ſie mit einer Ohrfeige zu replizieren. Alter, hier nimm Dich ja zuſammen! es iſt das der einzige Punkt, wo Du verkehrt biſt und man Dich leicht mißkennen kann.

Auf der andern Seite begreif' ich im Gegenteil Dein kleines Selbſtvertrauen nicht; ich denke, ohne Schmeichelei, Du müßteſt Dich mindeſtens zur Hälfte ſoweit kennen und ſchätzen, wie ich, und dieſe Hälfte reichte hin, um fünfmal kühner aufzutreten, als Du noch immer geneigt biſt. Sollt' ich an Deinem Brief an S. etwas ausſetzen, ſo wär' es auch nur in dieſer Hinſicht. Deine „Schüchternheit", wie Du ſie ſelbſt dort nennſt, reimt ſich, in den Augen ſogar eines Staatsrats, keineswegs mit den Summen, welche Du beiläufig als präſumtiver Familienverſorger (und ich glaube mit Grunde) auswirfſt. Oder es könnte dieſe „Schüchternheit" auch wohl einiges Mißtrauen in Deinen moraliſchen Wert verraten — kurz, an übertriebene unſchuldige Beſcheidenheit glaubt die Welt heutigtags gar ſelten, und ſie vermutet lieber alles andere hinter deren Aeußerungen.

Noch eines. Macht man Anſtalt, Dich auf Monate und Jahre hinauszuſchieben, ſo würd' ich mich einer ſolchen Ungewißheit nimmermehr unterziehen können. Ich würde in dieſem Falle die Eltern dadurch zu ſteigern ſuchen, daß ich Miene zur Reſignation machte. Schwerlich würde man es darauf an-

kommen laſſen. Länger als vier Wochen, dies müßteſt Du der Tochter ernſtlich zu verſtehen geben, ſchleppt ein wahrhaft Verliebter die Zweifelsqualen nicht. Uebrigens glaube mir! wenn Auguſte Dich liebt, wie Du ſie, ſo iſt ſie's ſelbſt, welche mit der natürlichen Ueberredungskunſt ihrer Leidenſchaft durchdringt, wofern ſie nur erſt die Ueberzeugung gewonnen hat, daß die Eltern wegen der „Realitäten" ſich zu beunruhigen keinen Grund haben.

Auguſtens bisheriges ganzes Benehmen find' ich, jenen Akt der Pietät als ſolchen wohl erwogen, durchaus reſpektabel, klug und ſchön. Um alles möcht' ich nicht, daß ſie ſich unbedingter an Dich ergeben hätte. Die doch immerhin reſoluten Zuſammenkünfte, die ſie im freien mit Dir wagt, beweiſen, wie wenig ſie ein übertrieben willenloſes Mutterkind ſei. Aber iſt Dir nicht ſchon eingefallen zu erforſchen, ob dieſes Stelldichein etwa auch wirklich ganz auf ihre eigne Fauſt geſchehen? Mir wäre letzteres lieber. Wüßten die Eltern darum oder ahneten ſie's und ignorierten's, es wär' ihnen zu verdenken, und Auguſte ſollte wenigſtens ſo redlich ſein, Dir's keinen Hehl zu haben. Und doch — die Linie zwiſchen kluger Konvenienz und reiner Menſchlichkeit iſt hier ſo ſchwer zu richten.

Ich muß ſchließen. Alter, leb wohl! Einen warmen Händedruck und alles Glück! Ich weiß nicht, wie es kommt, daß dieſes Mädchen in meiner Einbildung ſchon ganz die unantaſtbare, heilige Geſtalt Deines Friedensengels angenommen hat. Seitdem ich Dich als einen Liebenden weiß, mein' ich, ich liebe meine Braut Luiſen*) doppelt ſtark.

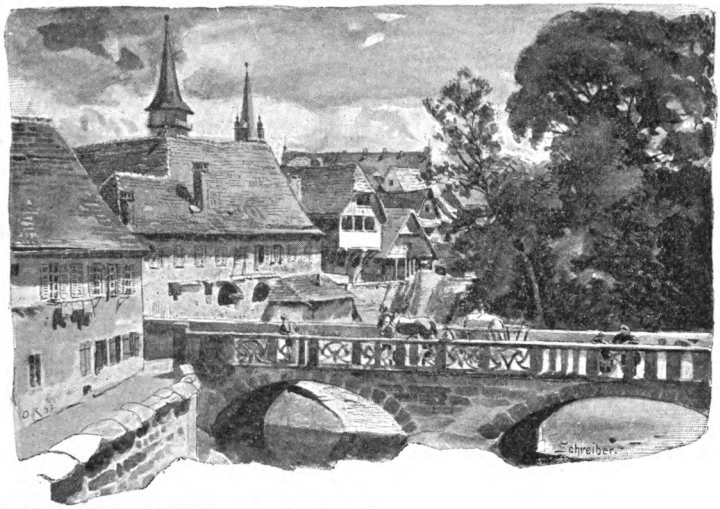
Adieu!

Ewig Dein Eduard.

---

*) Mörike war damals mit der Pfarrerstochter Luiſe Rau verlobt, welches Verhältnis jedoch nach mehreren Jahren gelöſt worden iſt.

Am 27. Auguſt 1832 ſchreibt Mörike unter andrem an den Freund: „Von Auguſten für's erſte nur ſo viel: ſie iſt jetzt Dein, des freut ſich mein Herz. Ich fühle, alter, treuer Kerl, wie es Dir nun ſein mag, und was noch auf Dich wartet. Mir wird's ein Feſt ſein, ein königliches, Dir bald die Bräutigamsglorie auf Stirn und Wang und aus den Augen leuchten zu ſehn. Mach vollends hurtig voran und laß Dich die Opfer nicht kränken, die man vorläufig von dem „honetten Mann" verlangt!" Und in einem Briefe vom 2. September 1832 an Mährlen heißt es: „Erſt geſtern Abend ſpät erhielt ich Deinen neueſten Brief ohne Kalenderdatum — aber das wahre Datum ſei mir die Nachricht von Deiner Eroberung des goldnen Kleinods! Bring Deiner Auguſte meinen herzlichen Gruß und Glückwunſch! Ich will mich mit ihr in Dich und Deine Liebe ſo beſcheidentlich teilen, als ich nur immer kann. Oder vielmehr, ich will Dich ihr ganz laſſen und — ganz behalten." — Leider ſollte Mörikes herzliche Teilnahme Mährlen kein Glück bringen, denn Auguſte Süskind ſchied noch vor der Vereinigung mit ihrem Bräutigam aus dem Leben.



Aus Öhringen. Tuschzeichnung v. O. Rauth

Was se der Houfgarte z' Ähringe alles verzeißlt

Von **Wilh. Schrader**
(Ulm a. D.)

„Z'ſammeg'ſchlooche, in Grund d's Erdboude neig'ſchlooche iſch die ganz' Ernt! D'Baam, unſer ſcheine Obſtbaam, verriſſe und verſetzt, dō ſteihn ſ', wie ſtruwiche Beſe, wenn ſ' iwerhaapt noch ſteihn und net entworzelt und umg'riſſe ſinn; 's Laawich rutzebutz wechg'haawe, ka Blättle meih z'ſehe! 's iſch e gräßlich's Unglick, grod zum Verzwaifeln!" ſou hewe d'Ähringer, wie ſ' am 1. Juli vun der Beſichtiching ihrer verhachelte Felder haamg'kumme ſinn, enander begrüeßt; und laader ſinn die Klooche norr zu berechticht g'weh. Die ganz Ernt' hin, d'Obſtbaam und d'Wengert uff Johr naus ohne

Ertrooch, ſell geit Sorche, ſchwere Sorche und Not forr de flaißiche Hoheloher Bärcher und Bauersmou.

Wie Acker und Wengert, wie Feld und Wald, ſou iſch aa 's Juweel vun Hoheloh, der wunderſchei Houſgarte z'Ährínge färchterlich verwüſt't worde; und wendet ſe 's ärſcht Mitlaad aa naddierlich dem flaißiche Bauern und Wengerter zue, ſou denkt doch e alter Ährínger, der ſou viel Fraad an dem Houſgarte g'hatt hat, mit Wähmut und Trauer aa an die Zerſtäring vun dem Paradies; awer er hofft, daß, wie der Phönix aus der Aſche, aa die Perle nach dem althoheloheſche Wöhl- und Wohrſpruch: ex flammis orior, e glacie, undis et tempestate in naier Scheinhait im Laaf der Zait erſtäht. Aus allem Unglick gäht der ächt' Hoheloher allewail g'laitert raus.

Was könne die ſcheine Baam, wu jetz entlaabt, entworzelt oder verriſſe ſinn, was kou des Gebüſch, wu jetzt ausſieht wie Beſeraiſich, was kou die Saifzerallee, wu jetz ſou wüeſchte Lucke hat, alles verzeihle!

D'Singveichel, die mit ihr'm wunderſcheine G'ſang unſer Herz und G'müet erfraat hewe, dô leiche ſ', klaane Laichlich mit brochene Flüchelich, ſtumm und ſtarr.

Awer wie der Könichin vun Rumänie, der herrliche Carmen Sylva, die ſingt:

Den Vögelein hab ich es abgelauſcht
Der Wald hat alles mir zugerauſcht

ſou iſch aa mir g'gange: E flüchellahms Nachtigälle und der alt bleſſiert Ahornbaam die hewe m'r vun frühere ſcheine Deech e Liedle g'ſunge, der Gaaſcht vum alte Houſgarte-Jeremies iſch debai g'ſtande und hat allewail mit em Koupf g'nickt, und hewe m'r ufftrooche, i ſöll 's manne liewe Hoheloher in ihrer aachen Sprooch widder verzeihle, — d'Haametſprooch iſch jò doch 's ſchönſt, was m'r hewe — und ſotte Stimme muß m'r ſolche.

Wer hat aa an dem herrliche Garte net ſa Fraad g'hatt vun Kindsbaan ou bis in's Graiſealter, vun der Wieche bis zorr Bohr?

D'Wickelkindlich trächt m'r z'ärſchte in 'n Houſgarte, wall 's dort net ſou ſchtaabt, wie uff der Gaſſe und der Schoſſäh: d'Schuelkinder ſinn am liebſte im Houſgarte b'ſunders im Herbſt und ba eme guete Obſtjohr; d'Ähringer Vorſch und Madlich die maane, m'r könn närchets uff der Welt enander ſou nett ſa Liewe g'ſteihn a's in der Saifzerallee.

Wie viel tauſendmol hat die ſcho g'härt: „Guck, Sophie, ohne di meecht i gor nimme leewe", oder „Ja, Wilhelm, moochſch me du aa ſou arch wie i di?" „O noch viel ärcher, Minele." D'Müeter ſinn aa ſou oft im Houſgarte, ſie mieſſe doch uff ihr Madlich uffpaſſe, denn ſie wiſſe jò, wie glückſelich ſie ſelwer dò aa vorr zwanzich, draißich Johr g'weſt ſinn.

Die alte taabhäriche Mummelgraiſ' mache ihr Spazierdäppele noch im Houſgarte, dò werde ſ' net iwerfohrn und die Rekonvaleszente, wie m'r die haaßt, wu e ſchwere Kranket iwerſtande und noch emohl e Gnadefriſt g'kriecht hewe, die ſtärke ſe uff's nai in der balſamiſche Luft vum ſcheine g'ſchützte Houſgarte.

Und 's ſcheniert Kaans 's Ander. Raum für alle hat die Erde. Trifft m'r nach värzich Johr en alte Juchendfreind, der aam ſeecht: „Vorr e poor Deech bin i aa dehaam z'Ähringe g'weh, ach Gott, dò ſieht's traurich aus, 's Herz meecht aam breche, alles hin, aa der Houſgarte, d'Baam lieche norr ſou iwer enander", ſou geiht m'r unwillkürlich zur Antwort: „Denkſch aa noch drou, Paul, wie m'r all's dò Raiwerles g'ſpielt hewe? und ſpäter Süeßholz g'raſpelt? 's Minele hat, 's iſch ſchood, ſcho in junge Johrn ſterwe mieſſe und d'Agnes; vun der Fraa Glais ihre Spitolmockelich iſch iwerhaapt ſcho manch's e ſcheiner Engel."

Nò gäht's ou mit em Austauſch der Juchenderinneringe und wer ſtäht dò owe drou? der Houſgarte.

Der Lyceiſt iſch wu meechlich vorr der Schuel noch emohl g'ſchwind in Houſgarte g'ſprunge, dò laaſt aaner, dort laaſt aaner, jeder uff eme b'ſundern Weech und lernt ſa Hausuff=goob noch g'ſchwind auswendich.

Der Schaihingle, ſou hewwe die g'haaße, wu in der interſte Klaſſ' bamm Kohlebrooter Schaihing g'weh ſinn, lernt uff Mord und Brand:

Die wandelnde Glocke
von Goethe

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche ſich bequemen
Und Sonntags fand es ſtets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

D'Preunerlich, d'Schüeler der zwaate Abtaaling, wiſſe zwor, daß ſe 's Doochs ihr ſechs, acht Taße krieche, ob ſ' ihr Sach könne oder net, des hätt der Herr Präzepter Preuner net anderſch thou, awer aanewech lerne ſ' mit allem Aifer g'ſchwind noch emohl:

Ah bon jour monsieur le corbeau,
Que vous êtes joli, que vous me semblez beau!

und 's Eſſichle, des iſch ſcho e Oberlyceiſt g'weh, präperiert ſe g'ſchwind noch emohl:

Arma virumque cano Trojae qui primus ab oris
Italiam — — —

eß fällt e Luikeäpfel vum Baam und d'Äneis kou oufange, wie ſ'mooch, z'ärſchte mueß der Äpfel uffg'heibt ſei. Des iſch jò erlaabt, rohg'falles Obſt uffleſe, awer eſſe mueß mer's glai, einſchiewe därf mer's net. Des iſch aa der Grund, worum des Eſſichle ſou ſchnell neibaißt.

Wie der Erfolch vun dene Studie im Houfgarte gweh iſch, des ſehe m'r oweds aa widder drinn.

„Du, Paul, dort am Babylon (Pavillon) laaft der Schaihing, er hat d'Brill uff der Stern und liest de Hoheloher Bote; haſch da Zuckerhuetſchnur nimme bai d'r?"

„„Zwaa ſogor, 's Junkens Louis hat m'r hait noch aane gewe.""

„Die ſpanne m'r g'ſchwind iwer de Weech, daß emohl uff, wie der Schaihing borzelt. Hat der mir am Meitich Houſeſpänner gewe, daß m'r d'Rändel am Fraitich noch bamm Boode g'ſäh hat, bloos wall i ut mit em Indikativ g'macht hob; der fällt woll emohl uff d'Nooſe. I hob geſtern vum öwern Steech mit Kaſtanie nach 'em g'ſchmiſſe, how 'en awer net troffe; e Kaſtaan iſt vielmeih der Oberamtsrichtere an de Koupf g'flouche; die hat g'ſchimpft wie e Rohrſpatz."

Plumps lait aa der Schaiching uff 'em Bauch, hat d'Houſe verſprengt, daß em 's Schäfers Lämmle hinte rausg'guckt hat und die bäſe Buewe, der Paul und der Ernſt lache ſe im Gebüſch de Bauch voul, wie der Schaihing ſchimpft und wettert, ſa verbrochene Brill z'ſamme klaabt und 's Schäfers Lämmle widder verſorche will.

„Horch doch, wie wunderſchei des Groosmückle ſingt; des meecht i norr in mamm Maaſeſchlooch howe."

„„Du, die Schwarzköpflich, wu i am Sunntich drowe am Sääle ausg'numme hob, ſinn jetz ganz flügg. Ka Menſch hat 's g'merkt, daß i 's Neſtle in ma Keffichle neithou hob; die Alte hewe ſ' g'äßt wie vorher aa; geſtern how i ſ' haam, ſie freſſe jetz ganz nett Ämesaier, Mehlwärm und Mucke.""

„Wieviel ſinn 's denn?"

„„Finf.""

„Du könnſch mir woll aa aans dervou gewe, Paul."

„„Jò, wenn i mooch. Hol du d'r ſelwer; drunte an der Ohrn geiche d'Allmand niwer iſch noch e Neſtle mit vier blutte Junge, die werde nächſchte Wuch reecht.““

„I färcht de Jeremies und de Houſgärtner, der hat m'r vorichs Johr, wu i die Nachtigall hob fange wölle, de Koupf ſou verſchlooche.“

„„Worum biſch ſou e Hamballe gweh und haſch de verwiſche laſſe.““

„Du d'Hetze uff der alte Pappel hat der Springinklee geſchtern roh'gholt, der klettert wie e Aachhörnle. I hätt' net nuff g'meicht. Er hat 's ganz Neſt mit vier Junge roh'griffe; der Houſgärtner hat em en Kraitzer gewe forr des, daß er die Luedershetze hin g'macht hat.“

Während die Buewe ihr Vouchelneſter minnander taale, kummt der Buechbinder Kluch mit ſamm Hahme und will aus der Ohrn, wu er 's Fiſchwaſſer pacht't hat, die nixnutzige Waißfiſch rausfange.

„Här emohl, Paul, wenn du m'r noch emohl vum Houſgarte aus mit der Angel fiſch'ſt, nò ſchlooch i dir e Poor an d'Ohre nou, daß d' de Himmel forr e Baßgaich auſiehſch.“

„„I hob gor net g'fiſcht, des iſch der Siechle gweh.““

„Verlouche! du biſch gweh. Wittſch aa noch laachne? Bamm Junken haſch drai Angeln um en Kraizer g'kaaft, du Lausbue, ſell waaß i g'wiß.“

„„Jò, i hob awer net in der Ohrn g'fiſcht; i hob im Houſgarteſää en Karpfe und en Goldfiſch g'fange, des gäht Sie nix ou.““

„Du nooſewaiſer Schlingel, wart' i ſooch's damm Vatter, der werd 's ſpaniſch Rährle ſcho einwaache.“

„„Der hätt' viel z'thou, wenn er jede Poppel ouhärn mießt.““

„Du Lausbue, du nixnutzicher!“

Der Kluch ſetzt ſann Hahme widder ein und die Buewe ſpringe iwer d'Brück.

„Hotz Höllewäddel, leit dort e ſcheine Oranſch und der dumm Garteg'hilf mueß grood in der Näh' ſein!"

„„Taale m'r ſ'? Sooch wärrle, wärrle wohr. Den wölle m'r nō glai uff der andern Sait howe.""

„Wärrle, wärrle wohr!"

Etz laaft anner vun dene Schlingel um d' Oranſcherie rum an d'Bluetbueche nou und ſchmaißt mit Staan nuff.

„Läſch du des Schmaiße blaiwe, du Kramp!" ſchrait der Garteknecht. Der Bue härt awer nix uff dem Ohr und ſchmaißt allewail Staanlich nuff, bis 'em der Garteknecht nochſpringt und d' Bouh forr de Paul frai werd.

Wuppdich! hat er aa d' Oranſch im Sack; im Babylon werd ſ' redlich taalt, ſie hewe jō wärrle, wärrle wohr g'ſoocht. Sou hat ſe d' Schueljuchend im Houfgarte vergniecht und wie ſchein iſch d' Unterhalting ärſcht e poor Johr ſpäter worde!

Dō ſitzt Dooch forr Dooch e junger Menſch im Houfgarte, der ſa Maturitätsexame g'macht hat, den awer ſa b'ſorchte Mueter noune uff d'Univerſität läßt, wall ſ' maant, er ſai noch z'jung, um de Verführinge der akademiſche Fraihait z'widerſteih: er ſöll norr bis Herbſt dehaam blaiwe, daß er älter werd und ſöll Gaaſcht und Gmüet an de Klaſſiker bilde und derneewe her aa eweng moderne Sprooche lerne, die im Seminar doch norr als Neeweſach betriewe werde; er könn' aa 's Tanze lerne, daß er eweng Manier kriecht und ka ſou Dille-dapp bleibt, ſou e unb'holfener.

Wie g'ſoocht, Dooch forr Dooch hockt der im Houfgarte an eme haanliche lauſchiche Plätzle eweng abſaits vun der Haaptpromenade und hat allewail en ganze Arvel (Arm voll) Büecher bai ſe.

Dò kummt é reecht ſauwers Madle, wu allewail 's Tanze mit 'em lernt im römiſche Kaiſer bamm Tanzlehrer Schrell vun Hallbrunn.

„Guden Daach, Herr Studioſus, ſcho widder in d'Bücher vertieft? Was leſe S' denn, wemmer fraache darf?"

„„Grüeß Gott, Fraile Eliſabeth, des iſch nett, daß Sie aa im Houſgarte ſich beweeche. Nehme S' net en Aacheblick Platz bai mir?""

„Ich bin ſo frai, wenn ich net ſchenier."

„„Bitte recht ſehr; wu denke S' hin? Kann mich norr fraie, ſou ſcheine liewenswärdiche G'ſellſchaft z'bekumme. Was i leſ'? Vorhin hab i e Wail Wielands Oberon g'leſe, na in Walther vun der Vochelwaid und alleweil leſ i ebbes Lateiniſch: Ovidii amores, Elegieen der Liebe von Ovid.""

„Des iſt g'wiß recht int'reſſant und rührend, des meecht i norr aa leſe könne."

„„Alle Elegiee wäre grood nix forr Sie, Fraile Eliſabeth. Der Ovid iſch e archer Schmetterling g'weſt, der ſo manche ſcheine römiſche Roſ' umgauckelt hat. Sanne Dichtunge noch mieſſe die römiſche Jungfraue faſcht ſou ſchein g'weſt ſein, wie unſere z' Ähringe.""

„O Sie Spötter!"

„Wenn Sie 's intreſſiert, Fraile Eliſabeth, will i Ihne gärn e poor Bärſch vortrooche; z. B.

Elegia XV.

Annulle formosae digitum vincture puellae
In quo censendum nil nisi dantis amor:
Munus eas gratum. Te laeta mente receptum
Protinus articulis induat illa suis.

„Des klingt fraile reecht ſchei, awer i kann jò laider net lateiniſch und ‚waiß nicht, was ſoll es bedaiten'."

„„Des will i Ihne glai iwerſetze. Er redet dō en Ring ou, den er ſerrer Geliebte zum Präſent ſchickt. Des haaßt uff Daitſch ung'fähr:

Du, der du bald des ſchönen Mädchens Finger
Umſchmiegen wirſt, du Ring, an dem ſonſt nichts
Als nur des Gebers Liebe iſt zu ſchätzen,
Geh als ein angenehm Geſchenk. Du ſeiſt
Mit frohem Sinne aufgenommen, gleich
Von ihr ans Fingerlein geſteckt — — — — — —““

„Die hat g'wiß e rechte Fraid g'habt, daß ſ'e ihrn Ehering mit ſotte nette Vers g'kriecht hat?“

„„Ehering iſt 's awer kaaner g'weſt; der Ovid iſch ledich g'ſtorwe. Er hat zu viel g'meecht und dō hat er Kaane forr 's Lewe g'kriecht.““

„Wie ſchood!“

„„Ja er hat mit viele ſcheine Römerinne ſou e Dächtelmächtel g'hatt, mit der Tullia, der Claudia, der Cornelia, der Corinna, der Libas und der glänzende Pitho und wie er ſ' alle beſingt.““

„Bun ſanne Freundinne hat er immer de rechte Noume oug'gewe? Wie nett!“

„„Am liebſte hat er ſ' g'hatt im Alter vun 20 Johr; Tauſed Wuche, wie mir jetz im Hohelohеſche ſaache. Dō ſingt er in der neunte Elegie:

Militat omnis amans et habet sua castra Cupido:
Attice (crede mihi) militat omnis amans.
Quae bello est habilis, Veneri quoque convenit aetas.

Des haaßt:

Wer liebt, führt Krieg und ſeine Lager hat
Cupido auch, glaub mir, mein Attikus —
Wer liebt, führt Krieg — dasſelbe Alter paßt
Auch für die Lieb, das für den Krieg ſich eignet.““

„Raizend! Hawe Sie ſcho g'ſpielt, Herr Studioſus?“

„„Nan, i bin jò e Siewenevärzicher und kumm ärſcht anno Siewenesechszich zur Cunſcription.““

„Und i bin e Achtevärzichere; zwaite September Achtevärzich.“

„„Des muß i mir doch glaich notiere, daß ich Ihrn Gebortsdaach net vergeß. 's wär m'r e große Ähr, wenn i Ihne e klaans Gedichtle zu Ihrm achtzehnte Wiechefeſt mache könnt.““

„Sie ſinn zu gietich und ufmerkſam, Herr Schrader, i nehm Sie bamm Wort.“

„„Parole d'honneur! Sie hawe jò e allerliebſt's zierlich's Händle, Fraile Eliſabeth.““

„Finf drai värtel.“

„„Dò riecht's guet nach Pfefferminzzeltlich.““

„I waaß net, därf i ſo frai ſei, Ihne aa e Paar anz'biete?“

„„Doch, verbaiße S' m'r aans und taale Se' 's mit m'r.““

„Hier iſch 's ganz Gückle, 's ſteht Ihne gern zorr Verſüchung.“

„„'s iſch m'r awer liewer, wenn Se aans mit m'r taale; getailte Fraid iſch doppelt Fraid, und dann ſchmeckt mir 's aa viel beſſer, wenn Ihre roſiche Lippe des Pfefferminzle ſcho berührt hawe.““

„Wie Sie ſchmaicheln könne, Herr Schrader!“

„„Kenne Se Heines „Buch der Lieder“? Sehn S'e, des dò, des rot einbundene; dò ſinn recht ſcheine Gedicht debai. Wenn's Ihne Spaß macht, leſ' i Ihne gern e Stindle vor, Fraile Elſe.““

„Sind Sie lieb, Herr Wilhelm!“

Der hat 'r nò aus Heines Buch der Lieder vorg'leſe, erlaiternde Bemerkinge derzue g'macht und halwe Pfefferminz-

zeltlich g'ſchlotzt, die er mit dem Frailein taalt hat und nach eme halwe Stindle hat ſe ihr Köpfle an ſa Achſel g'leicht und g'ſoocht: „Awer Wilhelm, Du kannſch ſchö vorleſe! Den Ausdruck und die Betonung! I dank Dir ewe recht. Schad', daß i haam mueß. Ach, von Dir meecht i mir norr öfter vorleſe laſſe, m'r kann was debai lerne."

„„Was i aa glaab. I bin jede Dooch dò und 's ſöll m'r reecht lieb ſein, wenn d' widderkummſch. Adieu, lieb's Elſele! Wie? Noch aans? Kumm, ſai lieb; norr ka Ängſt; 's iſch niemer in der Näh.""

E Romanſchraiwer thät etwa ſchließe: Ein warmer Händedruck beſiegelte die Freundſchaft und das landesübliche Abendrot goß ſeinen roſigen Schimmer über den heißen Kuß der Liebenden.

Vormittdoochs hat der Schlingel der ſcheine Fraile Anna de Parzival und 's Nibelungelied erklärt und derfür franzäſiſche Unterricht bai 'er g'numme, wu aimer unrechelmäßich, baiser awer rechelmäßich vorg'kumme iſch. D' Fraile Anna iſch jò anderthalb Johr in ere noweln Penſion in der franzäſiſche Schwaiz g'weh und hat ſe dò ausg'kennt. Nachmittdoochs iſch er mit 'em Minele, der nette Emma und der liebliche Sophie ſpaziern g'gange und geeche Owed hat ſa liewe Freindin, d' Eliſabeth ihrn Wiſſensdorſcht an Ovids Elegieen der Liebe, an Heine und Wieland dorch de Mund vun dem Studente und der hat nò noch ſpäter ſann Bierdorſcht bamm Houfbeck g'ſtillt, wenn er vorher d' Nachtigalle in dem herrliche Houfgarte hat ſchlooche härn und net grood Tanzſtund im römiſche Kaiſer g'weh iſch.

Bärzeih Deech nach em Oufang vun dem Litteraturunterricht gäht d' Fraa Abedägern vormittdoochs im Houfgarte in der Tulpebaamallee ſpaziern; dò ſchließt ſe ihr d' Fraa Mamma vun der ſcheine Eliſabeth ou und ſeecht glai: „Ach Gott, Fraa

Abedägern, des fraat me ewe reecht, daß unſer Kinder enander ſou meeche."

„„Unſere Kinder? Dô waaß i ka Wort.""

„Ihr Herr Wilhelm erklärt merrer Eliſe immer de Offizied, oder wie er haaßt, 's ſai e lateiniſcher Dichter, ſou arch ſchein; d' Eliſ' iſch ganz begaaſchtert; und wie nett tanze ſ' in der Tanzſtund Menuett und de Däppeleſpolka minnander! Im Sechsſchrittwalzer hält ma Eliſe noch net recht Takt, der Herr Wilhelm iſch awer immer ſou nachſichtich und lieb mit 'er."

„„Was Sie net ſaache! Dô hat er mit mir noch ka Silb' driwer g'ſproche.""

Bamm Mittdoocheſſe hat der Student e ſcharfs Exame z' b'ſteih g'hatt und nachmittdoochs iſch die Ovidſtund newe erlaiternde Bemerkinge und „mündliche" Erörteringe dorch Thräne unterbroche worde. G'ſchloſſe hat die Vorleſing: „Brauche denn d' Müeter jed's Küßle z' erfohrn? Diskretion Ehrenſache! I hôb ka Wort g'ſoocht; ba mir gilt der Grundſatz:

Macht das Mädchen dir Vergnügen,
So ſei dankbar und verſchwiegen.

Adieu, liewe Lieſel, du herziche Krott mit damm zuckeriche Mäule. Wie? Dräh dei nett's Schnäwele noch emohl rum."

„„I bin ſo frai.""

Geiche Owed werd der Houfgarte ſcho eweng belebter. Der Herr Präzepter Preuner führt ſa Koſtbaitel — wie m'r ſa Koſtgänger g'haaße hat, wemmer net „Preunerlich" hat ſooche wölle — g'ſchloſſe dorch de Houfgarte Pfedelbach zue ſpaziern, grood ſou aa d' Madam Glais ihr Spitolmockelich, daß kaans newe naus guckt.

Uff eme andern Weech ſieht m'r die unzertrennliche Freundinne, die nett, g'ſcheid und luſtich Sophie vun der Flaaſchgaß und ihr Julie in aifrichem G'ſpräch minnander wandeln; in

reſpektsvoller Entfernung, awer net gor z'wait wech, e poor Owerlyceiſte mit ihre blooe Hohenlohia-Käpplich und en Abedägerslehrling, der botaniſiern mueß, wie em ſa Lehrherr, der Herr Houſabedäger Winkelmann ufftrooche hat. No, im Houſgarte hat 's jò die ſeltenſte Blueme, G'ſtraicher und Baam g'hatt. Neewen'm Tulpebaam und em Trumpetebaam iſch der Dornekronebaam mit ſanne ſpitziche Stacheln, wu m'r d' Dornekrone Chriſti mit g'wunde hat, g'ſtande; Zucker-Ahorn, Linde und Bluetbueche ſinn närchets ſou gediehe, wie grod dò; im Flieder- und G'wärzſtrauch hewe d' Nachtigalle g'niſtet, d' Wallnüß und d' Hoſelnüß hewe d' Juchend ganz b'ſunders ergötzt, faſcht wie die zierliche Paradiesäpfelich glai iwer der Ohrn driwe, wu d' Spezialität vum Houſgarte, die aanzich ſcheine Hortenſiebaam mit ihre Hundert und Taufed vun Bluete uffg'ſtellt g'weh ſinn; Rooſe, Oranſche, Trauweblüet, Heliotrop und Jasmin hewe en Wouhlg'ruch verbraat't, der ſogor 'em Fuchs vun Stanisförtle oder 'em Saafefieder Eiffländer ſa Parfüm iwertäubt hätt.

Ka Wunder, hat 's aa de Herr Färſcht, der vun Slawentzitz in Schleſie en B'ſuech in ſamm Stammſitz g'macht hat, in die balſamiſch Luft vum ſcheine Houſgarte triewe.

„G'horſamſcht godden Owed, Dorchlaucht, unterthänichſter Diener; aa widder emohl hie?"

„„Guten Abend mein lieber Herr Steiner. Wie geht es Ihnen? Habe gehört, Sie haben Ihre Bäckerei und Wirtſchaft aufgegeben und privatiſieren jetzt?""

„Ja Dorchlaucht, ma Karline hat g'winſcht, daß i mi zorr Ruh ſetz."

„„Sie hinken etwas, Herr Steiner; haben Sie ein bischen Gicht oder Podagra?""

„Ha, Dorchlaucht, m'r werde ewe oufange alte Kerlich;

's Baanwerk werd eweng wackelich und der Bloosbalch und 's Eing'ſchlächt ſinn aa nimme wie früher. Der Dr. Aiſemenger maant, 's fehl an de Nier'n und der Läwern und i bin doch ſou nüechtern, ſait m'r d' Wärtſchaft uffgewe hewe; kaan fünf, ſechs Schöpplich Michelbacher 's Doochs. Dorchlaucht ſehe reecht guet aus. Immer wouhl g'weſt?"

„„Danke, ja, mein lieber Herr Steiner. — Ja, ja, es ſind jetzt faſt zwanzig Jahr verſtrichen, ſeit Sie mein Adjutant bei der Bürgerwehr anno 1848 waren. Meine damaligen Lieutenants, den Herrn Felix Arnold, Apotheker Modrach und Geometer Pantlen hoffe ich auch hier wieder zu treffen; der Oberamtsrichter Koch iſt ja leider längſt tot.""

„Ja, Dorchlaucht, m'r hewe viel dumm's Zaichs Anno achtevärzich minnander g'macht, awer ſchein iſch's doch gweh; denke S' aa noch an die Schöpplich all's nach 'em Exerziern? Wie gäht 's der Fraa Dorchlaucht und de Kinderlich? Die werde jetz aa recht ruffkumme; Dorchlaucht hewe ſ' jò wie d' Orchelpfaife; ma Karline ſeecht allemohl, wenn Dorchlaucht widder taafe laſſe: ach Gott, wenn mir 's norr aa ſou hätte, faſt alle Johr aans, wunderſelte zwaa, und mir hewe gor ka Kinder. Und ſcheine Prinzlich und Prinzeßlich hewe Dorchlaucht; d' Fraa Pauline iſch ewe aa e ſauwere Fraa und Dorchlaucht ſinn jò ſelwer aa ſou e ſtattliche Erſcheining."

„„Was iſt denn das heute für ein Geſchrei im Hofgarten?""

„Der alt Houfmuſikus Rohde und der Schuehmacher Windiſchgräz unterhalte ſe minnander, Dorchlaucht; die härn alle zwaa nix und doch will kaaner de andere merke laſſe, daß er ſtocktaab iſch."

„„Adieu, Herr Steiner, grüßen Sie Ihre Frau von mir.""

„G'horſamſcht godden Owed, Dorchlaucht, därf i aa bitte, der Fraa Dorchlaucht ma heiflichſte Empfehlinge ausz'richte,

wenn S' widder nach Schleſie kumme? Unterthänichſter Diener."

Der Herr Färſcht gäht d' Haapttreppe iwer d' Ohrn nuff und die zwaa Doosohriche, der Herr Rohde und der Schuehmacher Windiſchgräz unterhalte ſe minnander, daß m'r ſ' iwer ſiewe Wandelgäng niewer härt:

„Aa eweng ſpaziern, ba dem ſcheine Wetter, Herr Rohde? Hewe enander ſcho lang nimme g'ſehe."

„„Aepfel, Herr Windiſchgräz, Aepfel. Ma Fraa mooch d'Rooſeäpfel ſau gärn; dò how i m'r e Taſch voul vum Herrn Houfgärtner gewe laſſe; wenn er ſ' rohthuet, kriech i e poor Simri dervou.""

„Sou? Sou? Ja des ſinn ewe Altersgebrechе. Awer der Mooche und d' Füeß ſinn doch noch ordlich? Ba mir nimmt 's aa eweng oh, 's G'här; Alles verſtäh i aa nimme ſou guet, wie früher."

„„Sie gewe aa ſou en guete Äpfelbrai, d' Rooſeäpfel; dò thuet ſ' nò all's noch Ziewewe und Roſeilich nei — der Cameralverwalter haaßt des Äpfelcompoſt — des mooch ſ' gärn zum G'mockels. Thäte Se net e weng langſamer ſchwätze, daß i Se beſſer verſtäh?""

„'s iſch fraile e Unglück. Ihne kou i 's jò ſcho im Vertraue ſooche, Herr Rohde, er trinkt ſcho lang. M'r werd em woll 's Haisle verkaafe. J hob an em thou, was meechlich gweh iſch, 's iſch jò ma laiblicher Schwoocher. J mooch norr net ſou ſchraie, 's braucht 's net jed's z'härn."

„„Achtzeih Kraizer 's Simri. Finde Sie des thaier?""

„Ja, was kou m'r dò ſooche? Er hat ſe ewe verſpeckliert, und wie 's nò hinterſche g'gange iſch, hat er 's Trinke oug'fange und ſa Fraa, ma Schweſter, ſorcht ſou forr 'en."

„Ja fraile, 's ſinn manche knütze drunter; uff 's Aaißer

därf mer net immer geih. Die, wu am ſchönſte ausſehe, ſinn inne wormich und falle roh, nō leſe ſ' d' Buewe uff. No, 's geit haier ziemlich Äpfel. Schleecht 's allewail net Finfe uff 'em Laittorn?""

„Draitauſed Gilde uff zwaate Hypedeek. Die werde woll hin ſein, und denke S' norr, wie lang m'r dō drou g'ſport hewe!"

„„Sait em viere. Sinn Sie ſcho länger hinne? I bin vorh'r in Kappel g'weh, der Hoſer hat aa ſou ſcheins Obſt, namentlich Gaashärtlich und Storchſchnäwelich; die ſinn awer ſcho lang rum; d' Pfullinger werde jō ſcho daachich und wenn ſ' emohl daachich ſinn, nō meeche m'r ſ' nimme.""

„Ha, deßzweeche läßt m'r de Koupf noune hänge; 's iſch e Unglick, des mueß m'r awer iwerwinde in Gotts Noume. Sou, Sie wölle ſcho haam? Hat me reecht g'fraat, daß m'r enander widder g'ſehe und g'ſproche hewe. Awer net wohr, des vun mamm Schwoocher blaibt vorlaafich unter uns?"

„„Nan, i dank ſchei; i trink dehaam e Gläsle Wei; 's Bier paßt aa net zu de Äpfel. Adje, Herr Windiſchgräz, mann freindliche Grueß dehaam.""

Eh' die ſ'e trenne, kummt Aaner mit ere Flint' und ere Jachdtaſch. Er will noch naus uff d' Pfaffewies zum Caſino-herbſcht und ſchießt hinter dene zwaa taawe Alte ſa Flint' los, daß 's kracht hat, wie e Kanouneſchlooch. 's hat 's Kaaner vun dene Zwaa g'härt, awer der alt Jeremies iſch oug'wackelt g'kumme und hat g'ſoocht: „Härn S' Herr Baumann, 's Schieße im Houfgarte iſch ſtreng verbotte; des därfe S' fein nimme. Wenn S' noch emohl ſchieße thäte, Herr Baumann, nō mießt i Sie um Ihr'n werte Noume bitte."

„„I hob g'maant, hait därf m'r aa dōhinne ſchieße, hait gäh' alles in 'n Herbſt. I lod awer ärſcht widder bamm

Schießhaus draußе. Herr Jeremies, Sie könne m'r g'wiß ſooche, iſch der Herr Kameralamtsbuechhalter ſcho naus in 'n Herbſt?""

„I hob 'en nonne g'ſehe. Ah, gucke S', dò kummt er grood d' Steiche roh mit 'em Reviſor Bloß und em Aktuwar."

Der Kameralamtsbuechhalter hat immer gärn Witzlich g'macht, und ſeecht deßzweeche, wie d' Fraa Reviſer Bloß, die ihr'n Mou e Stück wait beglaat't g'hatt hat, bamm Schloßkrauß z'rück bliewe iſch: „Was iſch, Herr Reviſer, nemme S' Ihr Fraa net mit zum Herbſcht?"

„„Nan, die mueß net iwerohl debai ſein.""

„Sou könne Sie ſein? Wenn i Ihr' Fraa ſeh, Herr Bloß, nò how i immer e arche Fraad."

„„Sehr ſcharmant, Herr Tafel, ja ſooche S' norr, worum S' denn ſou e Fraad hewe?""

„Daß ſ'e net die mein iſch."

„„Sie ſöll 's Maisle baiße!""

Der Kaminfeecher und Faierſchauer Reinhardt, den hat m'r norr de „Brull" g'haaße, der iſch aa ganz ſauwer rausbutzt dorch de Houfgarte g'gange, er hat aa noch ebbes vum Faierwerk vum Caſinoherbſcht profitiern wölle. Wie den der Kameralamtsbuechhalter ſieht, ſeecht er zum Aktuwar Müller: „Herr Aktuar, wiſſe S' aa, daß des der dummſt Mou z' Ähringe iſch?"

„„Herr Tafel, was behaapte Sie? Der Herr Reinhardt iſch jò im Stadtrot!""

„Sell meecht nix; 's iſch awer ſou wie i ſooch; wiſſe S' aà warum?"

„„Ja, warum?"

„Wall er kratzt, wu 's en net baißt."

„„Sie ſölle d' Schoowe krieche!""

Zum Glück ſinn die ſcho ba der Allmand zum Houſgarte naus. Sou ſchlechte Witz kou der Houſgarte net brauche.

In ere Herbſtvakanz ſitzt der Student widder emohl mit ſamm grüene Frankekäpple im Houſgarte am Brünnele und ſchraibt; Net wait devou iſch d'Fraile Malchen, der Mahlo, wie ſ'e der Herr Wayler taaſt hat, — der Herr Stiftspreddicher hat ſ'e de G'ſellſchaftsbärzel g'haaße — g'ſeſſe, die hat aa g'ſchriewe. „Schöne Seelen finden ſich zu Waſſer und zu Lande" haaßt's in eme alte Studentelied und ſou iſch's net z'verwundern, wenn aa die zwaa ihr' poetiſche Erzaichniß enander mittaalt hewe.

Uff 'em Tiich hat der Mahlo e Buech lieche g'hatt, dò iſch mit Goldbuckſtaawe druff druckt gweh POESIE; deßzweeche ſeecht der Student zu derre alte Jungfer: „Fraile Malchen hawe hait g'wiß e recht netts Gedichtle g'macht? i ſeh's Ihrem glückſtrahlende G'ſicht ou."

„„Ja, i hab e kleine Herbſtempfindung feſtg'halte. Sie hawe awer auch ſo aifrich g'ſchriewe; darf m'r fraache, was Sie behandelt habe? Sie hawe g'wiß der Fraile Auguſte e Liewesbriefle g'ſchriewe?""

„Nan, g'wiß net; der brauch i net z'ſchreiwe, mir hawe „mündlich's Verfahre." D'Liewe behandelt ſcho, was i g'ſchriewe hob, aber ſelber hob i net genoſſe, was i beſing. I hob e Ferieraasle in 'n Bregenzer Wald mache därfe und dò hob i in Mellau am Fueß der Kanisflueh e wunderſcheins Brautpäärle troffe, des immer ſou arch zärtlich g'weſt iſch. Die hat m'r hie und dò an eme Waldweech iwerraſcht, wie ſ'e ſ'e g'küßt hewe. Wir hewe e poor Deech im glaiche Wärtshaus g'wouhnt und am glaiche Diſch g'geſſe, dò hob i m'r immer g'wünſcht, ſou glücklich meecht i aa emohl werde, hob mi ganz an d' Stell vun dem Braitichaw denkt und hob jetzt en klaane Liedercyklus vun 12 Gedichtlich g'macht, en ‚Liebesfrühling'."

„„Därf m'r naigierich ſein?““

„Ba Geecheſaitichkait. Wenn i Ihr Poeſiebuech durchblättern därf, ſteihn aa mei Gedichtlich zur Verfüchung.“

„„Sie mieſſe awer z'ärſcht vorleſe.““

„Sehe S', dô ſinn die 12 Gedichtlich. 1. „Wer hats verraten“. 2. „Ich ſchnitt es gern in alle Rinden ein“. 3. „Selbſtlos“. 4. „Kuß und Lied“. 5. „Der Bodenſee“. 6. „Klein Elschen“. 7. „Der hölzerne Mann“. 8. „Nord und Süd“. 9. „Sprachſtudien“. 10. „Nützet die Zeit“. 11. „Der Himmel hat keinen Stern ſo klar“. 12. „Endloſe Liebe“. I will Ihne e poor vorleeſe, die andern leſ' i Ihne vor, wemmer uns widder im Houfgarte treffe und Ihne die haitiche g'falle hewe.“

1. Wer hat's verraten?

Den Kuß, dort wo die Mellen rauſcht,
Wer hat den wohl geſeh'n?
Ein kleiner Stern hat uns belauſcht,
Den ſahen wir nicht ſteh'n.

Der Stern, der flüſtert alsbald zu:
„Sie küßten ſich“ der Well,
Und dieſe ſagte es im Nu
Der zierlichen Forell!

Und die Forell' im Mellenbach
Hielt auch nicht reinen Mund,
Sie ſchwamm geſchwind zur blauen Aach
Und that der alles kund.

Die Aach, die plaudert's überall,
In Bezau, Andelsbuch;
Ja jeder kleine Waſſerfall
Die Kunde weiter trug.

Und jeder machte noch dazu
Zum Kuß ein Dutzend gleich;
So ging das von der Kanisfluh
Bis zu dem Deutſchen Reich.

Am Bodenſee ſprach Jedermann
Davon: „'s war wunderſchön."
Was geht denn das die Leute an?
's hats Keiner ja geſeh'n.

3. Selbſtlos

Wär' mein das Land der Schwaben
Mit ſamt dem Schwäbiſchen Meer,
Du, Schätzchen ſollſt es haben,
Ich gäb's mit Freuden her.

Und wäre mein, was grünet
Vom Südcap bis zum Belt,
Und hätte ich verdienet
All' das gemünzte Geld

Und ſtünd' mir zu Gebote
Jedweder Kaſſenſchein
Und jegliche Banknote,
Wär' jeder Pfandbrief mein —

Ich ſenkt' es gern zu Grunde
Im tiefen Bosporus,
Und holt' vom ſchönen Munde
Dafür mir Kuß um Kuß.

Anmerkung des Setzers:

Verſenken? Nein, ich wette,
Das wär' nicht klug gemacht;
Ich ſchenkt' Ihr's, und ſie hätte
Mir's wieder zugebracht.

10. Nützet die Zeit

Um 9 Uhr klimmten Hand in Hand
(Mama trank noch Kaffee)
Mein Schatz und ich froh miteinand'
Auf die Franz-Josefs-Höh'.

Von Bezau kam ein Kleeblatt an
Paſſiert die Brücke g'rad',
Beſtellt ſich Wein und trommelt dann
Drei Stunden lang 'en Skat.

„S' iſt ſchade, daß die ſchöne Zeit
So geiſtlos wird verbracht!
Das haben, lieber Schatz, wir beid'
Viel beſſer doch gemacht.

Wie unterhielten wir uns fein!
Wie ſchwand die Zeit im Flug!
Was fiel Dir, Liebchen, alles ein!
Du ſprachſt ſo lieb und klug"

„„Ich wüßte nicht, was ich geſagt;
Du küßt'ſt ja immerfort.
Wir haben öfters zwar gelacht,
Sonſt kam ich nicht zum Wort.""

11. „Der Himmel hat keinen Stern ſo klar"

Um Mitternacht in Mellau ſchaut
Ein Mann noch nach den Fenſtern;
Ich glaub', er blickt nach ſeiner Braut
Und nicht nach den Geſpenſtern.

Er ſchaut hinauf zum Sternenzelt
Dann wieder in die Fluten:
Im Bären iſt es noch erhellt,
Man trinkt dort einen Guten.

Der junge Herr läßt ſich Papier
Und Tint' und Feder richten:
Er wird ſo ſtill, ich glaube ſchier:
Er will noch etwas dichten.

Am andern Tiſch da ſitzt allein
Ein durſtiger Geſelle,
Trinkt einſam noch 'en Schoppen Wein
Und ißt eine Forelle.

Er ſtreckt ſich etwas, daß er ſieht,
Was wohl der Jüngling ſchriebe:
Es war das ewig junge Lied,
Das Hohelied der Liebe:

„Der Himmel hat keinen Stern ſo klar,
Das Meer ſo keine Korallen,
Wie mir Dein reizendes Augenpaar
Und Deine Lippen gefallen."

„'s iſch im ganze net iwel g'ſaacht, aber ſo die ſinnliche Liebe, die Küſſerai z' beſinge, des wär doch nix für e zart's Mädcheng'müet; es ſcheniert jò ſcho e guet erzochenes Frailein, wenn 's zuefällich ſieht, wie andere ſich küſſe!"

„„Net immer! Wall S' awer die Saate ang'ſchlaache hawe, mueß i Ihne doch noch e Liedle aus dem Liebesfrühling vorleſe, des des glaiche Thema behandelt; ſunſcht wär 's jò an dene vier forr hait meih a's g'nuech g'weſt, 's werd doch Ihr ‚Mädcheng'müet' net z'arch alteriern?""

„Spotte S'e ſcho widder!"

6. Klein Elschen

Ein Schweſterlein hat meine Braut,
Die iſt, wie ſie gar ſchön.
Wie Flachs das Haar, wie Samt die Haut,
Wird nächſtens ſiebenzehn.

Die ſah, wie ich beim Frühkaffee
Mein Schätzchen hab' begrüßt;
Wie ich die allerliebſte Fee
Von Herzen abgeküßt.

Die liebe Mutter winkte mir:
„Willy, hör auf geſchwind;
Du ſiehſt ja, es ſteht hinter Dir
Klein Elſe, unſer Kind."

Die macht ein kreuzfidel Geſicht
Und ſagt zu ihr ganz keck:
„Ach, laß nur, mich geniert es nicht,
Das bischen Abgeſchleck."

„Etz laſſe S' emohl Ihr Gedicht los."

„„I hab m'r die Empfindunge in de einzelne Johreszaite feſtg'halte; ſou au heut wieder; Sehe S'e, dort räumt m'r ja d'Orangerie ein.""

Herbſt

Das Laub fällt ab,
Der Storch zieht heim,
Man flüchtet die
Orangebäum!

Frühlingserwachen

Alle Jahre kehren wieder
Lerche, Nachtigall und Storch,
Singen uns die ſchönſten Lieder,
Freudig bleib ich ſteh'n und horch.

Nachtigall, o flöte, flöte
Uns dein Liedchen ſangesfroh,
Sing wie Schiller, Hauff und Göthe,
Körner, Uhland, Chamiſſo.

„„Des iſch ebisle viel verlangt vun ſou em Nachtigälle.““

An Seine Durchlaucht, den Prinzen Friedrich von Hohenlohe-Oehringen.

„„Was? Dorchlaucht hewe Sie ſogor beſunge?““

„Ja, des iſt ſcho lang. Der hat mir emohl als junger Lieutenant obe in der Seufzerallee, wo i Vailchen g'ſucht hob, d'Hand gebe.“

„„Net au en Kuß?““

„O, wo denke Sie hin? Nur d'Hand.“

„„Des ſieht em Prinz Friedrich gor net glaich.““

Als ich mich nach einem Veilchen,
Das ich pflücken wollt', gebückt,
Stand Er ſtumm bei mir ein Weilchen
Hat mir gar die Hand gedrückt.

Mich durchlief ein Wonneſchauer
Und mein Blut rann ſiedend heiß;
Ach, ich war in kurzer Dauer
Zundelrot und kreideweiß.

Rückwärts zu dem Herzen ſtrömte
In die Wangen ſchoß das Blut,
Das die Ader nicht mehr hemmte;
Was doch all's die Liebe thut!

Amor und Cupido lauern
Mit dem Bogen und dem Pfeil
Treffen unter Wonneſchauern
Zarter Mädchen Herz in Eil.

Manches Herz hat ſich gefunden
Hier in dieſer Baumallee,
Und der Liebe tiefe Wunden
Thun dem armen Herzen weh.

„„Und dò behaapte Sie, Fraile Malchen, noch, der Prinz Friedrich häb kaan Kuß g'kriecht? des glaab wer mooch, i net.““

„Ich ſchwaiche.“

„Was ſeh i dò? Zwaa Herze vun eme Pfail durchbohrt im Liewesbrand? des how i aa behandelt, im „Liebesfrühling“ No. 2; dò bin i doch begierich, wie die zwaa Gedichtlich enander glaiche.““

„Leſe Sie z'ärſcht Ihr's.“

„„Nan, i meecht Ihr Gedicht z'ärſcht leſe.““

„Wenn i S' awer drum bitt?“

„„Noſſe! (Nun denn!) Nò iſch aber gnuech von mir!““

O. × W.
1868.

2. „Ich ſchnitt es gern in alle Rinden ein“

Ich ſah in Mellau's Auen
Jüngſt noch ein Liebespaar,
Wie ſelten wohl zu ſchauen
Ein lieblicheres war.

Es ſchweifte durch die Fluren
In ſtillem Liebesglück.
Ich glaub, ich fand die Spuren,
Die es dort ließ zurück.

Geſchnitten ſah ich zierlich
In einer Buche Stamm
Zwei Herzen, die natürlich
Bekrönt mit einer Flamm'.

Ein O und W darunter
Dazu die Jahreszahl.
Iſt das das neuſte Wunder
Im ſchönen Mellenthal?

Wer das bei ſüßen Küſſen
Wohl in den Stamm gekratzt?
Fräulein, Sie müſſen S' wiſſen;
Sie lächeln ſo verſchmitzt.

„Des reimt ſe jò gor net."

„„'s hat ſe awer doch g'reimt. Hewe Sie net aa verſchmatzt ausg'ſehe, wie 'ne der Prinz Friedrich beim Vaielichſueche „nur d'Hand" gewe hat?""

„Meine S'e?"

„„Jetz wie? jetzt kommt Ihr Gedicht.""

„„A. J. Amalie Jan? und W. H wer iſt denn des?""

„Erſt leſen."

Der Seelenbund

Du haſt mir in's Herz geſungen,
Mich bezauberte Dein Sang,
Der mir in die Seel gedrungen
Und dort wohnt ſein Leben lang.

Hier vermählten ſich die Seelen
Hier las ich den Lichtenſtein,
Grub die Namen unter Quälen
In des Stammes Rinde ein.

„„Des gilt 'em Wilhelm Hauff? Habe Sie den auch noch g'kannt, oder ſind Sie verwandt mit 'em?““

„Seelenverwandt.“

„„Des hawe S'e in die Linde drowe ba der Bärcherfraad eing'ſchnitte, net wohr!““

„Ja.“

„„Drum; denn der Herr Wayler hat's g'ſoocht. Der hat aa Amalie Jan g'roote, des W. H. hat er awer behaapt't, des haaß Wendelin Hippler, des ſai Ihr ärſchter Verehrer g'weſt.““

„So was glaawe Sie 'em Herr Wayler? Schäme Sie ſich! Adieu Herr Schrader.“

In die Linde ba der „Bärcherfraad“ hat wärklich 's Malchen die zwaa Herze neig'kratzt g'hatt, ſcheints awer ſcho in längſt vergangene Johrn, denn die zwaa Herze ſinn arch vernarbt und verrunzelt g'weh, während d'Fraile Malchen „de Raiz der Mädchenhaftichkeit“ ſe ſcho 55 Johr bewohrt g'hatt hat, wie 's des Liedle vum haamziehende Storch und d'Flucht der Oranſchebaam verbroche hat. Ihr ewiche Juchend hat jò bis in die Siewezich nei g'raacht.

„D'Bärcherfraad“ haaßt des Stückle vum Houfgarte, wu geeche die in d'Altſtadt führend Ohrnbrück zue g'leeche, zorr Erinnering mit eme Obeliske g'ſchmückt und uff die rührend'ſt Waiſ' zu de iwriche Oulache g'kumme iſch.

Der ſechszichjährich Färſcht Friedrich Ludwich hat im Summer 1806 ſa Land an Wärtteberch ohtrete mieſſe, am 14. Oktower im glaiche Johr als praißiſcher General d'Schlacht ba Jena geeche de Napoleon verlorn und iſch nach der Kapitulation vun Prenzlau kriegsg'fange nach Ähringe verbracht worde, unglücklich und vum Kriegsglück verlaſſe.

Dò hewe im Johr 1807 die Ähringer Bärcher 'em Brücke-

müller ſann Garte g'kaaft, hewe dò Oulache draus g'macht und die dem wackern, unglückliche Herrn, der in mancher Schlacht ſe Lorbeern errunge g'hatt hat, g'ſchenkt.

Dò an der Bärcherfraad iſch am ſtill'ſte im Houfgarte g'weh; drum hewe ſe aa maanſcht die dò nou z'rückzouche, wu gern allaans oder höchſtens z'zwaat d'Natur im Houfgarte g'nieße oder e Mittdoochsſchläfle hewe mache wölle. Drum läfft aa Anner dort uff und ab und deklamiert:

Sangesbrüder! Der Geſang befeſtigt die Bande der Freundſchaft und lockert ſolche der Feindſchaft. Schiller ſchon ſagt: Wie der Quell aus verborgenen Tiefen, ſo des Sängers Lied aus dem Innern ſchallt. Ja, aus tiefinnerſtem Gemüet ſingen mir und reichen Euch die biedere Bruderhand, welche die Fahne des Geſanges hochhält. Sangesbrüder! Wir geloben — — —

„Godde Morche, Herr Wieland, was gelobe S'e?"

„„Grüeß Gott, Herr Jeremies, Sie hewe me jetz ganz aus 'em Kunzept bracht und maa Fraa hat mer 's ſou nett z'ſamme g'richt't g'hatt. 's iſch am Sunntich d'Fahnewaih vum Liederkranz in Kinzelſe, zu dem ſinn mir aa ein'glode und dò mueß i d'Feſtreid halte.""

„Die g'hört aa Ihne, Sie hewe jò aa hie ſcho ſou ſcheine Reide g'halte."

„„Hewe ſ' Ihne g'falle? Wu bin i ſteih bliewe? — — welche die Fahne des Geſanges hochhält. Wir geloben, feſt zum deutſchen Lied zu ſtehn und nicht zu wanken — — —""

„Här'n S', des iſch viel verſproche. Gucke S' emohl die Herrn dort au, ob die feſtſteihn und net wanke. Des ſinn hohe Herrn aus Berlin, München und Stuttgart, die ſinn vun Durchlaucht zu ere Weinproub im Schloßkeller eing'lode g'weſt. Die hat der Herr Houfrat und der Knoll widder emohl bäs

haamg'ſchickt. No, ka Wunder, 's ſinn widder die zwaa Korps=ſtudente debai g'weſt."

Vun dene färſchtliche Keller meecht ſe e g'weihnlicher Sterwlicher, wu ſ' net ſelber g'ſäh hat, kaan rechte Begriff. Des iſch die ſchönſt Bibliothek, die m'r ſe denke kou; dò lieche die Foliante alle ſauwer newe enander und iſch in jedem Gaaſcht und Poeſie groob gnuech drinn, in de ält'ſte Bänd awer meih a's der g'ſcheidſte Bücherworm ſchätzt.

„Wenn 's Ihne recht iſt, meine Herrn, fange m'r mit de jüngern Johrgäng ou," ſeecht der Kellermaanſchter Knoll, zwaa Küefer laafe derneewe her, der aan giebt vun ſamm Serwierbrett ba jeder naie Sort' friſche Gläſer, der ander nimmt uff ſein's die austrunkene.

„Des iſch Fünfeſechzicher Söllbächer Schiller, e laicht's g'ring's Weinle."

„„Ein feines Weinle,"" ſeecht der wohlwollend Herr Direktor.

„O nan, des ſinn unſer billigſte. Hier Geddelsbächer Schiller, e bisle e beſſere Laach, awer aa noch laichte Woor; Herr Oberregierungsrat, den kou m'r trinke wie Mouſcht, wie Waſſer. Des iſch e Verreberchter Rißling, der iſch haier ſchnell glanzhell worde, des iſch ſou e Dameweinle."

„„Vorzüglich,"" hat der Herr Landrat g'ſoocht, wie er den g'ſchlärft hat, „„habe in Bonn, wo ich ſtudierte, ähnlichen getrunken; er erinnert etwas an beſſere Moſellage; aber leichter iſt dieſer, ſehr leicht.""

„Sind Sie in Bonn aktiv geweſen?" hat der Herr Oberfinanzrat, e alter Tübinger Weſtfal g'froocht.

„„Gewiß! Bin Bonner Preuße und Heidelberger Saxoboruſſe. Herr Hofrat waren auch aktiv?""

„Tübinger Weſtfale, Leibfuchs des Herrn Oberfinanzrats."

Etz kumme die zwaa Korpsſtudente in ihre grüene Käpplich, ſie hewe ſe eweng verſpät't g'hatt, bamm Beck Aiſemann vorh'r e Taſch Zwieback g'kaaft zum Knoppeln zwiſche de aanzelne Sorte Wein, daß m'r die Weinlich net ſou bald ſpürt und unter'm Houſthor noch eweng mit dene liewe Madlich, der Sophie und der Julie g'ſchmußt g'hatt. Die ſtelle ſe der iwriche G'ſellſchaft vor, ſou wait ſe net vun Ähringe oder Stuegert g'weh iſch.

„Bühler Franconiae Tübingen."

„Schrader Franconiae Tübingen."

„Direktor N. N. aus München, Bavariae München.

„„Verrenberger Gewürztraminer, Fünfundſechziger! Hohenlohiae Oehringen"" hat der Knoll e naie Sort vorg'ſtellt.

„Sehr gut! hochfein! das iſt der, von dem Geſchwiſter Appenzeller in Stuttgart auch haben."

„„Doch net, Herr Oberregierungsrat, den will ich Ihne aber gleich zaiche. Chriſtian, hol e paar Gläſer vun dem Golbercher, Faß 746.""

„Ganz recht, der iſt's, der macht ſe döhunte aber noch viel feiner."

„„Ja, mir hawe ewe aa große Fäſſer und vorzüchliche Keller. Ja, dö iſch ebbes drinn und der wird alle Dooch beſſer.""

„Rotweine haben Sie wohl keine in Hohenlohe?"

„„Woll, woll, Herr Landrat, m'r kumme groob drou: Carlsbercher Clevner, Fünfeſechszicher.""

„Aber auch leicht, wie alle Hohenloher- und Neckarweine gegen den Bordeaux, den wir gewöhnt ſind."

„„Herr Landrat, Ihr Wohl,"" ſeecht der Guſtav jun. und thuet, wie wenn er e voll's Gloos uff aanmol leer'n thät.

„Komme nach. Äh! feiner Wein, aber leicht, ſehr leicht.“

„„Schließe mich an, Herr Landrat,““ ſeecht der ander Student und leert aa ſa Gloos.

„Haiholzer Trollinger, dickroter Fünfundſechsziger.“

„„Ausgezaichnet, ſo aan kriech'n m'r in Münken nit, muß ſooch'n, hochfeiner Tropfen,““ ſeecht der Herr Miniſterialdirektor von München.

„Ja, da liegt was drinn; bei dem bleibe m'r eweil. Herr Hofrat, zum Wohl!“

„„Proſit! Herr Oberregierungsrat! au Dein Wohl, Rueff! Wie ſchmeckt Excellenz dieſer Haiholzer Trollinger?““

„Ganz vorzüglich.“

„„Die gleiche Laach, Beerwein.““

„Na, hören Sie mal, ſo ein Aroma hab ich doch nicht leicht an einem Wein jefunden; der jeht ja über den Aßmannshäußer — dem Jeſchmack und Aroma nach, der Aßmannshäußer iſt aber ſtärker — Herren studiosi, Reſtchen! Was?“

„„Sehr angenehm; kommt gleich nach.““

„Herr Landrat, noch ein Gläschen gefällig?“

„„Gewiß, Herr Kellermeiſter, das iſt wohl die Sorte, an die Sie ſich ſelbſt halten? Was?““

„I mueß 'en ſcho von Zeit zu Zeit verſuche, i trink aber g'wöhnlich net vun dem.“

„„Der iſch ſcho dunderſchlechtig fein,““ hat der Herr Oberregierungsrat ſe härn laſſe und hat 'em Knoll ſa leer's Gloos zun Widderfülle gewe.““

„Die glaich Laach, Haiholzer Fünfeſechszicher, dickroter Beerwein, Ausleſ'.“

„Louisle! des iſch was für di, dein Wohl!“ hat der Herr Hofrat zu ſeim Freund und G'vattermann g'ſagt und ſein Gläsle austrunke.“

„„Proſ't Guſtav, ſollſt leben, altes Haus!““

„Herr Landrat, meine Blume!“

„„Äh! ſehr angenehm, komme nach. Leichtes ſüffiges Weinchen! Was? Hätte nicht geglaubt, daß in dem rauhen Württemberg ſolche Weine wachſen; trinken ſich ſehr angenehm und leicht!““

„Wie hoch kommt da der Eimer?“

„„Den haben wir nicht zum Verkauf, Excellenz, der kummt uff die färſchtlich Tafel, wenn er emohl abg'lachert und flaſchereif iſch.

Die mittlere Johrgäng — no, en ſechſevärzicher könne m'r dezwiſche nein prowiern — werde die Herrn net verſueche wölle, m'r wölle glai zu de beſſere iwergeih; i will Ihne die glaiche Sorte vum Johrgang 1834 vorſetze. Hier Verreberche G'würztraminer; Sie werde finde, daß der in denne dreißich Johr viel milder worde iſch, als ſa Urenkel von 1865.““

„Guſtav, mir ſinn aa nimme, was m'r vor zwanzich Johr g'weſt ſinn; mir ſinn au e bisle milder worde.“

„„'s iſt au nötig g'weſt, Louisle.““

„Stoßt an, Heidelberg lebe! Hurrah hoch!“

hat der Herr Landrat oug'ſtimmt und

„Stoßt an, Hohenlohia lebe!“

hewe die Tüwinger Franke erwidert, und 'em Herr Landrat en Ganze vortrunke vun dem „leichte“ Wein.

„Haiholzer Trollinger Beerwein von 1834“ hat der Knoll e naie Sort vorg'ſtellt.

„Wunderbar!“ hat der Herr Landrat g'juchzt.

„„Z'ärſcht drou rieche!““ ſeecht der Schrader, „„des G'rüchle krieche S' ſo bald nimme in d'Noos.““

„Äh! Magnifique! Donnerwetter, auf Taille, da meint man ja, alle Wohlgerüche Indiens ſeien in dieſem Trank ver-

einigt. Äh! und ſo milde! Wollte nur, meine Frau könnte den jetzt koſten; würde viel drum jeben. Stoßt an, Frauenlieb lebe! Hurrah hoch!"

„„Na. Soochen S' mol, der Wein iſt wirklich hier g'wochſen? So was lebt nit!""

„Gewiß, Herr Direktor, Hohenlohe iſt ein Paradies."

„„Haiholzer Trollinger Beerwein, Ausleſe von 1834, Louiſe Herzogin von Württemberg benannt"" hat der Knoll ausg'ruefe.

„Kreuzmillione noch emohl, iſch des e Tröpfle. So hab i doch no nix trunke! Hurrah Hohenlohe! Der iſch jò ſaumäßig gut!" hat der Oberregierungsrat g'ruefe und ſa Glas, nachdem er eweil drou g'roche hat, nohg'ſtärzt.

„„I darf doch noch emal einſchenke? Herr Oberregierungsrat.""

„Ja gewiß! Bei dem bleibe m'r e bisle. Non net hudeln. Excellenz, ſoll mich dieſer und jener, wenn i emohl ſo ein'n trunke hab. O Jakobäa, was iſt Euer Ausleſ' dagege!"

„„Herr Landrat, auf's Wohl der verehrteſten Frau Gemahlin.""

„Sehr verbunden, meine Herrn. Alles, was wir lieben, lebe! Die Damen, ſie leben hoch! Aus Feuer ward der Geiſt geſchaffen, drum ſchenkt mir edles Feuer ein."

„„Und ſo wolle mer mal, wolle mer mal, heiraſſaſſa,
Luſtig ſein, fröhlich ſein, heiraſſaſſa!""

hat der Herr Oberregierungsrat druff g'ſunge; „„Herr Kellermeiſter, bei dem bleibe m'r noch e bisle, net wohr, Herr Hofrat? Proſit Excellenz! Ihr wertes Wohl!""

„Zum Wohle, meine Herrn! Ja, ſchon Jeſus Sirach ſagt: Der Wein erfreuet des Menſchen Herz; wo iſt Leben, da kein Wein iſt."

„„Jetzt wolle m'r non um 23 Johr z'rückgeih, jetz gäht's an de Elfer.““

„Non net hudeln! bei der liebe Herzogin Louiſ' bleibe m'r noch e bisle; noch einmohl rum, ſchad't nix,“ hat der Herr Oberregierungsrat g'ſagt, wie 'em der Knoll de große ſilwerne Färſchtebecher g'füllt und kredenzt hat.

Dô huob er ûf unde tranc
Ein'n Trunk, der begunde blodern
Allsam daz wazzer ûf den Flodern
Uf den alten Kumpfmühlen thuot!

wie der Weinſchwelg ſagt.

„„Verreberdher Silvaner von 1811, e arch mild's guets Weinle, e Kometewein; Matth. II. 10,““ hat der Knoll g'ſoocht.

„Was ſteht denn dort Matth. II. 10?“ frägt der Herr Landrat.

„„Als ſie den Stern ſahen, waren ſie hoch erfreut,““ erklärt der Knoll; er iſch all's in d' Betſtund g'gange und e beſchaulicher, relichiöſer Perkeo g'weſt.

„I werd doch aa noch emohl ſou en Kommodſtern erleewe!“ hat der Küefersknecht vorr ſe noubrummelt.

Der Herr Oberregierungsrat hopſt im Draiachtelstakt vun aam Baan uff's ander und ſingt:

Trink Madel, Madel trink, trink, trink,
Biſt ja ſo flink, flink, flink.
Biſt ſo adrett, adrett,
So dundersnett!

D' Herzochin Louiſ' ſoll lebe und der Herr Färſcht danebe. Proſit Guſtav!

„„Haiholzer, Trollinger Elfer; hochfein!““

„Donnerwetter! Äh! Der iſt ja feiner als der beſte Rüdesheimer und Aßmannshäußer. Äh! Ein Wein, wie Johannisberger Liebfrauenmilch.“

„Haiholz und Johannisberg
Jupheidi, Jupheida!
Die ſind gar nicht überzwerch
Jupheidi heida!
Ja der edle Rebenſaft
Gibt uns neue Jugendkraft
Jupheidi heidi heida!
Jupheidi, juheiraſſa!

hat der Oberregierungsrat improviſiert und der Herr Direktor von München ſängt mit prächtigem Bierbaß ou z' ſinge:

Im tiefen Keller ſitz ich hier
Bei einem Faß voll Reben.

Excellenz hewe net viel g'ſchwätzt, aber ſtillvergnügt und verſtändnisinnig des Weinle trunke.

D' Studente ärſcht hewe in volle Züch die feine Tröpflich g'läppert und aaner dervou ſingt:

O flöße von Sankt Gotthard's Höh
Als Rheinweinſtrom der Rhein,
Dann möcht ich nur der Bodenſee,
Doch ohne Boden ſein.

„„Meine Herren! Des Kellers Perle! Verrenberger Muskateller, Ausleſe von 1811! Da bitt' ich, vorher e Bröckele g'röſtet's Brod z' eſſe, daß S'e de G'ſchmack ganz rein krieche.““

„Nektar und Ambroſia! O ich möchte die Welt umarmen! Kaum daß ich Bacchus, den luſtigen, habe, kommt auch ſchon Amor, der liebliche Knabe!“ hat der Herr Landrat g'ſchwärmt.

„„Meine Herrn! Geſtatten Sie mir, daß ich des hohen Herrn gedenke, der uns dieſe Genüſſe geſpendet und uns in edler fürſtlicher Gaſtfreundſchaft ſeine herrlichen Keller geöffnet hat. Ergreifen Sie die Gläſer und ſtimmen Sie begeiſtert ein in den Ruf: Seine Durchlaucht, der Herr Fürſt Hugo zu Hohenlohe-Öhringen und Seine erhabene Gattin, die Fürſtin

Pauline und das ganze hochfürſtliche Haus Hohenlohe leben hoch!"" hat Excellenz 's Wort ergriffe und Hoch! Hoch! Hoch! klingt 's begaaſchtert dorch de Keller und wie Gaaſchterſchtimme verhallt 's Echo von G'wölb zu G'wölb.

Etz iſch m'r endlich an 's groß Faß am Haapteingang g'kumme. Dò vor dem Faß ſteht e Tiſch und e ganze Reihe Stüehl drum rum.

„„Dorchlaucht meecht die Herrn aa die ganz alte Flaſchewein vum vooriche Johrhundert koſte laſſe!"" hat der Knoll verkünd't und ſcho ba aaner de Stopfel rouszouche.

„„Verrenbercher Siebzehnhundert Vierundneunzicher!""

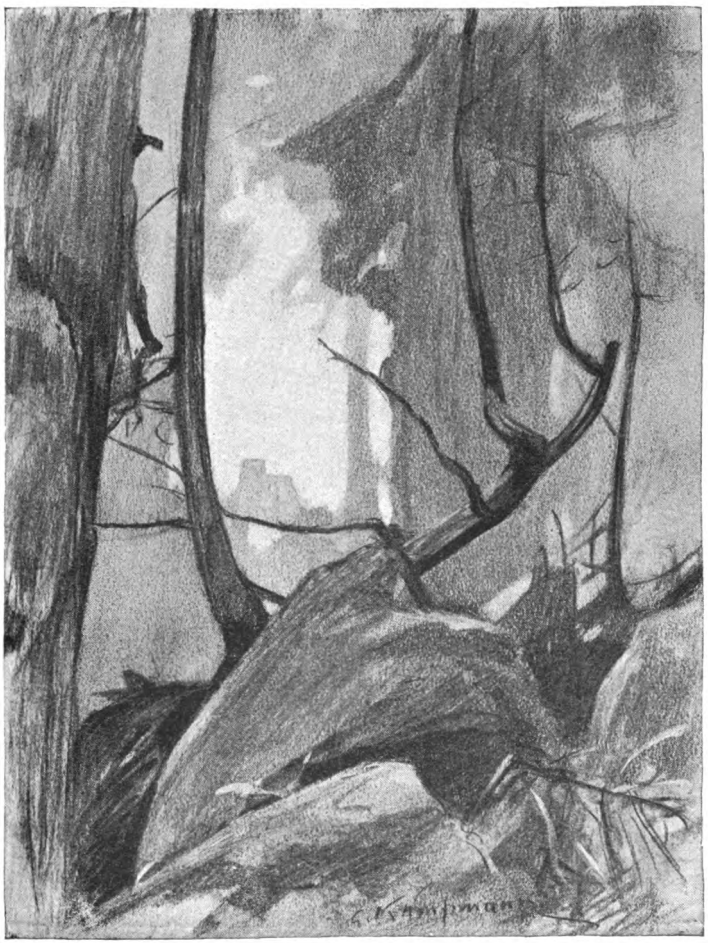
Der Wein iſt vorzüglich aber furchtbar ſtark und ſchmaißt die, wu ſcho all die Weinlich durchkuſchtert hewe, unfehlbor; 's wär beſſer, m'r thät die an eme b'ſundern Dooch ſchlärſe; awer Hundertjähriche ſteih laſſe? Nan des därf m'r net, die trinkt m'r ſcho wundershalwer.

„„Hier hat Lenau e Gedicht auf dieſes Faß gemacht in Gegenwart von dene Dichter Mörike, Juſtinus Kerner, Guſtav Schwab und Graf Alexander von Württemberg, nachdem i ihm die nätich Begeiſterung eing'ſchenkt g'hatt hob, des iſch am 30. Mai 1832 g'weſt; dò hewe ſ' vun Zehne bis um Zwaa Weinprob g'halte. Der Juſtinus hat mi umarmt und ſogor e Gedicht uff mi g'macht, i hob's dahaam unter Gloos und Rahme, es ſchließt mit em Reim:

Bleib im Bund der großen Geiſter
Kleiner biederer Kellermeiſter.""

Der Herr Landrat hat des Gedicht vum Lenau vorleſe wölle und fängt ou z' buckſtawiern:

Ich ſtand der höchſte größte Baum
Vor Zeiten froh im Waldesraum.
Mir galt der Sonne erſter Kuß.
Ich brachte — — — — — —



Gust. Kampmann (Grötzingen) Bergwald beim Katzenkopf

„Donnerwetter! Äh! Das Faß bewegt ſich ja und die Buchſtaben tanzen vor den Augen. Äh! Werde ich zu Hauſe ruhig leſen!“

Aaner vun dene Studente hat's guet auswendig g'könnt und jetz thou, wie wenn er noch flott vum Faß leſ'.

„„Herr Oberregierungsrat, noch ein Gläschen, die Flaſche muß leer ſein, ehe wir zum 1783er übergehen.““

„O heilige Jakobäa! So leben wir, ſo leben wir
So leben wir alle Tage!“

„„Siebenzehnhundert dreiundachtiger Haiholzer!““ proklamiert der Knoll.

Der Herr Landrat will ja Gloos ans Licht hewe, ſtäßt awer an en Präſentierteller und ſchmaißt drei Gläſer noh, die naddirlich hin ſinn, zum Glück awer leere. Der Herr Oberregierungsrat ſtimmt ou:

Rundgeſang und Rebenſaft
Lieben wir ja alle,
Darum trinkt mit Luſt und Kraft
Schäumende Pokale.
Bruder, deine Schöne heißt?

Excellenz beginne!

„Katharine.“

Katharine, ſie ſoll leben!
Süße Küſſe hat ſie ihm
Dutzendweiſ' gegeben;
Süße Küſſe wird ſie ihm
Tauſendmal noch geben.
Katharine lebe hoch!

„Rund— Rund— Rundgeſang und Rebenſaft“ brüllt der Herr Landrat und jeder mueß de Roume vun ſerrer Herzallerliebſte ſooche und uff ihr Wouhl ja Gloos leern.

Es geht ein Lumpidus
An unſerm Tiſch herum, herum

fängt aaner vun dene Studente ou und „es erhub ſich ein ungefüges Singen.“

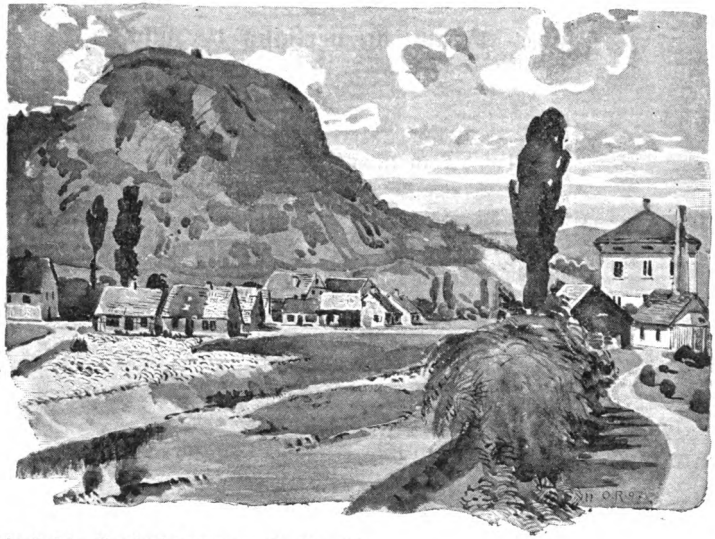
Wie emohl Excellenz eweng arch härſchlederne Aachedeckel g'kriecht hewe, werd zum Abzuch bloſe und die ganz G'ſellſchaft wackelt die zwaaeſiewezich Kellerſtaffeln nuff „aus Rhegium, des Gottes voll!“ Kaum awer gäht 's an 's Sunnelicht, nō dormeln ſ' wie d' Mucke und de Herr Landrat ſchmaiße die laichte Weinlich krottebraat uff de Bauch.

E färſchtliche Houfequipage nimmt die ganz G'ſellſchaft uff und der Häſner kutſchiert ſ' flott naus nach Friedrichsruh; vorr 'em Platzhouf ſchloofe ſ' ſcho alle de Schloof des Gerechte.

E poor Stündlich in der friſche Luft meecht de Koupf widder ziemlich hell, awer nach der Rückkehr vun Friedrichsruh bamm Spaziergang im Houfgarte wackeln die Baan doch noch ganz bedenklich, was net bloß 'em Jeremies uffällt. Ba der Bärcherfraad iſch e ſauberer Raſeboude, uff dem ſcho mancher Bumbes ausg'ſchloofe worde iſch, worum ſölle die Berliner, Münchner und Stuegerter Rät und Excellenze net aa dō de Koupf eweng verlufte laſſe?

Iwer alle, wu ſou glücklich g'weh ſinn, des Juweel vun Aehringe, den herrliche Houfgarte z'b'ſueche, iwer d'Wickelkindlich, d'Buewe und d'Madlich, Luſchtiche und Trauriche hewe die alte Kaſtanie-, Linde- und Ahornbaam ihr'n küehle Schatte brat't und die Baam und lauſchiche Plätzlich wäre verſchwieche g'weh iwer alles, was ſ'e g'ſehe und g'härt hewe, wenn net des flüchellahm Nachtigälle und der verhachelt Ahornbaam aus der Schuel g'ſchwätzt hätte.

Awer net wohr, Eliſabeth, 's ſinn doch ſcheine Deech g'weh, wu m'r minander Ovidii amores ſtudiert hewe? Drum nix forr unguet!



Hohentwiel. Tuschzeichnung von O. Rauth

Herztausigs liabs Schätzle

Herztausigs liabs Schätzle,
Wenn's wettert und blitzt,
So komm an mei' Herzle,
Wo d'Liabe de' b'schützt!

Herztausigs liabs Schätzle,
In stichdunkler Nacht
Ruah sanft an deam Herzle,
Wo d'Liabe hält Wacht!

Herztausigs liabs Schätzle,
Ja, bau' ganz auf mi'!
Liabs Schätzle, des Herzle
Schlägt oi'zig für di'!

Wart, Mädle, du verliabſt de noh!

„Wart, Mädle, du verliabſt de noh,“
So hat d'Frau Muatter g'ſait,
„Des Hänsle iſt an Erzkujo',
Und du haſt dra' dei' Freud'!“ —
„„Was wöhr iſt, ja, des g'ſtand' e' ei'!
Doch i' verliabt ſei', net an Schei'!““ —

„Und wenn d'en oi'möl komma ſiehſt
Von weitem gega's Haus,
Und wenn da woiß Gott wo au biſt,
Diar kommt er g'wiß net naus!“ —
„„I' bi' halt flink, der tauſend nei'!
Doch i' verliabt ſei', net an Schei'!““ —

„Und wenn da a'möl kommſt zum Tanz,
Mit weam denn tanzſt nô, he?
Nô iſch der Hans, nex wia der Hans
Und ſonſt koi' Bua net meh!“ —
„„Drum tanzt halt au koi' Bua ſo fei'!
Doch i' verliabt ſei', net an Schei'!““ —

„Und gerſtig, was iſt gerſtig g'ſcheah
Im Hof, am Brunna duß?
Wear's g'hört hat, hat nex braucha z'ſeah
So hat's kläpft, Kuß auf Kuß!“ —
„„Ja und der letzt' iſt ganga drei'!
Hoißt des verliabt ſei', will i's ſei'!““

I' wär' halt eba arg derfür

„I' wär' halt eba arg derfür,
Für ſo a Fuierwehr,
Ihr Herra", hôt der Schultes g'ſait,
„Wenn net dear Beitrag wär'!" —

„„Ach gant m'r mit dear Fuierwehr!
Ma' hot dui G'ſchicht net kennt,""
Sait drauf der Burgameiſter Veit,
„„Und 's hat au früaher brennt!""

Schwäbiſch' Hoimweh

„Mei' Hoimet," hat's ſell Schwäble g'ſait,
„Des iſt a Land, wia's koi's meh geit,
Und i' hau Hoimweh au trotz' oi'm
Und trotzdem gang e' nemme hoim!
Worum? Mei' Vater dear frißt 's Floiſch
Und i kriag d'Boiner! So, jetz woiſch!"

Prinz Eugen und der ſchwäbiſche Konſtabler vor Belgrad

„Was ſuchſt du hier?" frug Prinz Eugen,
Vor Belgrad einen Schwaben —
's war ein Konſtabler — den er dort
Umher im Feld ſah traben.
„„I' ſuach' dia Türkakugla halt
Und lad' dermit mei' alta
Brummbäs von Ulm: des Lumpapack,
Des ſoll ſein Dreck no' b'halta!""

Daß ma' mit ſei'm Weib guat auskommt

„Daß ma' mit ſei'm Weib guat auskommt,"
Hat der Schwôbamichel g'ſait,
„Iſt net ſchwer, ma' derf's no' macha,
Wia—n—i's g'macht hau' ſeiner Zeit!

So zum Beiſpiel, wenn mei' Weible,
Wie's oft u'g'ſchickt eba gat,
Statt 'ra brennta a verbrennta
Supp' zum Eſſa rei'brôcht hat,

Und wenn dô nô älles möglich,
No' net Sui, dra' ſchuld g'wea iſt,
Nô hau—n—i' g'ſait: „Grad ſo mag' e's!
Wenn's a bisle a'brennt iſt!"

Oder wenn ma' Knöpfla g'het hat
Und dia gar z'feſt worda ſind,
Nô hau—n—i' g'ſait: „Grad ſo mag e's!
Wenn ſe ſo arg luck net ſind!"

Oder wenn 'r d'Mil' im Ofa
Ueberloffa iſt amôl,
Nô hau—n—i' g'ſait: „Grad ſo mag e's!
In dear Stub riacht's guat, bei'm Ströhl!"

Kurz und guat: an jeda U'ſchick,
Wo mei' Weible a'g'ſtellt hat,
Hau—n—i' in an Schick verwandlet,
Und ſo hant m'r g'haust ganz glatt!

Machet's au' ſo, liabe Leutla,
Wenn 'r Frieda went im Haus:
Lobet, wenn 'r tadla ſottet,
's kommt ganz g'wiß ſo g'ſcheidter raus!

Ulm — Guſtav Seuffer

Allerlei aus dem Volksmund

Plauderei von Richard Weitbrecht
(Wimpfen)

Wenn in der Gegend um Ulm rum zwei Leute über jemand ſprechen, und ſich ein unberufener Dritter einmiſcht und etwa neugierig fragt: Von was ſprecht ihr?, ſo erhält er möglicherweiſe die Antwort mit einer alten, im Ulmiſchen gäng und gäben Redensart: „Vom Pfarr von Mährenga mit ſeiner blechena Kapp," — eine Redensart, deren Urſprung mir trotz langen Aufenthalts in dem geſegneten Ulmer Gäu zu enträtſeln nicht gelungen iſt. Vielleicht kommt von hier aus die Rede auf Mähringen ſelbſt, das ſteil am Bergabhang liegt, und einer wirft ſpottend hin: „Ach was, des bucklich Maihrenga! Dô muaß mer jô d'Schüſſla mit Kettema an da' Tiſch a'benda, daß ſe et narutſchet." [1]) Und bei Erwähnung von Mähringen

[1]) Ich gebe alle ſchwäbiſchen Redensarten ſo wieder, wie ſie mittelſchwäbiſch lauten, nicht etwa ulmiſch, öflingiſch, mähringiſch, wo ſchon Dialektverſchiedenheiten ſind; ſchon aus dem Grunde, um das Verſtändnis nicht zu erſchweren. Ueberdies ſind die meiſten der Redensarten im ganzen Schwabenland mundläufig; der Ulmer braucht aber, wenn er ſie anwendet, ſein „gat", „wau" u. ſ. w., wo der Unterländer ſein göht, mô u. ſ. w. hat. Die meiſten der ſchwäbiſchen Redensarten habe ich im ulmiſchen gehört und geſammelt, nicht wenige davon aber ſeitdem auch im übrigen Schwabenland bis ins Fränkiſche hinein.

fällt vielleicht einem der Sprechenden ein, daß er daſelbſt etwas beſtellt hat, und er ſagt: „Du gwackelſcht mer grad am reachta Zah'," d. h. du bringſt mich gerade auf die rechte Sache.

Da haben wir nun gleich ein paar Beiſpiele, wie etwas aus Volksmund lautet. Es iſt irgendwo im deutſchen Reiche bei irgend einem beſtimmten Anlaß eine Redensart aufgekommen und wird zunächſt im engeren Kreiſe gebraucht; dann erweitert ſich der Kreis, Jahre gehen hin, und kein Menſch mehr weiß, was die Redensart urſprünglich bedeutet, noch auch, wer der iſt oder geweſen iſt, von dem ſie ſtammt. Ab und zu gelingt es dem lokalkundigen Forſcher, noch den Urſprung zu entdecken. Wenn man weit im Schwabenland herum z. B. die Redensart hört: „s erſt Tröpfla! ſagt der Lammwirt," ſo iſt das in Ulm noch ganz wohl verſtändlich. Ebenſo wird über den Urſprung von Redensarten wie: „Wir Leut und unſre Leut ſind anders als andre Leut, ſaget d'Schiffmeiſter" oder „Sodele, höts Mädle gſait" in Ulm niemand im Zweifel ſein.

Aber was ſollen wir mit Namen thun wie: „Davon nach neune, ſagt Lehmann," „Wer kann ſehen! ſagt Lindemann," „Das iſt eine ſeltene Geſellſchaft, ſagt Jermis," „Warts ab, ſagt Tuckemann" und andere Redensarten: ſagte Quant, Schönfeld, Friedrich, Woltert, Greif, Oetje u. ſ. w.

Das Volk ſucht ſich dieſe Redensarten allerdings oft dadurch verſtändlich zu machen, daß es irgend eine bekannte oder berühmte Perſönlichkeit an die Stelle des unverſtändlichen Namens ſetzt, wie z. B. dem durch Derbheit und Witz ausgezeichneten Münſterbaumeiſter Thrän im Ulmiſchen verſchiedene Anekdoten aufgehängt werden, die weit älter ſind als er. Mangels einer beſtimmten Perſönlichkeit bevorzugt das Volk den Teufel, der denn auch in hunderten von Redensarten wiederkehrt.

Denn das Volk liebt es durchaus nicht, in Redensarten

zu ſprechen, die ihm unverſtändlich ſind. Wir ſehen das an den Fremdwörtern, die ſich das Volk ſo zurecht macht, daß ſie einen deutſchen Klang bekommen. Z. B. das Wort ſucceſiv. Je nachdem es ſich um etwas handelt, z. B. ums Trinken: ſchluckceſſiv, und das ſucceſſive Anſteigen einer Straße: zickzackciv u. ſ. w.

Das Volk geht in ſeiner Rede nicht über ſeinen Geſichtskreis hinaus, wie die Gebildeten häufig thun. Dieſe ſchleppen eine Menge Redensarten mit ſich herum, die ſie nicht verſtehen, oder nicht mehr verſtehen. Aus der ſogenannten klaſſiſchen Bildung auf Gymnaſien und auch in höheren Töchterſchulen bleiben dem Gebildeten einige mehr oder minder klaſſiſche oder geſchichtliche Brocken übrig, und ſo braucht wohl Einer Redensarten wie „mit Argusaugen wachen“ oder „Eulen nach Athen tragen“ oder „um des Kaiſers Bart ſtreiten,“ ohne im entfernteſten noch zu wiſſen oder jemals gewußt zu haben, was es mit beſagtem Argus, den atheniſchen Eulen oder mit des Kaiſers Bart für eine Bewandtnis hat. Das Volk aber ſtreitet nicht um des Kaiſers Bart, ſondern um einen leeren Sack, ſo unſer Landvolk, während es am Meere lautet: um eine Heringsnaſe. Im alten Griechenland und noch jetzt in Italien ſagt man: um des Eſels Schatten; in Frankreich: um eine Nadelſpitze; im Czechiſchen: um Mückenfett; in Dänemark: um des Papſtes Bart; in Frankreich: um den Mantel des Biſchofs; in Spanien: um die Ziegenwolle.

Ebenſo hat das Volk für Eulen nach Athen tragen ſ. v. a. etwas ganz unnützes thun, eine Menge Redensarten, je nach Land und Volk. In Deutſchland ſagt man dafür ſeit alter Zeit: Ablaß nach Rom tragen, Waſſer in den Brunnen tragen, oder je nach dem Ort: in den Rhein, Neckar, die Donau, Elbe u. ſ. w., in Schwaben: Stroh nach Kornweſtheim

(das im „Strohgäu“ liegt) tragen; in Frankreich: Muſcheln nach Mont-St. Michel; in England: Kohlen nach Newcaſtel; in beiden Ländern: Blätter in den Wald tragen; wo aber vorherrſchend Nadelwald iſt, heißts: Kienäpfel in den Kiefernwald tragen; in Rußland: Schnee nach Lappland tragen; oder: den Eſſig mit Sauerampfer ſäuern; die Kuh mit Milch tränken oder gar: der Kuh eine Amme halten; in Italien und Frankreich: dem Bienenzüchter Honig verkaufen; in Bosnien: dem Melonengärtner Gurken verkaufen; in Arabien: in Hajar (wo ſehr viele Datteln wachſen) Datteln verkaufen; in Galizien: die Speckſeite mit Fett einſchmieren; in Dänemark und Eſthland: Bäckerskindern Weizenbrot geben; in Holland: der Sonne eine Kerze anzünden.

Oder eine andere Redensart, die wir häufig brauchen, ohne ihren Urſprung zu kennen oder eigentlich zu wiſſen, wie ſie zu der Bedeutung: Unglück haben, kommt, iſt die Redensart: *er hat Pech*. Das lautet nun in Deutſchland: Wenns Brei regnet, hab ich keinen Löffel, oder: dann liegen meine Schüſſeln verkehrt, oder: Wenns Pfannkuchen regnet, ſo iſt mein Faß umgeſtülpt; derb im Schwäbiſchen: Was hilfts oi'm, wenn d'Laus en Thaler gilt, ond mer hot koine! im Venetianiſchen: Wenn ich am Meer ginge, fänd ichs trocken; im Toskaniſchen: er fiel in den Arno und verbrannte; im Bergamaskiſchen: Würd ich Hüte machen, ſo würden alle ohne Köpfe geboren; im übrigen Italien: Wenn ich rückwärts fiele, zerſchlüge ich mir die Naſe; in Egypten und Arabien: Wenn ich mit Totenkleidern handelte, ſo ſtürbe niemand; im Franzöſiſchen: Der Teufel könnte ſterben, ich würde nicht einmal ſeine Hörner erben.

Ebenſo iſt's mit der Redensart: *Glück haben*. Da ſagt der Deutſche je nach Bildung und Stand: Wers Glück hat

führt die Braut heim; der fährt auf einem Beſenreis über den Rhein; dem fliegen die Hühner gebraten ins Maul; ſchwäbiſch noch unmöglicher: dem rindert der Holzſchlegel auf der Bühne; dem kalbt der Ochſe; oder: Wer Glück hat, der wirft einen Groſchen aufs Dach, ſo fällt ein Thaler herunter, einen Stein in die Höhe, ſo fällt eine Wachtel herunter; ähnlich der Ruſſe: dem legt der Hahn Eier; der Engländer: Gebt einem Menſchen Glück und werft ihn ins Meer; noch ſtärker der Ruſſe: Wers Glück hat, fällt in die Wolga und zieht einen Stör heraus.

Dabei iſt das Volk der Anſicht, daß das Glück nicht immer an den rechten kommt. In Weſtphalen ſagt man: Die dümmſten Bauern bekommen die größten Kartoffeln; in Italien: Für das böſeſte Schwein fällt die beſte Birne ab; in Spanien: die beſte Eichel. Doch was einem werden ſoll, das wird ihm: Krokodilkind ſtirbt nicht Waſſerstod; wer zum Galgen geboren iſt, ſtirbt nicht am Nervenfieber; wer an den Galgen gehört, freſſen die Wölfe nicht; wer hängen ſoll, erſäuft nicht, und wenn die Waſſer über den Galgen gingen; wen unſer Herrgott für die Vögel aufbewahrt, an dem werden ſich die Fiſche nicht laben.

Wir ſehen aus dieſen wenigen ſprichwörtlichen Redensarten, welche ſich leicht in die Tauſende und Zehntauſende vermehren ließen, daß das Volk aller Länder und Zungen ſich nicht in rein begrifflicher, allgemeiner Weiſe ausdrückt, ſondern in ganz beſtimmten Bildern und Gleichniſſen und zwar ſolchen, die eben dem Lebensgebiet und dem Gedankenkreis des Betreffenden nahe liegen.

Und ganz beſonders reich an ſolchen Bildern und Gleichniſſen iſt die deutſche Sprache; und innerhalb derſelben am reichſten der Dialekt, insbeſondere der plattdeutſche und der ſchwäbiſche. Aus den Dialekten ſind denn auch eine Menge ſolcher Volksredensarten in die Umgangsſprache des

Gebildeten eingedrungen und von da in die Schriftsprache. Während aber das Volk die Bilder noch als Bilder empfindet und sie deshalb nie falsch anwendet, sind sie in der Schrift- und Umgangssprache des Gebildeten zur abgegriffenen Münze geworden, die man ausgiebt, ohne die Prägung zu beachten. Man denkt nur an die Bedeutung der bildlichen Redensart, nicht an das Bild selbst. Und so kommt's, daß sich oft recht sonderbare Anwendungen ergeben, die sofort komisch wirken, sobald man das Bild ins Auge faßt. Man kann eine Frau sagen hören, statt: er hat sich bei mir einschmeicheln wollen: er ist mir um den Bart gegangen; jener Badende rief, als ein Gewitter kam: jetzt ist's höchste Zeit, daß ich mich aus dem Staub mache, und jener Jäger sagte von seinem Hunde, er sei so naß geworden, daß er keinen trockenen Faden mehr auf dem Leib gehabt habe. Jenes Kind hat den Aepfel mit Haut und Haaren gegessen, und die Köchin hat ein zerbrochenes Teller der Katze in die Schuhe geschoben. Kürzlich las ich in einer religiösen Betrachtung: man solle nicht jede menschliche Dummheit dem Herrgott in die Schuhe schieben, und in einer politischen: die Unwahrheit steht diesem Treiben auf der Stirne geschrieben.

Diese Dinge kommen hundertmal vor; man wird auf dieselben erst aufmerksam, wenn etwa ein anderer das Bild nun wörtlich nimmt. Beispielsweise sagt ein Mensch von sehr zweifelhaftem Wert: Ich will Ihnen über mich reinen Wein einschenken und der andere entgegnet: Das wird ein schönes Gesöff werden. Oder zwei Leute, die beide in großer Geldnot sind, begegnen sich, der eine sagt: Mir geht das Wasser bis an den Hals, worauf der andere entgegnet: Und ich sitze auch auf dem Trockenen. Hier verrät das „auch", daß man das Bild in den Ausdrücken völlig vergessen hat. Endlich sei für

die umgekehrte Anwendung einer nicht bildlichen Redensart in bildlichem Sinn jene Antwort des Studenten angeführt, dem die Frau Profeſſorin erzählte, ihre Tochter ſei ſo gut, daß ſie zwei junge Kater, denen die Alte geſtorben, mit der Flaſche großziehe. Der Student antwortete: „O Sie glauben gar nicht, wie viel Käter ich ſchon mit der Flaſche großgezogen habe," oder wenn die Zimmervermieterin ſagt: „Es freut mich, daß Ihnen das Zimmer gefällt; ich muß Ihnen aber gleich ſagen, daß darin Mäuſe ſind" und der Student antwortet: „Das ſchadet nichts; ich hab' ja immer einen Kater!"

Noch viel mehr aber als die Gebildeten bedient ſich das Volk der Bilder und zwar das Volk in jedem Land. Ich will zum Beweiſe nicht in die Ferne ſchweifen, ſondern beim ſchwäbiſchen Volk ſtehen bleiben und aus deſſen Bilder- und Gedankenkreis einiges vorführen, um einen Begriff von dem unerſchöpflichen Bilderreichtum zu geben.

Wo wir ſagen: auch dem Klügſten begegnet einmal ein Ungeſchick, ſagt das Volk: Au der gſcheitſchta Kaz verhopft iamôl a' Maus; wenn einer etwas ſo recht gegen allen Brauch und Sitte thut, heißts: Dô ſprengt jô 's Loch nôch de Maus. Und wiederum für: es iſt ſchlecht beſtellt, wenn einer immer nur einen Ausweg findet: 's iſch a' ſchleachte Maus, mô bloß oi' Mausloch woißt. Oder: wer einmal etwas Unrechtes gethan hat, dem giebt man auch anders ſchuld — Wenn d'Katz oi'môl Schmalz gfreſſa hôt, nô muaß s ſes älleweil tau' hau'. Wer einen andern nicht ausſtehen kann (übrigens auch ſchon eine bildliche Redensart), der ſagt: I ka' da' Schatta et ſeha' von em. Wenn einer hinterliſtig iſt: Er lauft da' ganza Tag mit der Hau en de Ha'd ommer, daß er oi'm a' Gruab grab. Wie greift man das an? lautet: Ezet wia bendt mer da' Ho'd a'? Wenn einer thut, als wär er etwas beſonderes: Er tuat, wia

wann er a' Garb em Weiſch (Stoppelfeld) gfonda hätt'. Da hat einer Angſt vor der Strafe und wird gefragt: Hairſcht da' Teufel ſchau' Holz ſpalta'? Ein anderer iſt gegen jedermann dienſtfertig und vernachläſſigt ſeinen eigenen Beruf: Der flickt de andre d'Säck und de ſeine läßt er d'Mäus freſſa. Dem iſt au d'Kirch ſei' Gvattere! heißts von einem, der des Jahres nur einmal in die Kirche kommt. Jene vergißt etwa bei einer reichen Heirat, daß ſie arm und geringen Standes geweſen iſt; da heißts: Ja ja, d'Kuah vergißt, daß ſe a' Kalb gwä iſcht, oder: Ja ja, wenn der Dreck fürnehm wurd, hoißt er Miſcht ond will gführt ſei'. Eine ſoll einen heiraten, der viel Geld hat, aber ſelbſt nicht ſehr anziehend iſt, und es lautet: 's Kirchle wär ſchau' reacht, aber der Hoilig dreu gfällt mehr et. Da iſt ein Fauler, man ſagt von ihm: Den reuts, daß ers laufa glernt hot; bei zwei iſt die Liebe gänzlich erkaltet, er ſagt: Mi reuts, daß e di noh a'mol möga hau'. Da thut ein Bauer groß und hat doch Schulden gnug — Mer hält oft oin für fett, ond er iſcht bloß gſchwolla! lautets. Man kann nicht immer bloß gute Worte gebrauchen heißt: Mer ſait et ällaweil Mulle, mer ſait au Katz! Es iſt ein bischen wärmer: 's iſt bereits om en Rock wärmer; auf dem Weg fährt man leichter: Mer fährt om ein halba Gaul leichter.

Dabei liebt das Volk manchmal Uebertreibungen, die ins Ungeheuerliche gehen. Ueber unpaſſende Sparſamkeit lautet der Spruch:

Mei' Muatter hot gſait,
I ſoll beſſer hauſa,
Soll d'Katza verkaufa'
Ond ſelber mauſa.

Von einem Weib, das einen ſehr ſchmierigen Schurz an hatte,

ſagte ein anderes: Wa' mer den Schurz ausſiada tät, könnt mer drei Jöhr lang da' Waga mit ſchmiara. Und von einem häßlichen Menſchen: Wenn dem ſei Wüaſchte am Hemmel hange tät, nò tät mer da' ganza Tag gegem Wetter läuta. Von einem Dummen: Wenns Dommſei' waih tät, nò tät der da' ga'za Tag heula; von einem Lügebold: Wann mer am Lüage ſterba tät, nò wär der gar nia uf d'Welt komma.

Ganz abſtrakte Begriffe macht das Volk ſozuſagen zu Perſönlichkeiten. Ich will die Wahrheit nicht leugnen lautet: I ſtreit der Wöhret koi' Hoimet a; das Urteil iſt ungerecht: Dò hòt au d'Grechtichkoit da' Kraga brocha. Oder: D'Gaß hòt no z'ſchluka ghet, wenn auf der Straße ſehr viele Menſchen gehen. Wenn bei einem das Elend ſehr groß iſcht: Bei dem ſchreit jò s'Elend Juh!

Eine ähnliche Verperſönlichung, beziehungsweiſe Beſeelung wird der Natur und den Naturvorgängen zu teil. Ein Kranker, der den Anbruch des Tages nicht erwarten kann, ſeufzt: mer moi't, mer häb da' Tag a'bonda. Von einem Baum, dems an Dung fehlte, ſagte einer: Mer hòt en dongt, nò iſcht er ufgwacht; von einem andern, der erſt trug, als die eine Hälfte der Zweige gepfropft wurde: nò hent ſe de andere gſchämt und hent traga. In einem Jahr gedieh nur derjenige Haber, welcher ſich raſch entwickelte; da lautete es: Der Haber, mò Kuraſche ghet hòt, iſcht ebbes worda. Ein anderer Bauer erzählte aus Anlaß eines Hagelwetters, das ſchon vorübergezogen ſchien, aber aus einer Wolke doch noch kam: I denk, s'göht älles guat, wenn no dui Wolk et da' Spizbuaba macht. Eine Jahresregel heißt: Wenn der Heuet da' Spizbuaba macht, nò ſtöht s'ga'z Jöhr d'Hongerleiderei Schildwacht. Und endlich, wenn der Herr Winter glücklich vorbei ſcheint, ſo warnt der Bauer vor dem Nachwinter mit dem nicht ſehr

galanten Wort: D'Wentere iſcht iamòl noch ärger als der Wenter.

Das ſind nur einige wenige Beiſpiele aus der ungeheuren Menge. Das Volk will alles ſo ausdrücken, daß man es ſehen, hören und greifen kann. Darum ſind ihm auch die Sprichwörter, die es ſonſt ſo gerne im Munde führt, nicht genehm, ſo bald ſie eine bloße blaſſe Wahrheit ausſprechen. Sie werden deshalb ins ſinnliche gewendet; die allgemeinere Wahrheit wird durch die Anführung eines Sonderfalls deutlich gemacht. Aller Anfang iſt ſchwer — lautet: Die Schwelle iſt immer der höchſte Berg, oder: Das Erſte vom Regen macht naß. Das Sprichwort guter Anfang iſt halbe Arbeit wird lieber gebraucht in der Form: Gut eingeſeifter Bart iſt halb geſchoren; oder: Senſen ſchärfen iſt halbes Mähen. Die Wahrheit: „Etwas iſt beſſer als Nichts" kommt in unzähligen Wendungen je nach Volk oder Land vor. Es lautet: Beſſer ein kleiner Fiſch, als eine leere Schüſſel; ein ſchlechter Buſch iſt beſſer als das offene Feld; beſſer ein ſchlechter Knochen als Keiner; ein ſchlechter Ausweg iſt beſſer als Keiner; beſſer Kleienbrot (oder hartes Brot) eſſen als Keines; beſſer etwas Pudding, als nichts von einer Paſtete; beſſer halb Ei, als eitel Schale; beſſer eine dürre Mähre, als ein leeres Halfter; beſſer ein irdener Topf als porzellanene Scherben; beſſer ein bloßer Fuß als gar keiner; lieber eine platte Naſe als gar keine. In Schottland lautets: beſſer eine Maus im Topf als gar kein Fleiſch; in der Eifel: beſſer eine Mücke auf der Suppe als gar kein Fett, und mit derbſter Anſchaulichkeit im Schwäbiſchen: beſſer a' Laus em Kraut als gar koi' Floiſch. In faſt unzähligen Wendungen wird die Wahrheit ausgedrückt: Art läßt nicht von Art; was einer einmal iſt, das bleibt er: einen Mohren kann man

nicht weiß waſchen (deutſch, italieniſch, perſiſch u. ſ. w.); ähnlich lautets im perſiſchen: eine ſchwarze Katze wird durch Seifen nicht weiß; im deutſchen: auf einem Eſelskopf ſind Laugen umſonſt. Ein Eſel iſt ein Eſel und käm er auch nach Rom. Bauer bleibt Bauer, und wenn er bis Mittag ſchliefe, im Platt-deutſchen; Staub bleibt Staub, und wenn er bis zum Himmel fliegt. Aff bleibt Aff, ſei er König oder Pfaff. Wenn Ihr einen Hund auch wie einen Bräutigam behandelt, er wird darum den Topf doch weiter lecken, ſagt der Indier. Sattle ein Schwein und es wird doch kein Zelter daraus. Reiſt eine Katze nach Frankreich, ſo kommt ein Mausfänger wieder, ſagt der Deutſche und ſehr bekannt iſt das Reimwort:

Es flog ein Gänschen über den Rhein
Und kam als Gickgack wieder heim.

In der Mark ſagt man: wer eine Elſter ausſchickt, kriegt einen bunten Vogel wieder; im lettiſchen: der Bär geht fort und ein Honigfreſſer kommt wieder, und: ſchicke den Eber nach Indien, es kommt kein Elefant zurück. In Rußland: Ein Hund reiſt fort und ein Knochennager kommt wieder, oder: Sende ein Kalb nach Moskau und es wird ein Ochs wieder-kommen. Aehnlich der Holländer: Schickt eine Katze nach England und ſie wird Miau ſagen, wenn ſie wiederkommt. In Sardinien lautet es: Du biſt als Knoblauch gegangen und als Zwiebel wiedergekommen, oder auch: Geſtorben iſt der Teufel und geboren ſein Sohn, was der Deutſche ausdrückt: Wer einen Schalk ins Kloſter trägt, bringt einen Buben wieder heraus. Und endlich ſagte der Pole: Wer dumm von Geburt iſt, kauft ſich auch in Paris nicht Verſtand.

Das Volk macht ſich aber gerne über ſeine eigene Weis-heit luſtig, meiſtens indem es, was rein begrifflich iſt, wörtlich-ſinnlich faßt. So: Aller Anfang iſt ſchwer, ſagte

der Dieb und ſtahl zuerſt einen Ambos; aber: Aller Anfang iſt leicht, ſagt der Lumpenſammler; hingegen wieder: Aller Anfang iſt ſchwer, bloß nicht beim Steineſammeln, ſagte der Bauer. Wahrheit leidet nicht Schimpf, ſagte der Bäcker, als man ihn Mehldieb ſchalt; d' Kopfarbeit iſcht de ſchwerſcht, ſait der Schulz vo' Deißlenga, mer fichts an meine Ochſa. Da haben wir Gottes Wort ſchwarz auf weiß, ſagte der Bauer, als er den Pfarrer auf einem Schimmel ſah. Alles mit Maß, ſagte der Bauer und trank ein Quart Branntwein auf einmal aus. Alles mit Maß, ſagte der Schneider und ſchlug ſeine Frau mit der Elle. Dagegen: Alles mit Maßen, ſagte die Frau und goß ihrem Manne eine Kanne Waſſer über den Kopf. Man kann des Guten nie zu viel thun, ſagte die Frau, und ertränkte ſich im Weihkeſſel. Beſſer etwas denn nichts, ſagte die Frau und ruderte mit der Nadel. Geld giebt Ehre, ſagte der Froſch und ſetzte ſich auf einen Heller. Ordnung muß ſein, ſagte Hans, da brachten ſie ihn ins Zuchthaus. Verliert nur den Kopf nicht, ſagte der Pfarrer zum Dieb, als er ihn auf das Schaffot begleitete. Das läßt ſich hören, ſagte der Taube, da bekam er eine Ohrfeige. Viel Geſchrei und wenig Wolle, ſagte der Teufel und ſchor ein Schwein. Wo man ſingt, da laß dich ruhig nieder, ſagte der Teufel und ſetzte ſich in einen Bienenſchwarm. Man muß die Menſchen nehmen, wie ſie ſind, ſagte der Gensdarm und ſperrte Schuldige und Unſchuldige ein; oder auch: ſagte der Dieb und nahm die ſilbernen Löffel ungeputzt. Man muß das Fleiſch bekämpfen, ſagte der Matroſe, da hatte er drei Pfund Rindfleiſch verzehrt. Wenn alle Stricke reißen, ſagte der Seiler, ſo häng ich mich. Geſchwindigkeit iſt keine Hexerei, ſagte der Zimmermann, da hatte er in acht Tagen eine Mausfalle fertig gemacht. Was du heute noch thun kannſt, ſollſt du nicht auf

morgen verſchieben — Mutter, dann laß mich den Reisbrei noch eſſen, der übrig geblieben iſt. Ich will hoch hinaus, ſagte das Mädchen, da nahm ſie einen Kaminfeger. Mein Junge hat einen offenen Kopf, ſagte der Vater, da hatte der ſich ein Loch hineingefallen. Alles hat ein Ende — nur die Wurſt hat zwei.

Wir haben dem Volk auf den Mund geſehen; im nächſten Jahre vielleicht gehen wir ein Stückchen weiter und ſchauen ihm ins Herz, indem wir allerlei Weisheit von der Gaſſe auftiſchen. Das iſt nun freilich eigentlich kein richtiger Schluß; aber der Drucker drängt, und ich bin froh, ſoweit zu ſein. Darum ſei mit einer ſchwäbiſchen Redensart geſchloſſen: Duß iſch, hôt ſeller Pfarr gſait ond hôt 's Amen vergeſſa.

Cäſarenwahnſinn

Staubaufwirbelnd, luftdurchtoſend,
Drängt ein dichter Menſchenſchwarm
Aus der kaiſerlichen Roma
Thoren hin zum Meeresarm.

Hei, ein Volksfeſt! Pöbel, laufe,
Renne, ſtürze um die Wette!
Das wär' ja kein echter Römer,
Der nicht Luſt am Schauen hätte!

Bei Puteoli am Meere
Iſt das Rieſenwerk geglückt:
Wuchtig ſtolze Bauten haben
Dort den Buſen überbrückt.

Tummelt froh euch auf der Brücke!
Würdig ſei ſie eingeweiht!
Römer, ſie iſt eurer Hände
Werk, ein Denkſtein eurer Zeit.

Sehet euren jungen Herrſcher! —
Kaiſer Gajus naht zu Roß,
Vornen, hinten Prätorianer,
Rings um ihn der Schmeichler Troß.

Will der Jubel nimmer enden,
Der wie Sturm die Luft durchtobt?
Deine Stimme, röm'ſcher Pöbel,
Hat als tüchtig ſich erprobt.

Machſt du dir auch je Gedanken,
Was dein Beifallsrufen meint? —
Ei, das Jubeln iſt ja Sitte,
Wo der Kaiſer nur erſcheint.

Gajus reitet langſam weiter,
Unſtät ſchweift ſein Blick umher,
Plötzlich mitten auf der Brücke
Macht er halt und ſtarrt in's Meer;

Schaut dann wieder auf die Menge,
Die luſttrunken ihn umringt:
Hohn iſt's, was die Lippen zucken,
Unheil, was das Auge blinkt.

Blitzſchnell fährt's ihm durch die Sinne:
Mir zu Füßen liegt die Welt,
Straflos kann ich mit ihr ſchalten,
Satzung iſt, was mir gefällt.

Will ich Millionen morden,
Wo iſt einer, der mir's wehrt?
Blut muß fließen, wenn aus Laune
Blut zu ſeh'n mein Aug' begehrt.

Ha, was gafft die dreiſte Menge,
Drängt, daß Platz für Cäſar kaum!
Drunten auf dem Grund des Meeres
Wär' für alle Römer Raum.

Wenn ich's wollte, wer darf's hindern?
Wenn ich —? „Kameraden! he,
Auf ſie! faßt ſie! greift ſie! werft mir
Das Geſindel in die See."

Gajus ruft es, weithin tönend,
Jeder hört das Wort mit Grau'n,
Furcht packt ſelbſt die Prätorianer,
Die auf Cäſar zögernd ſchau'n.

Zornglut ſprüht ihm aus dem Auge,
Wieder tönt's aus ſeinem Mund:
„Heiſa! auf das Volk! Ihr Schurken,
Ward euch mein Gebot nicht kund?“

Da verſtummt der letzte Zweifel,
Der Soldatengeiſt erwacht,
Die Gewohnheit des Gehorſams
Wirkt mit allgewalt'ger Macht.

Auch ein Volksfeſt! Eilt von dannen,
Fliehet, Römer, wenn's noch Zeit!
Schon im nächſten Augenblicke
Seid ihr grauſem Tod geweiht.

Alles drängt ſich nach dem Ausgang,
Schreckliches Gewirr entſteht;
Glücklich, wer der Prätorianer
Starken Armen da entgeht!

Dieſe packen Kinder, Greiſe,
Männer, Weiber ohne Wahl,
Schleudern in des Meeres Tiefe
Opfer, unzählbar an Zahl.

Drunten welch ein tolles Ringen
Mit der unbarmherz'gen Flut! —
Auf das ungewohnte Schauſpiel
Blickt der Kaiſer wohlgemut.

Lachend hält er auf der Brücke,
Bis kein Bürger mehr zu ſeh'n,
Dann ſpricht er zu den Gefährten,
Die entſetzt den Herrn umſteh'n:

„Auf nach Rom! Auf ſolche Arbeit
Folg' Gelage, Spiel und Sang!
Dieſes Feſts werd' ich gedenken,
Leb' ich hundert Jahre lang.“

Und er ſpornt ſein Roß zur Eile,
Jagt zur ew'gen Stadt zurück —
An den Thoren ſteht die Menge,
Ruft dem Cäſar Heil und Glück.

Und dennoch!

Wann du am Abend ſtehſt vor einem Tage,
Der reich an Arbeit war, an Müh' und Plage,
Dünkt Ruhe Dir des höchſten Preiſes wert.
Und wiederum, ſind Dir des Tages Stunden
In Luſt und in Genuß dahingeſchwunden,
Wird minder nicht die Ruh' von Dir begehrt.

Nach Ruh' geht all Dein Wünſchen, all Dein Hoffen,
Wann Du, von böſem Schickſalsſchlag betroffen,
Verſunken biſt in tiefſtes Seelenleid.
Selbſt in des höchſten Glückes Ueberfülle
Sehnt ſich nach Ruhe Deine Leibeshülle,
Erſchöpft von all der ſtolzen Herrlichkeit.

Und dennoch dieſes Sträuben, dieſes Bangen,
Wenn Du zur Nachtzeit, halb ſchon traumbefangen,
Dir heimlich den Gedanken flüſterſt zu:
Der Schlaf, der Dich in kurzem wird umſpinnen,
Läßt ſeinem Netze Dich nicht mehr entrinnen,
Er führt Dich unvermerkt zur ew'gen Ruh'.

Stuttgart Rudolf Krauß

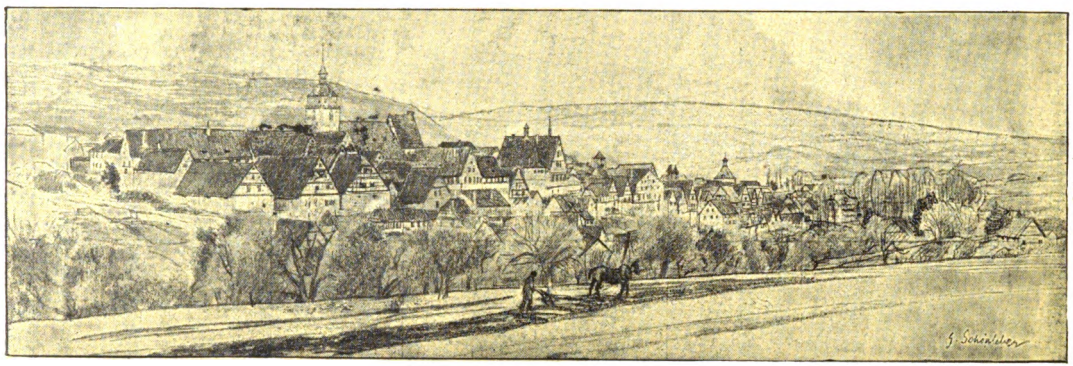
Eine württembergiſche Adelsakademie

Von Eugen Schneider
(Stuttgart)

Neben den ſtädtiſchen Lateinſchulen, in Württemberg Partikularſchulen genannt, haben ſich in Deutſchland von der Reformationszeit an ſtaatliche Gelehrtenſchulen und ſpäter beſondere Unterrichtsanſtalten für den Adel ausgebildet. Jenes ſind die Fürſtenſchulen, die bald, wie in Sachſen, die Zöglinge zu gemeinſamem Leben in ſich vereinigten, bald wie die fürſtlichen Pädagogien in Stuttgart und Tübingen, nur den Unterricht pflegten; dieſes ſind die Ritterakademien. Ein ganz eigenartiges Ausſehen zeigt die Adelsakademie zu Tübingen, das Collegium illustre. An die Seite der Pädagogien — teilweiſe an ihre Stelle, teilweiſe als Fortſetzung derſelben — tritt, noch ehe irgendwo in Deutſchland das Bedürfnis und der Geſchmack der Zeit zu Ritterakademien geführt hatte, eine nur für Fürſten und Adel beſtimmte Anſtalt, die durch den Glanz ihrer Einrichtungen Pädagogien und Univerſität in den Schatten ſtellt. Und eigenartig wie ihre Stellung iſt auch die Geſchichte ihrer Entſtehung.

Die Einführung der Reformation hatte auch in Württemberg

Aus Studienmappen schwäbischer Künstler



G. Schönleber (Karlsruhe) Bietigheim

zur Folge, daß für die Ausbildung protestantischer Staats- und Kirchendiener gesorgt werden mußte. Herzog Ulrich machte hierin noch keinen Unterschied, er schuf ein Stipendium, das Stift, in das Studenten aufgenommen wurden, die sich später vom Herzog zu einem „Prädikanten, Rat, Diener oder anderem dergleichen" gebrauchen lassen wollten. Unter Ulrichs Sohn, Herzog Christoph, kam die Scheidung. Um dieselbe Zeit, da er das Augustinerkloster zu Tübingen ausschließlich für die Ausbildung von Geistlichen bestimmte, beschloß er, das dortige Franziskanerkloster zu einer Erziehungsanstalt für weltliche Beamten zu verwenden. Beides ist in der großen Kirchenordnung von 1559 festgestellt.

Zu höheren Beamten waren nach Herzog Christophs Ansicht nur Adelige tauglich; deshalb sollte die neue Anstalt nur solchen zugänglich sein. Neben dem Kirchendienst, heißt es in der angeführten Kirchenordnung, seien zur Erhaltung guter Polizei, Ruhe und Frieden tapfere, gottesfürchtige, verständige und erfahrene Personen nötig. Zu diesem Stand des Regiments sei im heiligen römischen Reich namentlich der Adel bestimmt. Da nun solche geschickte und brauchbare Leute nicht von selbst aufwachsen, sondern erzogen werden müssen, so habe der Herzog beschlossen, 20 begabten Jungen vom Adel, so lange sie Lateinschulen besuchen, jährlich 20 Gulden auszusetzen, nachher, wenn sie die Hochschule beziehen, 40 Gulden. Damit sie aber in Tübingen gemeinsam erzogen und mit eigenen Präzeptoren und Dienern versehen werden, sollen sie im Franziskanerkloster gemeinsame Wohnung erhalten. Später soll ihre Ausbildung, namentlich in fremden Sprachen, durch Reisen vervollständigt werden.

Soweit der Plan Christophs, der denn auch einige Jahre lang durchgeführt wurde, ohne daß der beabsichtigte Bau für

das neue weltliche Stipendium zu ſtande kam. Ihm ſtellten ſich Schwierigkeiten entgegen, da ihn der Herzog als Aufgabe der Univerſität betrachtete, wogegen dieſe ſich ſträubte. Aber auch der Plan ſelbſt ſtieß auf heftigen Widerſtand, namentlich bei der Landſchaft. Man wollte nicht zugeben, daß dem Adel allein die Staatsämter übertragen werden ſollten, während doch die tüchtigſten Beamten Chriſtophs ſelbſt der Mehrzahl nach den bürgerlichen Kreiſen entſtammten; man wollte noch weniger Koſten auf die Ausbildung eines Standes verwenden, deſſen Glieder ſich, wie immer wieder geklagt wurde, den öffentlichen Laſten des Landes entzogen. Der Herzog mußte nachgeben, und jener Landtagsabſchied von 1565, der die Verhältniſſe von Kirche und Schule Württembergs endgiltig regelte, beſtimmte nicht nur, daß 1—2 Klöſter ſtatt zu theologiſchen Seminarien zu Lateinſchulen verwendet werden ſollen, in denen vermöglichere Söhne gegen Koſtgeld Aufnahme finden, ſondern auch, daß in dem neu zu errichtenden Kollegium in Tübingen die Landeskinder neben anderen ihren Unterſchlauf, Disziplin und ziemliche Unterhaltung mit Eſſen und Trinken gegen gebührliche Bezahlung erhalten ſollen. Offenbar konnte ſich aber Herzog Chriſtoph mit dem ihm aufgedrungenen Plan nicht befreunden: aus jenen Lateinſchulen iſt überhaupt nichts geworden und die Errichtung des neuen Kollegiums blieb dem Nachfolger, Herzog Ludwig, überlaſſen. Auch er machte nicht ſo bald Ernſt mit der Sache. Wir erfahren erſt aus der Kirchenordnung von 1582, daß die Anſtalt für Kinder des Adels und anderer ehrlicher Leute, der Landſaſſen oder Fremder nach dem Willen Chriſtophs ins Leben gerufen werden ſolle; und in ſeinem Teſtamente machte Ludwig dies ſeinem Nachfolger gleichfalls zur Pflicht. Wirklich erhielt denn auch Georg Beer, der Erbauer des prächtigen Stuttgarter Luſthauſes, den Auftrag, den

Plan für den Neubau zu entwerfen. An Stelle des Franziskanerklosters, dessen Abbruch ihm bedauerlich schien, schlug dieser einen andern Platz vor, ohne damit durchzudringen. Am Ende des Jahres 1587 begann der Abbruch des Klosters, am 7. März 1588 konnte Herzog Ludwig den Grundstein zum Neubau legen. Er erlebte zwar noch die Vollendung, aber nicht mehr die innere Einrichtung desselben. Die Kosten, die sich auf über 75 000 Gulden beliefen, hatte der Kirchenkasten zu tragen; Bettgewand, Zimmer- und Kupfergeschirre und anderer Hausrat wurden den aufgehobenen Frauenklöstern Pfullingen und Weiler entnommen. Eine Stiftungssumme für die Erhaltung der Anstalt wurde nicht festgesetzt. Der Herzog ordnete nur an, daß der Rektor, Küchenmeister und andere Beamte vom Kirchenkasten zu besolden seien, daß derselbe für diese jährlich 50 Gulden Kostgeld und weitere 50 zur Erhaltung von Gebäude und Hausrat zu bezahlen habe, daß die Klosterverwaltung Pfullingen jährlich 200 Scheffel Dinkel um 1 Gulden an das Kollegium abgeben solle und daß die Kollegiaten Wohnung und Heizung unentgeltlich genießen dürfen. Für die Heizung wurde Brennholz aus einem Pfullinger Klosterwald angewiesen. Im übrigen sollte sich die Anstalt durch die Beiträge der Zöglinge selbst erhalten.

Am 23. April 1594 wurde das neue Kollegium vom Herzog Friedrich I. feierlich eröffnet. Nach wenigen Wochen führte derselbe den zwölfjährigen Erbprinzen Johann Friedrich ein, der 6 Jahre lang dort erzogen werden sollte. An die Spitze der Anstalt wurde ein Rektor gestellt, der Jurist Dr. Engelhard, mit dem Auftrage, wöchentlich 3 Stunden Institutionen und 2 Stunden Geschichte zu lesen. Der ganze übrige Unterricht war Sache der eigenen Präzeptoren der Zöglinge, soweit sie nicht Vorlesungen an der Universität besuchten;

nur die Teilnahme an den Disputationen, besonders den theologischen, war vorgeschrieben. Fürsten und andere Standespersonen hatten noch besondere Hofmeister, so Herzog Johann Friedrich den Dietrich von Nippenburg. Der Eintritt stand statutengemäß jedermann frei, der sich den Ordnungen unterwarf und das Kostgeld (wöchentlich je nach Tisch 1—3 Gulden) bezahlte. Die Anmeldung hatte beim Rektor der Universität stattzufinden, deren Gerichtsbarkeit auch die Kollegiaten unterstanden; dann erst konnte der Rektor des Kollegiums in Anwesenheit des Universitätskanzlers den betreffenden in seine Liste eintragen und verpflichten. Hausordnung und Arbeitsplan waren strenge geregelt; Morgen- und Abendgebet, Tischgebet, das letztere verbunden mit Vorlesung von Abschnitten aus theologischen Lehrbüchern, war vorgeschrieben; für allerlei Unarten waren besondere Strafen festgesetzt, unter denen übrigens die Entziehung des Weines fehlte, da dieser nicht wie im Stipendium kostenlos verabreicht werde. Bei Tisch hatte der Rektor die Aufgabe, ein angenehmes und gutes Gespräch über Theologie, Politik und Geschichte zu leiten; alle Gespräche sollten lateinisch geführt werden. Als gemeinsame Kleidung für die Angehörigen des Kollegiums war ursprünglich ein schwarzer Talar vorgeschrieben, an dessen Stelle bald ein violetter trat.

Das Kollegium fand in den ersten Jahren wenig Anklang. Es ließ eine ausgeprägtere Eigenart vermissen. Dazu kam, daß der Adel keine große Lust zeigte, seine Söhne in eine nicht ausschließlich ihm vorbehaltene Anstalt zu schicken, und daß den Bürgerlichen der Eintritt sehr erschwert wurde. Wie es scheint, gab es auch Zwistigkeiten mit der Universität. Die Räte machten dem Herzog Vorstellungen; sie sprachen die Befürchtung aus, daß die Mangelhaftigkeit des Besuchs andauern werde, während die Kosten für den Kirchenkasten über Erwarten

groß waren. Herzog Friedrich erklärte, es ſei leicht zu erachten, daß es ohne Einbuße nicht abgehen werde; das mache aber gar nichts, weil das Kollegium ſo vornehm ſein ſolle, daß ſich ſeinesgleichen in Deutſchland nicht finde. Ihm erſchien nur die Art der Einrichtung mangelhaft, und ſo änderte er ſie denn gründlich um.

Die neuen Statuten von 1596 beſchränken die Anſtalt auf den Adel und legen den Hauptnachdruck vollends ganz auf die gemeinſame Haushaltung. Eigene Vorleſungen ſind ausgeſchloſſen, doch bleibt die Erklärung der Inſtitutionen geſtattet. Das Kollegium wird von der Univerſität getrennt, die Anmeldungen ſind ausſchließlich bei dem Vorſteher desſelben anzubringen, nur außerhalb des Kollegiums unterſtehen die Mitglieder der akademiſchen Gerichtsbarkeit. An die Spitze der Anſtalt tritt ein adeliger Oberhofmeiſter; Reiten und Ritterſpiele erhalten ihren Platz neben den Studien. Da die Hofmeiſter, Präzeptoren und Diener der Zöglinge mit im Kollegium lebten und auch ältere Adelige, die Land und Leute kennen lernen wollten, vorübergehend Unterkunft fanden, ſo trägt die Anſtalt in dieſer Zeit den Charakter einer Herberge für den ſtudierenden und reiſenden Adel. Von Einhaltung der Statuten war wenig zu verſpüren. Kollegiaten, Hofmeiſter und Präzeptoren bekümmerten ſich nichts um ſie und der Oberhofmeiſter glaubte ſie ſeinerſeits nicht anwenden zu können.

Für die Verpflegung der Kollegiaten iſt reichlich geſorgt. Am oberſten Tiſch werden mittags 8, abends 6 Gänge aufgetragen, dazu Wein nach Belieben, am mittleren 5 Gänge mit einer halben Maß Wein, am unteren 4 mit einer Quart Wein. Der erſte Tiſch koſtet wöchentlich 2 Reichsthaler (je 1 Gulden 3 Batzen), der zweite 1 Reichsthaler, der dritte 1 Gulden. Es galt als Hauptvorzug, daß der Aufenthalt im Kollegium ſo billig war. Ein Zögling, der mit einem andern

zuſammen einen Hofmeiſter, einen Präzeptor und drei Diener hatte, kam jährlich mit 345 Gulden für die Koſt weg und hatte ſonſt nur noch Holz, Licht und Nebenausgaben zu beſtreiten, während das Leben in der Stadt doppelt ſo teuer war. Freilich fehlte in letzterem Falle der bedeutende Zuſchuß aus dem Kirchengut. Uebelſtänden, über die aus Anlaß von Viſitationen von dem Ausſchuß der Kollegiaten geklagt wurde, wurde abgeholfen, ſo der merkwürdigen Uebung, ſämtliche Gänge gleichzeitig auf den Tiſch zu ſtellen.

Zum erſten Oberhofmeiſter wurde Hans Jakob Breuning von Buchenbach ernannt, ein weitgereiſter und vielgewandter Diplomat, trefflich geeignet die Söhne des Herzogs, die dem Kollegium anvertraut wurden, zu erziehen, aber ohne Erfahrung und Neigung für die Leitung einer ſolchen Anſtalt. Da er zudem ſich jährlich 3—4 Monate zur Beſorgung ſeiner eigenen Geſchäfte ausbedang, iſt von ſeiner Thätigkeit wenig zu merken. Gegen die Zöglinge war er milde. Als ſie ſich über die Einrichtung des Abendgebets beſchwerten, zu dem nicht einmal die koſtenlos verhaltenen Stipendiaten verpflichtet ſeien, ſetzte er die Abſchaffung durch; für Sonn- und Feiertage verſchaffte er ihnen das Recht, morgens auszuſchlafen. Er ſelbſt fühlte ſich nicht wohl an ſeinem Platze und trat nach wenigen Jahren zurück. Sein Nachfolger wurde für kurze Zeit Dietrich von Nippenburg, dann Albrecht von Anweil, dem Erfahrung in Studien und ein reiner Charakter nachgerühmt wurden.

Selbſt die Umänderung der Anſtalt und die Ernennung angeſehener Männer zu Oberhofmeiſtern zogen nicht viele auswärtige Fürſten und Adelige in das Kollegium. Außer den württembergiſchen Prinzen Johann Friedrich, Ludwig Friedrich und Julius Friedrich, den drei älteſten Söhnen Herzog Friedrichs I., ſtellten ſich bis zum Jahr 1600 nicht ganz 60 Kolle-

giaten ein, darunter nur ein Fürſt. Und doch war der Jahreszuſchuß des Kirchenkaſtens ſchon auf etwa 10000 Gulden geſteigert worden, obgleich ſich die Landſchaft noch immer kräftig gegen die Ausſchließung der bürgerlichen Landeskinder wehrte.

Wieder verſuchte es Herzog Friedrich mit einem Perſonen- und Statutenwechſel. Im Jahre 1601 wurde ein Herr von Obernitz zum Oberhofmeiſter ernannt, der ſich dem dringenden Verlangen des Herzogs fügen mußte, und das Kollegium wurde zur Lehranſtalt umgewandelt. Der Beſuch von Univerſitätsvorleſungen wurde ausdrücklich verboten; nur die öffentlichen Disputationen wurden empfohlen, weil ihnen auch Fremde anwohnen durften. Es fehlte wenig, ſo wären im Kollegium eigene theologiſche Vorleſungen gehalten worden, um auch die Disputationen ſelbſtändig abhalten zu können. Für jede Fakultät, die in der Anſtalt vertreten war, ſollten eigene Profeſſoren angeſtellt werden. Thatſächlich wurde ein Juriſt mit dem Leſen der Inſtitutionen beauftragt, ein zweiter mit dem vom Lehen- und Strafrecht und vom Prozeßverfahren; ein dritter Profeſſor hatte Geſchichte und Politik, ein vierter franzöſiſche und italieniſche Sprache zu lehren. Zur Uebung im Disputieren, auf das immer ein großer Wert gelegt wird, hatte der Lehrer der Inſtitutionen noch Logik vorzutragen, die er mit Beiſpielen aus der Rechtswiſſenſchaft erläuterte. Morgens um 6 Uhr begannen die Unterrichtsſtunden, zuerſt Inſtitutionen, dann Sprachen, dann die zweite juriſtiſche Vorleſung. Die Zeit von 9—10 Uhr und ebenſo von 12—1 und 4—5 war der Erholung und den ritterlichen Uebungen gewidmet. Nachmittags 1 Uhr kam die Geſchichte daran, 3 Uhr die Logik. Bei Tiſch wird noch reichlicher aufgewartet als früher, doch wird auch der Preis erhöht. Auf den erſten, der wöchentlich 3 Gulden koſtet, kommen mittags 10, abends 8 Gänge und Wein genug,

auf dem mittleren, der 2 Thaler kostet, 6 Gänge und eine halbe Maß Wein, auf den letzten, um 28 Batzen, 4 Gänge und 1 Quart Wein. Die Hausordnung wurde eingeschärft, doch blieb das gemeinsame Nachtgebet abgeschafft und wurde dafür private Schriftlesung und Gebet im Zimmer vorgeschrieben.

Die Statuten von 1601 verschafften dem Kollegium hohes Ansehen: von Sachsen kamen 3 junge Herzoge auf einmal; das reformierte Erzstift Magdeburg schickte seinen erwählten Erzbischof Christian Wilhelm von Brandenburg, weil hier vornehmlich wahre Religion blühe, die Fakultäten wohl bestellt seien und junge Herren gut erzogen werden; sein Bruder, Markgraf Friedrich, kam mit ihm. Im Jahr 1606 wurden nicht weniger als 121 Personen im Kollegium gespeist. Da saßen am Fürstentisch neben den Herzogen Johann Friedrich, Ludwig Friedrich und Julius Friedrich von Württemberg 3 Herzoge von Sachsen, Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig, der Oberhofmeister und 5 Hofmeister, am nächsten 9 Stallmeister, Kammerjunker und Präzeptoren, am 3. und 4. Freiherren und Adelige nebst weiteren Präzeptoren, an anderen 8 Tischen die zugehörigen Edeljungen, Lakaien, Schreiber, Knechte und sonstiges Gesinde. Von diesen allen bezahlten 43 ein Kostgeld; das Uebrige kam auf die Rechnung des Kirchenkastens.

Es wundert uns nicht, daß in einer solchen Anstalt Unordnung herrschte. Eine Visitation, die eben damals angestellt wurde, ergab, daß die Thüren bei Tag und Nacht willkürlich auf- und zugeschlossen wurden, daß der Oberhofmeister fahrlässig war, der Sprachlehrer seine Stunden unregelmäßig gab, die Geschichtsstunden wegen Krankheit des Professors meistens ausfielen, der Ballmeister betrog, der Fechtmeister nichts taugte und der Futtermeister überhaupt nichts that. Daß von den Zöglingen unter solchen Umständen niemand gehorchte, ist selbstverständlich.

So wurde denn der Oberhofmeiſter von Obernitz abgeſchafft. Die Nachfolge übernahm 1606 Hans Joachim von Grünthal, einſt Hofmeiſter Herzog Johann Friedrichs im Kollegium ſelbſt. Ehe er zuſagte, verlangte und erhielt er eine Verſchärfung der Statuten, die die abendliche Heimkehr in das Kollegium regelte, die Zöglinge verpflichtete, Vergehungen gegen die Statuten anzuzeigen und dem Oberhofmeiſter zur Hebung ſeines Einfluſſes einſchärfte, bei Tiſch allerlei luſtige nützliche Geſpräche von theologiſchen, politiſchen oder hiſtoriſchen Sachen auf die Bahn zu bringen.

Grünthal war ein Mann von vielſeitiger Bildung. Seines Glaubens wegen aus Oeſterreich vertrieben, hatte er fremde Länder geſehen und beherrſchte fremde Sprachen. Als Obervogt in Wildberg hatte er die Landesart kennen gelernt und verſtand ſich auf die Kaufsgelegenheiten. Kurz nach ſeinem Amtsantritt meldete er ſchon, daß jetzt Jahrmarkt in Tübingen ſei, da man allerlei Lebensmittel, wie Schmalz, Salz, Schnitze, Zwetſchgen, Gewürze und andere Küchenſpeiſe in rechtem Wert und zu gutem Landesgewicht haben könne, während außerhalb dieſer Zeit alles von Ulm und anderwärts zu beſchaffen und teuer zu bezahlen ſei, wobei auch noch am Zentner 4 Pfund Abgang getragen werden müſſe. Daß er dabei an Geiſter glaubte und die ihm geſchenkte Untervogtsbehauſung deshalb für unſicher hielt, iſt in jener Zeit nicht auffällig. Grünthal drückte vollends dem Kollegium den Charakter einer wahrhaft fürſtlichen Anſtalt auf. Er ſetzte es durch, daß er überall den Vortritt vor dem Rektor der Univerſität bekam, ließ Fußturniere und Komödien abhalten und Abbildungen derſelben auf der Frankfurter Meſſe verkaufen, um den Ruf des Kollegiums zu verbreiten. Dies gelang, und neben dem Hof Herzog Friedrichs in Stuttgart galt das Collegium illustre

zu Tübingen für eine der beſten Gelegenheiten, ſeine Bildung ſich anzueignen. Herzog Franz von Sachſen, der ſchon drei Söhne geſchickt, ſchickte noch zwei weitere; man rühmte, daß fleißig geleſen werde, daß vornehme Exerzitien getrieben und die franzöſiſche und welſche Sprache in einer Weiſe gelehrt werden, daß auf Reiſen in der Fremde nicht mehr zu lernen ſei. Unter den Lehrern ragte Thomas Lanſius hervor, ein geſchickter Juriſt und glänzender Redner und Schriftſteller, der dem Kollegium 50 Jahre lang treu blieb. Die Kollegiaten waren damals außer den heimiſchen Prinzen ſämtlich Nichtwürttemberger.

Der Tod Herzog Friedrichs I., des hochbegabten fremdartigen und prachtliebenden Fürſten, brachte auch dem Kollegium in Tübingen neue Gefahren. Der Nachfolger Friedrichs, Herzog Johann Friedrich, war in ihm erzogen worden und zeigte ſich anhänglich. Aber der Landtag bekämpfte, wie die politiſchen Neuerungen ſeines Vaters, ſo auch die koſtſpielige Anſtalt. In den politiſchen Fragen mußte der Herzog nachgeben: er ſtellte die alte Verfaſſung des Landes wieder her und opferte den Kanzler Enzlin. Um ſo eher konnte er in der Frage des Kollegiums auf ſeiner Meinung beſtehen, er lehnte in dem Landtagsabſchied von 1608 eine ſchnelle Aenderung ab und verſprach nur, der Sache noch weiter nachzudenken. Neue Statuten von 1609, offenbar ein Werk des gewandten Lanſius, ſuchten die Einrichtung warm zu empfehlen: die Kollegiaten werden in Tugenden, Verſtand, politiſchen und zum weltlichen Regiment dienlichen Künſten und zierlichen Sitten unterwieſen; auch lernen ſie in unſrem lieben deutſchen Vaterland mit geringen Koſten dasjenige, was andere in fremden Ländern mit unwiderbringlichem Schaden der edlen Zeit, Verletzung der Geſundheit, Verſchwendung großen Gelds, oft auch mit Verluſt guten

Namens, ſuchen und dennoch nur ſtückweiſe finden. Die neuen Statuten kamen der Hochſchule inſofern entgegen, als ſie Kollegium und Akademie als zwei Glieder eines Leibes, der Univerſität, bezeichneten, freilich mit eigener Gerichtsbarkeit, und den Studenten der Akademie erlaubten, die Vorleſungen, wenn auch nicht die ritterlichen Uebungen, des Kollegiums zu beſuchen. Aber bald wiederholte der landſchaftliche Ausſchuß ſeine Klagen über die unſinnige Belaſtung des Kirchenguts zu Gunſten von Ausländern und die zur „Akademie“ herabgeſetzte Univerſität wehrte ſich, auf die ſonſtige Nachgiebigkeit Johann Friedrichs bauend, für ihre Rechte. Kaum waren die Statuten im Kollegium in Gegenwart des Herzogs ſelbſt verkündigt, ſo ſchickte die Univerſität Abgeſandte nach Stuttgart, um ſich über ihren Inhalt zu beſchweren. Sie erreichte ſofort das Verbot an Drucker und Buchbinder, die Statuten noch weiter zu verbreiten; ja ſie wagte, den Drucker, der auf herzoglichen Befehl die Statuten gedruckt hatte, wegen Mißachtung ihres Zenſurrechts zu beſtrafen. Im Oktober wurde eine Tagſitzung zwiſchen Profeſſoren und herzoglichen Räten veranſtaltet, zu der der Oberhofmeiſter von Grünthal und Lanſius beigezogen wurden. Von der einen Seite betonte man die ſtiftungswidrige Entwicklung der Anſtalt, die auch für bürgerliche Landeskinder beſtimmt geweſen ſei, ihre bevorzugte und dazu unklare Stellung gegenüber der Univerſität, die Verletzung der Statuten der letzteren und die ſchlechte Zucht im Kollegium, auf der andern Seite die Rechtmäßigkeit des Geſchehenen und die Uebertriebenheit der gegneriſchen Vorwürfe. Die Scheu, die man in Stuttgart vor den Tübinger Profeſſoren hatte, weil ſie aus einer peſtverſeuchten Gegend kamen, und die Unruhe, welche die bevorſtehende Hochzeit des Herzogs mit ſich brachte, halfen die Beratungen kürzen und man ging unverrichteter Dinge auseinander.

Das Kollegium blieb zunächſt ſeiner Statuten beraubt und mußte ſich, obgleich der Beſuch nicht nachließ, darüber manche üble Nachrede gefallen laſſen. Immer wieder mahnte der Oberhofmeiſter, aber erſt 1614 entſchloß ſich der Herzog, wieder Statuten ausgehen zu laſſen. Von den Beſtimmungen des Jahres 1609 wurden diejenigen über das Verhältnis von Kollegium und Akademie, über den Vortritt des Oberhofmeiſters vor dem Rektor geſtrichen, die Bevorzugung der Kollegiaten in der Gerichtsbarkeit wurde gemildert, denſelben der Beſuch der Univerſitätsvorleſungen freigeſtellt. Das eigentlich Unterſcheidende war damit gefallen.

Die Ruhe der folgenden Jahre begünſtigte die Entwicklung im Sinne des Lehrers Lanſius. Zahlreiche Reden des gefeierten Meiſters und gelehriger Schüler, die jedermann zugänglich waren, erhöhten den Ruf des Kollegiums. Mit dem Eintritt des Erbprinzen Eberhard (1627) ſchien es noch größerem Glanze zuzuſtreben. Da wurde Württemberg von dem großen Kriege in harte Mitleidenſchaft gezogen, im September 1628 mußte die Anſtalt aus Mangel an Mitteln eingeſtellt werden. Der Hausrat wanderte in den Bebenhäuſer Pfleghof, das Silbergeſchirr in die herzogliche Silberkammer, der Vorrat an Wein, Früchten und Holz in das Stift; nur der Thorwart wurde beibehalten, auch blieben den Profeſſoren ihre Beſoldungen. Im Herbſt 1634, nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen und der Flucht Herzog Eberhards III., ſetzte Oeſterreich eine Regierung in Württemberg ein. Dieſe unterließ nicht, ſich ſofort nach dem Zuſtand und Einkommen des Kollegiums zu erkundigen, vielleicht um es zu eröffnen, wahrſcheinlicher um es zu berauben. Beides unterblieb, weil kein eigenes Einkommen da war.

Noch war der Frieden nicht geſchloſſen, der dem 30jährigen

Kriege ein Ziel ſetzte, ſo wurde das Kollegium wieder geöffnet. Zunächſt zog nur der Erbprinz Johann Friedrich ein. Die Koſten übernahm die herzogliche Rentkammer, weil das Kirchengut zu ſehr erſchöpft war. Bald wurden ſie wieder auf das letztere übergewälzt und 1653 ſchien dieſes wieder ſo erſtarkt, daß die Eröffnung allgemein bekannt gemacht und der fremde Adel wieder herbeigezogen wurde. Zum Oberhofmeiſter wurde der Hofmeiſter des Erbprinzen, Berchtold, beſtellt. Vergebens erhob der landſchaftliche Ausſchuß Einſprache zu Gunſten des Kirchenguts. Eberhard III. erklärte ſchon, er könne ſich von dieſem Inſtitut, das in Landesverfaſſung, Kirchenordnung und Herkommen begründet ſei, nicht treiben laſſen. Ihm war es in erſter Linie Erziehungsanſtalt für ſeine Söhne, was zur Folge hatte, daß es während des Aufenthalts ſolcher aufblühte und nachher ſtark abnahm. Der Eintritt der Prinzen Wilhelm Ludwig und Friedrich Karl von Württemberg, nebſt 3 Vettern aus der Oelſer Linie des Hauſes (1666) zogen noch einmal 2 Herzoge von Sachſen und über 30 Grafen und Edelleute nach Tübingen. Später bildeten die jüngeren Prinzen einen Anziehungspunkt. Aber ſchon ehe die wiederholten Franzoſeneinfälle zur Aufhebung der eigenen Haushaltung führten (1690), ſchloßen ſich manchmal die Pforten der Anſtalt. Sie öffneten ſich bald nur noch, um Angehörigen des württembergiſchen Fürſtenhauſes während ihrer Studien in Tübingen Wohnung zu bieten, ſo 1695 dem nachmaligen regierenden Herzog Karl Alexander, 1707 und 1713 dem Erbprinzen Friedrich Ludwig. 1758 wurde das Haus dem Prinzen Karl von Zweibrücken-Birkenfeld eingeräumt. Zum letzten Mal machte Herzog Friedrich II., der nachherige erſte König von Württemberg, Gebrauch vom Kollegium, indem er ſeinen Söhnen Wilhelm und Paul dasſelbe als Wohnung für die Zeit ihres Hochſchulbeſuchs

anwies. Wilhelm hat es als König zur Aufnahme des höheren katholiſch-theologiſchen Seminars, des Wilhelmsſtiftes beſtimmt.

Wiederholt war die förmliche Wiedereröffnung zur Sprache gekommen. Dem Kirchenrat war es gelungen, ſie abzuwenden. Aber aufgehört hat die Anſtalt erſt im neuen Königreich Württemberg; die Beſoldungen des Oberhofmeiſters, zweier Profeſſoren und der Exerzitienmeiſter wurden bis dahin beibehalten. Diejenige des Oberhofmeiſters ſtieß auf fortwährenden Widerſpruch der Landſtände und des Kirchenrats, weil ſie eine Pfründe ohne Amt darſtellte; diejenige der Profeſſoren diente als Zulage für Hochſchullehrer, ſpäter auch für ſolche der Stuttgarter Karlsſchule, und diejenige der Exerzitienmeiſter kam der Pflege körperlicher Uebungen unter den Studenten zu gut.

Urſprünglich zur Ausbildung heimiſcher Staatsbeamten beſtimmt, wurde das Collegium illustre ein Haushalt für fürſtliche und adelige Studenten, eine Zeit lang eine von der Hochſchule losgelöſte adelige Akademie, dann wieder eine Erziehungsanſtalt mit eigenen Lehrern, die aber nur den Hochſchulunterricht ergänzen und erweitern ſollten, zuletzt die Behauſung ſtudierender Prinzen. In ſeiner Entwicklung zeigt das Kollegium die Verſchiedenartigkeit der Auffaſſung von der beſonderen Ausbildung der höheren Stände. Als Verdienſt iſt ihm die Erziehung von mehr als 50 deutſchen Fürſtenſöhnen, darunter zahlreichen württembergiſchen, und von einer Menge adeliger Studenten anzurechnen. Eigenartig war ihm die Darbietung deſſen, was ſonſt in der Fremde geholt werden mußte, der Sprachen und der feineren höfiſchen Sitte. Ungünſtig war, daß Württemberg infolge der Loslöſung der Reichsritterſchaft wenig einheimiſchen Adel hatte und daß deshalb faſt nur Fremde ſich einſtellten. Unerträglich war für das Kirchengut die Unterſtützung einer Anſtalt, welche das Land wenig nützte und der Landeshochſchule

Abbruch that; konnte ſie doch nicht einmal, wie die Karlsſchule, von ſich rühmen, daß ihr Wiſſenſchaftsbetrieb den Bedürfniſſen einer neuen Zeit Rechnung trug. So erſcheint denn auch das Tübinger Collegium illustre in der Geſchichte der württembergiſchen Unterrichtsanſtalten als ein romantiſches Bild aus verklungenen Tagen, das ſchon den Zeitgenoſſen einen fremdartigen Eindruck machte.

Februarzeiten

Sprich noch nicht vom Frühling, es iſt zu früh!
ſo lockend die Sonne vom Himmel blitzt,
ſo lockend alles glänzt und glitzt —
ſprich noch nicht vom Frühling, es iſt zu früh!
es werden Tage wieder kommen,
bevor erblüht, wovon du träumſt,
da alles wie vorher troſtlos weh
in Regen ſich begräbt und Schnee,
Tage voll Traurigkeit, Tage voll Müh —
ſprich noch nicht vom Frühling, es iſt zu früh!

Und doch und dennoch: mit jubelndem Liede
grüße dies frohe befreiende Blau
über all dem farbloſen Grau,
freu dich der flimmernden Mittagsſtunden,
ſonne das Herz dir zu keimender Kraft,
daß es dem müde machenden Winter
trüber Enttäuſchung ſich wieder entrafft.

Nur warte, nur wart noch! es wird ſich erfüllen,
es wird ſich erfüllen, was du erſehnſt:
glutig auflodern wird es am Himmel,
über die Berge her wird es wehn
und wie donnernde Oſterglocken
wird es durch die Lande gehn. . . .
Nur warte, nur wart noch und hab Geduld!
ſo ſchön und ſo köſtlich dies blitzende Blau

mit ſeinem ſüßen ſtillen Locken,
es kommen Tage noch und Wochen
farblos grau,
da alles wieder troſtlos weh
in Regen ſich begräbt und Schnee,
Tage voll Traurigkeit, Tage voll Müh —
ſprich noch nicht vom Frühling, es iſt zu früh!

Im Spiel des Lebens

Auf und nieder
ſchwankt die Wage
deiner Tage,
wie ſich füllen
ihre Schalen,
dieſe hoch und jene tief.

Laß ſie ſinken,
laß ſie ſteigen,
dieſe hoch und jene tief . . .

Du nur zwiſchen beiden ſtehe,
unbeirrt in deinem Ziel,
feſt und ſtark, als Halt und Träger,
als gerechter Gleicher und Wäger,
ſtill und ruhig über ihrem
ſteten Auf- und Niederſpiel.

II

Da aber liegt's — :
der eine biegt's
der andere bricht's!
laß nur das Schwert nicht in die Scheide roſten.
den freien Mut des freien Manns!
Wer etwas will, der kann's . . .
der kann's!
und würd' es eine Welt ihn koſten!

Was du vor dir biſt, nur entſcheidet!
Der Spruch der Welt, du lieber Gott,
zerrt heute hiſt und morgen hott!
und wenn ſie dich mit Purpur kleidet —
für das, was einer litt und leidet,
iſt all ihr Purpur Faſtnachts-Spott!

Was du vor dir biſt, nur entſcheidet
und wird des Ganzen innerer Kern —
nicht Glück, nicht Zufall oder Stern!
und was dann auch dagegen ſtreitet,
der Freie macht ſich ſtets zum Herrn!

Was du vor dir biſt, nur entſcheidet
und bleibt im buntverwirrten Spiel
des breiten Weltgetriebs das einzig
unverlierbar klare Ziel,
der einzige ſchaffende Gedanke,
der all dem blinden Her und Hin
Beziehung giebt, Verſtand und Sinn,
daß es ſich formt und fügt und ordnet
und ſtill zu einem Ganzen webt — —
der einzige feſte Punkt,
von dem aus
ein Starker
die Welt aus ihren Angeln hebt!

Den einen trügt's
den andern trägt's,
dem einen liegt's,
der andere legt's . . .
laß nur das Schwert nicht in die Scheide roſten,
den freien Mut des freien Manns!
Wer etwas will, der kann's . . .
der kann's!
und würd' es eine Welt ihn koſten.

III

Und das allein iſt's, drum ſich's handelt,
wie Welt und Zeit auch ſtürmt und wandelt
mit Allem, was du je begannſt:
daß ohne Vorwurf, ohne Lüge,
daß ohne Reue, ohne Rüge,
auch vor dem eigenen Tribunal . .
daß du mit ruhigem Gewiſſen
zurück- und vorwärtsblicken kannſt
auf deines Jahres ſtille Mühe —

ob du verlorſt, ob du gewannſt.

Nicht fremden Anderen zu Dank —
was denn auch ſollen dieſe Andern!
es iſt ja doch ein ſtetes Wandern
voll Mißgunſt überall und Zank!
Nein, Dir allein zu Recht und Ehre,
Dir allein zu Luſt und Laſt:
Deinem Glauben, Deinem Leben,
Deinem Schaffen Genüge zu geben.

Mag man's dann loben oder tadeln,
was liegt daran!
Es wird ſich immer adeln,
trotz Acht und Bann:
wer ohne Vorwurf, ohne Lüge,
wer ohne Reue, ohne Rüge
zurückſehen darf . . und ſagen kann
von ſeines Jahres ſtiller Mühe:
er habe ſeine Pflicht gethan —

ob er verlor, ob er gewann —

und weder Glück noch Unglück
hab' je was über ihn vermocht,
und weder Täuſchung noch Erfüllung
das freie Herz ihm unterjocht!

Wie es geht

Man ſchreit und lärmt und ereifert ſich,
man findet es dumm und lächerlich,
und gegen allen Anſtand und Brauch —
man ruft die Polizei zu Hilfe
und dieſe kommt und verbietet es auch
und ſperrt die Straßen und raſſelt mit Ketten
und thut ſoviel ſie irgend kann,
die bedrohte Philiſterruhe zu retten.

Und ein paar Jahre ſpäter, gieb Acht,
iſt alles, worob man den Lärm gemacht,
wofür man ereifert ſich und erregt,
wogegen man Himmel und Hölle bewegt —
kein Menſch weiß, wie es eigentlich kam:
ſo ſelbſtverſtändlich, ſo alltäglich,
ſo eingefügt in des Tages Lauf
und mit Sitte und Anſtand ſo wohl verträglich,
als wär man's gewöhnt von Jugend auf.

Berlin Cäſar Flaiſchlen

Ernſt Friedrich Kauffmann

Von H. A. Köſtlin

(Gießen)

Als ich im Frühling vorigen Jahres das Glück hatte, mit dem ſeither heimgegangenen Johannes Brahms in trautem Kreiſe zuſammen zu ſein, und unter anderem die Rede auch auf die Tonkünſtlerlexika kam, meinte der große Meiſter in ſchalkhaftem Ton: „Ja, in ſo ein Buch mit ſeinem Namen hineinzukommen, das iſt am Ende leicht; aber drin ſtehen zu bleiben, wenn man einmal nicht mehr lebt, das iſt ſchwerer und ehrenvoller, das widerfährt nicht allen!“ Ich möchte hinzufügen: „Noch ſchwerer und ehrenvoller iſt es, erſt hineinzukommen, wenn man nicht mehr unter den Lebenden weilt, denn dann darf man ſicher ſein, nicht mehr ausgeſchieden zu werden.“ Ob dies letztere Geſchick dem Manne beſchieden ſein wird, deſſen Gedächtnis dieſe Blätter auffriſchen möchten? Verdienen würde er es, ebenſo wie ſein Sohn Emil Kauffmann, deſſen Namen wir in den meiſten muſikaliſchen Nachſchlagebüchern ſo wenig finden, wie den des Vaters. Denn die Lieder, mit denen Vater und Sohn die muſikaliſche Welt beſchenkt haben, ragen ſchon unter dem rein muſikaliſchen Geſichts-

punkt weit über so vieles hinaus, was einen Namen beansprucht, im Konzertsaal die Runde macht und landauf landab, weil es in die Mode gekommen ist, gesungen wird. Tüchtigkeit und kernhafte Gesundheit der musikalischen Erfindung und Arbeit, Klarheit und Festgefügtheit der Form, Unmittelbarkeit und Frische, Wärme und Tiefe der Empfindung, Feinheit des poetischen Verständnisses, Anmut des melodischen Umrisses, Wirksamkeit, bei maßvoller Zurückhaltung, der harmonischen Interpretation, völlige Freiheit von Effekthascherei, bilden die Hauptzüge der musikalischen Physiognomie beider, nur daß aus den Liedern des Sohnes in der Stellung, welche die Tonsetzung zum Texte einhält, der Romantiker spricht, dem es ganz wesentlich auf die volle Erfassung der poetischen Intention, auf die die Nachzeichnung derselben in allen ihren Einzelwendungen, auf die treue und erschöpfende Wiedergabe der Stimmungsaccente ankommt, während der Vater mehr nach rückwärts schaut, auch in formeller Hinsicht in der klassischen Musik sein Ideal sieht, bei allem Eingehen auf die Einzelwendungen des Gedichts vor allem die Schönheit, die Klarheit und das Ebenmaß der den Text umspannenden Tonform im Auge hat, und darum oftmals, wenn der Text zu pointenreich ist, sich mit der Wiedergabe der Grundstimmung begnügen muß. Bei beiden, Vater und Sohn, so verschieden sie im einzelnen zu charakterisieren wären, sind es besonders die echten Laute des schwäbischen Gemüts, die uns aus ihren Liedern entgegenklingen und zauberisch warm anmuten. Das deutsche, das schwäbische Haus sollte sich diesen Schatz edelster Hausmusik nicht entgehen lassen. Der Versuch, den vergessenen schwäbischen Liedermeister der musikalischen Welt, vor allem aber der engeren Heimat in die Erinnerung zurückzurufen, wird wohl nicht erst der Rechtfertigung bedürfen, zumal derselbe auch als Mensch, als Glied jenes

Ludwigsburger Freundeskreises, dem Eduard Mörike, Justinus Kerner, David Friedrich Strauß, F. Vischer, Rudolf Lohbauer, Hermann Hardegg u. a. angehörten, unser Interesse vollauf in Anspruch nehmen darf.[1])

Ernst Friedrich Kauffmann ist am 27. November 1803 zu Ludwigsburg geboren. Die Familie stammt jedoch aus Hessen, denn von dorther war der Vater eingewandert. Derselbe war als Irrenmeister oder, wie Kauffmann sich auszudrücken pflegte, „Tollmeister" an der Anstalt für Geisteskranke angestellt. Die Mutter war eine phantasievolle, aber durchaus einfache Frau; von ihr wohl hatte der Knabe die ungewöhnliche Begabung und Empfänglichkeit für künstlerische, besonders musikalische Eindrücke geerbt, welche schon frühe hervortrat. Einer der Brüder, der sich als Lithograph von Wächter'schen und Schick'schen Bildern auszeichnete, war taubstumm; die Mutter, die ihn überlebte, und eine Tante waren taub. Acht Jahre alt, verlor er den Vater, und ein Oheim Braun, der

---

[1]) Zu Grunde gelegt sind Briefe Kauffmann's, in welche mir der Sohn, Herr Universitätsmusikdirektor Dr. E. Kauffmann freundlich Einsicht gestattete. Ebenso die Lieder Kauffmann's in Druck und Manuscript. Ferner:

E. F. Kauffmann, Professor am Gymnasium zu Stuttgart, † 11. Febr. 1856. Nekrolog im Schwäb. Merkur von 1856, No. 112, 2. Abt., 1. Blatt. (Verf. Bernhard Gugler.)

Aktenmäßige Darstellung der im Königreiche Württemberg in den Jahren 1831, 1832 und 1833 stattgehabten hochverräterischen und sonstigen revolutionären Umtriebe. Stuttgart 1839.

Wilhelm Lang, Rudolf Lohbauer. In den württ. Vierteljahrsheften für Landesgeschichte. Neue Folge. V. Jahrg. 1896. Heft I und II. S. 149 ff.

Ed. Zeller, Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß. Bonn. 1895.

am Waiſenhaus in Ludwigsburg Präzeptor war, nahm ſich der Erziehung und Bildung des verwaiſten Knaben treulich an. Dieſer beſuchte die Lateinſchule in Ludwigsburg, auf der Schulbank begann die Freundſchaft mit dem ſpäteren Dichter Ed. Mörike, mit dem ſpäteren Arzte H. Hardegg, mit ſeinem künftigen Schwager Rudolf Lohbauer. In Rechnen, ſpäter Geometrie gab der Oheim dem begabten Neffen ſelbſt beſonderen Unterricht, was für deſſen Zukunft entſcheidend war. Mit gutem Erfolg durchlief er die Lateinſchule, ſo daß er, als im Jahre 1818 der Lehrer durch einen Schlaganfall dienſtunfähig wurde, als 15jähriger Jüngling deſſen Stelle vertreten konnte. Daneben hatte er dem unwiderſtehlichen Drange zur Muſik in aller Stille zum Teil hinter dem Rücken des Oheims nachgegeben und ſich, ohne jede weitere Anleitung, an der Hand einer Klavierſchule zu einem tüchtigen Klavierſpieler herangebildet, der mit 16 Jahren auf dieſem Inſtrument Anderen Unterricht erteilen konnte. Da er durch die äußere Lage ſeiner Familie genötigt war, durch die Erteilung zahlreicher Unterrichtsſtunden ſich die nötigen Subſiſtenzmittel zu erwerben, ſo forderte ſeine Weiterbildung eine eiſerne Energie und die Anſpannung aller geiſtigen und leiblichen Kräfte. Oft ſaß er bis tief in die Nacht im ungeheizten Zimmer mit ſeinen mathematiſchen Büchern oder mit muſikaliſchen Werken beſchäftigt. Der Oheim, in deſſen Hauſe damals auch der nachmalige Staatsrat Römer erzogen wurde, hatte für den Neffen die Laufbahn eines Lehrers in's Auge gefaßt. Des Letzteren brennender Wunſch war es, die Muſik zum Beruf zu machen. Unter den Schülerinnen, die er zu unterrichten hatte, war auch Marie Lohbauer, die Schweſter ſeines Freundes Rudolf Lohbauer. Dieſe wuchs ganz bei ihrer Großmutter auf, der Witwe des ehemaligen Oberamtmanns Rümelin

in Maulbronn, die in Ludwigsburg lebte, und erhielt bei dieser eine sorgfältige Erziehung und Schulung. Zwischen dem jungen hübschen Lehrer und seiner Schülerin entspann sich eine lebhafte Neigung, die freilich recht weit aussehend war. Denn Kauffmann selbst war völlig mittellos. Marie aber war die zweite Tochter einer Witwe, die vom Schicksal besonders schwer heimgesucht war. Der Vater[1]) war 1809 in einem Treffen bei Isny gefallen, als der Erstgeborene, Rudolf, erst 7 Jahre zählte. Die Witwe bezog eine Pension von 100 fl., mit welcher sie fünf unmündige Kinder zu erziehen hatte; denn die Mitgift war unter den unerquicklichen Verhältnissen einer verfehlten Ehe dahingeschmolzen, sonstige Mittel waren keine in Aussicht. So war sie auf die Hilfe der Mutter angewiesen, welche sie mit den fünf Kindern in ihr Haus aufnahm, ein Verhältnis, das bis zum Tode der ersteren, 19 Jahre lang bestehen blieb. Doch lebten beide in getrennten Haushaltungen: die Mutter mit 4 Kindern einerseits, die Großmutter mit dem Enkelkind Marie, einem verständigen, tief und ernst angelegten Mädchen andererseits.

Dieser Umstand mag mit dazu beigetragen haben, die Gedanken des jungen Mannes in praktische Bahnen zu lenken. Als in verschiedenen Städten des Landes die Gründung von Realschulen in bestimmte Aussicht genommen wurde, eröffnete sich für ihn die Möglichkeit, auf seine tüchtige mathematische Schulung — er war von Haus aus „ein mathematischer Kopf" — seine Lebensstellung zu begründen und sich zum Reallehrer auszubilden. Dabei kamen ihm seine Kenntnisse der italienischen und französischen Sprache trefflich zu gut, die er sich unter

[1]) Ueber diesen, der sich auch als Dichter versucht hat, s. W. Lang, a. a. O. —

treulicher Förderung durch ſeine Schulfreunde erworben hatte, damals zunächſt nur, um Mozarts und Glucks Opernpartituren gründlich ſtudieren zu können.

Die gute Großmutter ſeiner Geliebten bot die Mittel und ſo konnte er im Herbſt 1825 die Univerſität Tübingen beziehen.

Hier traf er die Schulgenoſſen, Auguſt und Eduard Mörike, Hardegg, Lohbauer wieder.[1]) Beſonders innig ſchloß er ſich an Ed. Mörike an, deſſen geiſtiges Weſen ihm offenbar wahlverwandt war. Lohbauer, der exzentriſche, unruhige, immer gährende Kopf machte es den Freunden manchmal recht ſchwer, und zeitweilig gehen ſie ihm und er ihnen aus dem Weg. Aber es iſt Marien's Bruder. „Es iſt ein ſonderbarer Hang, den ich immer zu ihm habe und der mich ihm alles verzeihen läßt!" bekennt Kauffmann. Daß Kauffmann über dem Studium der Mathematik — „morgens 5 Uhr ſtehe ich auf, um 9 Uhr beginnen die Kollegien", ſchreibt er der Braut, „ich bin nun recht im Geſchäft, und weil ich fleißig bin, den ganzen Tag heiter" — und dem Lärm des ſtudentiſchen Treibens, das damals im Zeichen der Burſchenſchaftsbegeiſterung ſtand, die Muſik nicht vernachläſſigt hat, beweiſt der Umſtand, daß er — wie er 8 Tage vor ſeinem Tod dem Sohne zum erſtenmale mitteilte! — als Student eine Symphonie komponierte, die von den Stiftlern aufgeführt wurde.[2]) Sie iſt verloren gegangen, trug jedoch nach dem, was er dem Sohne aus dem Gedächtnis vorſpielte, das Gepräge der Mozart'ſchen Muſik. Im Heigelin'ſchen Hauſe dirigierte er einen Muſikkranz,

[1]) Wilhelm Lang a. a. O. S. 154.

[2]) Er ſelbſt ſchreibt darüber der Geliebten: — — „Letzthin führten die Stiftler meine Symphonie auf. R.(udolf) und ich waren dabey. Ihm gefiel ſie ſehr, und, wie er ſagte, gefiel ihm beſonders der reine

in welchem Chöre aus der „Schweizerfamilie“, aus „Idomeneo“, ja ſelbſt der „Don Juan“ aufgeführt wurden.

Im Herbſt 1827 beſtand er die Reallehrerprüfung mit gutem Erfolg und wurde kurz darauf zum Hauptlehrer an der neu errichteten Realſchule in Ludwigsburg ernannt. Nun endlich konnte er die Braut heimführen. 1828 fand die Hochzeit ſtatt. Der Bruder zeichnet ihre Perſönlichkeit mit den Worten: „Sie iſt von eigenem geiſtigen und äußerlichen Liebreiz, zart und zierlich, ein durchſichtiges, poetiſches Gemüt von liebenswürdigem Humor und Witz.“ An äußerer Schönheit trat ſie neben ihrer Schweſter Pauline, einer gefeierten Schönheit, etwas zurück, überragte aber dieſe, ein ſchwärmeriſches, geiſtreiches, für alles Schöne offenes, vielſeitig intereſſiertes, aber etwas exzentriſches Weſen, durch ſolide Begabung, religiöſe Tiefe und verſtändiges, ſinniges Weſen. „Sie gehört zu den gebildetſten und verſtändigſten Frauen, die ich kennen gelernt habe,“ ſagt von ihr einer der Berufenſten. Welch' ein inniges und tiefes Verſtändnis zwiſchen ihr und Kauffmann beſtand, das bezeugen die Briefe, die der Liebende ihr von Tübingen ſendet. Es ſei geſtattet, nur aus einem derſelben einen Abſchnitt herauszuheben, der beſonders geeignet iſt, in das Weſen beider und in die Zartheit des Verhältniſſes einen Blick zu thun. „Aber mein liebes Kind, was ſchreibſt Du mir denn von Augenblicken, in welchen Du in dem Wahne, als könnte ich glücklicher ſeyn ohne Dich, die Kraft in Dir fühleſt, Dich ſanft von mir loszuwinden und

---

großartige Stil und die treffliche (?) Inſtrumentation. Mich zupft bei ſolchen Lobſprüchen manchmal ein neckendes Teufelchen am Ohr und lacht mich ein bischen aus. Aber wenn ich mich nach ihm umſehe, ſo iſt's das Reſtchen von Künſtlerſtolz und Ehrgeiz, das mir — nicht geblieben ſein ſollte — und deſſen Zupfen und Rupfen ich nun ſchon einmal ertragen muß“ (Tüb. o. Datum, wohl Nov. 1826).

mich im ſtillen fortzulieben. Ich küſſe Dich für Deine zarte Liebe, aber doch meine ich — ſieh', was für ein Egoiſt ich bin! — Du wäreſt es nicht im Stande, weil ich ſelbſt es gewiß nicht vermöchte. Glaubſt Du denn, ich könnte glücklich ſein ohne Dich? Biſt denn nicht Du es ganz allein, die mich ermutigt, den rauhen Kampf mit dem Leben zu wagen, und des Mannes würdigſte Beſtimmung zu erfüllen? Oder wähnſt Du, ich beſitze nicht die Kraft in mir, wenn es mir hier und da nicht glückt, aufs Neue zu ringen und durch mich ſelbſt zu erjagen, wozu Geburt und Verhältniſſe mir den Weg verſperrt zu haben ſcheinen. Ich wiederhole Dir noch einmal, was ich Dir einſt ſagte: Ich vermag, wenn ich meine Kräfte brauche — viel —, aber daß ich ſie brauche, biſt Du mir gegeben als der herrliche Lohn meiner Arbeit. Frühe ſchon hat mir die Kunſt mit lockender Stimme gerufen, aber ich verſtand ihren Ruf unrecht und haſchte nach weſenloſen, falſchen Idealen. Nun ich Dich habe, biſt Du meine Kraft! Gewiß, ich wäre als Künſtler, als bloßer Künſtler verloren geweſen. Das habe ich geſtern erſchütternd genug erfahren. Bei H.(eigelins) wurde nämlich geſtern der ganze Don Juan mit Orcheſter aufgeführt vor einer glänzenden Verſammlung. Weil ich die Leitung hatte, ſo lag das ganze als eine entſetzliche Laſt auf mir. Ich meinte, das Meiſterwerk dürfte nur vollkommen aufgeführt werden. Da ſaß ich denn mit der Partitur am Klavier und zitterte und bebte, wenn der Takt wankte oder wenn unſre Prima Donna durch einen Schnörkel am unrechten Fleck die ſchönſten Gedanken verhunzen wollte. Der Angſtſchweiß ſtand mir auf der Stirn, und zu dem Allem hatte ich ſelbſt den Don Juan zu ſingen. Beim erſten Akt wollte es manchmal nicht recht von der Stelle, aber das 1. Finale gelang vortrefflich und nun rauſchten die geheimnisvollen Töne des 2. Akts, die

uns in die tiefen Schachten des menſchlichen Gemüts hinunterführen, wie ein fernes Gewitter durch den Saal. Rudolf war als Leporello unvergleichlich.

Als das Finale begonnen hatte, reicht er mir geſchwind ein Glas Wein. Ich ſtürz' es hinunter und jetzt brach das Gewitter los. Mit Entſetzen hört ich hinter mir die zermalmenden Töne des ſteinernen Gaſtes, und als endlich der gräßliche Furienchor um meine Ohren brauſte, glaubt' ich, der Boden werde ſich aufthun und mich hinunterſchlingen. Als es aus war, war ich zerſchlagen und gerädert, all meine Kraft ſchien geſchwunden. Aber ſchöner wurde vielleicht dieſes Finale nie geſungen, noch gehört. Ich möchte dann vergehen vor Wehmut, daß Du nicht dabei warſt. Siehſt Du, ſo ginge es mir, wenn ich Künſtler geworden wäre, ich würde aufgerieben, gänzlich aufgerieben."

Die Liebe des jungen Paares hat denn auch Probe gehalten und in den Tagen der ſchwerſten Heimſuchung ihre Tragkraft bewährt.

Zunächſt folgten fünf Jahre ungetrübten Eheglücks. Die eng verbundenen Gatten „führten ein muſikaliſches Leben voll Schwung und ſprudelndem Uebermut, davon man noch lange redete."[1]) Die Ankunft dreier Söhne konnte das reine Glück nur erhöhen.

Aber ungeahnte, ſchwere Prüfungen ſollten bald genug über den glücklichen Kreis kommen.

Die nahe Verwandtſchaft mit dem damaligen Redakteur des „Hochwächter", ſeinem Schwager Rudolf Lohbauer wurde Kauffmann zum Verhängnis. Durch dieſen wurde er nicht nur in die demagogiſchen Umtriebe, die ſeit dem Ausbruch der

[1]) W. Lang, a. a. O. S. 156.

Julirevolution neu auflebten, überhaupt, ſondern auch ſpeziell in die von dem Oberlieutenant Koſeritz in Ludwigsburg geplante Militärverſchwörung hineingezogen. Dieſe ſtand im Zuſammenhang mit den über Süddeutſchland ſich erſtreckenden, auf die Wiedergeburt Deutſchlands in Form einer unteilbaren Republik gerichteten Beſtrebungen, die zu dem ſog. Frankfurter Attentat führten. Die Genoſſen in Ludwigsburg kamen im Hauſe eines Metzgers Ortwein zuſammen. Lohbauer führte ſeinen Schwager dort ein und die in dieſem Kreiſe herrſchende Atmoſphäre ſcheint Kauffmann nicht ganz unberührt gelaſſen zu haben. Denn David Friedrich Strauß, der damals fleißig mit dem Landsmann verkehrte, nahm in jenen Tagen „eine unangenehme Veränderung an ihm wahr; ſtatt von Göthe und Tieck, ſprach Kauffmann von Politik, der ſonſt ſo wohlgemute und wohlwollende Mann fing an, über Fürſten und Beamte, über Gott und Welt zu ſchimpfen.“ [1]) Auch ſcheint er in jener Zeit durch die Geſellſchaft mehr vom Hauſe abgezogen worden zu ſein, als es ſeinem Herzen und ſeiner Natur entſprach und der liebenden Gattin recht war. Dieſe ſcheint in der Stille darunter gelitten zu haben, daß der Gatte plötzlich ihren „Umgang ſo wenig ſuchte.“ Wenigſtens kommt dies in den ergreifenden Briefen, die er in der Gefangenſchaft mit der geliebten Gattin wechſelte, mehrfach unter ehrlicher Selbſtanklage bei ihm zum Ausdruck und zwiſchen den Gatten zu aufrichtiger Ausſprache.

Hierauf aber beſchränkte ſich ſeine ganze Teilnahme an jenen Umtrieben. Er iſt zufällig mit anweſend, wie Koſeritz polniſche Flüchtlinge empfängt. Er hört über die „hochverräteriſchen“ Pläne reden. Er ſieht den „Hochwächter ohne

[1]) Strauß bei Zeller a. a. O. S. 348.

Zenſur", den ſein Schwager hatte erſcheinen laſſen, und ſieht ſich nicht veranlaßt, davon Anzeige zu machen, ſich zum „Verräter" herzugeben. Damit glaubt er mindeſtens die Pflicht der Diskretion zu wahren. Das war ſein ganzes Verbrechen. Aktiven Anteil an der Verſchwörung hat er nicht genommen. Gleichwohl wurde er als Teilnehmer und Mitwiſſer, als man im Mai 1833 gegen die „Verſchworenen" einſchritt, verhaftet und alsbald vom Amte ſuspendiert. Zunächſt wurde er gegen Kaution freigelaſſen; dann aber 1835 abermals verhaftet und auf die Feſtung Hohenaſperg abgeführt. Der treuen Hilfe von einflußreichen Freunden, die für ihn thätig waren, gelang es, zu erwirken, daß er gegen erhöhte Kaution nach mehreren Wochen zu den Seinigen zurückkehren durfte.

Aber die Sorge um die Zukunft, die dunkel vor dem brotlos gewordenen, vermögensloſen Familienvater lag, auf den eine fünfköpfige Familie angewieſen war, laſtete zentnerſchwer auf ihm, zumal die Unterſuchung ſich bis 1838 hinzog. Ergreifende Zeugniſſe davon ſind die Briefe, die er aus der Haft der Gattin ſendet. „Mut, Mut — wer Gott und der eigenen Kraft vertraut, baut gut," ſo hatte er ſich ſelber zugeſprochen, als er den ſchweren Gang antrat. Von oben ſchreibt er an ſeine Frau: „Es iſt ein Brief von Dir angekommen, ich weiß es, aber ich habe ihn noch nicht. Ich warte darauf mit Freude und Bangigkeit. Wie bald iſt ein Brief zwei- dreimal geleſen! Wie leicht läßt ſich das Ende aller Freude erblicken, welche ich hier oben habe! Wie danke ich Gott, daß Du mir ſo nahe biſt. Könnte ich doch alles mein Leid in Freude verwandeln und Dich damit ſchmücken. Iſt es denn wirklich wahr, biſt Du ruhig? Fühlſt Du Dich nicht unglücklich? Schreibe mir immer die reine Wahrheit, und wenn Du auch kleinmütig biſt, ſo laß es mich wiſſen, daß

ich Dich tröſte. Gewiß, für mich giebt es kein Leiden, als meine unausſprechliche Liebe zu Dir, und wer wird mich nicht um dieſes Leiden beneiden?

Unſer künftiges Schickſal? Gewiß, der das erſte Mal unſere Sorgen, unſere Zweifel zu Schanden gemacht hat, wird es auch zum zweiten Male thun. Sollte ich auch hier bleiben müſſen, ſo iſt das mein Troſt, daß, ob frühe oder ſpät, ſich die Kerkerthüren mir nur zur Freiheit wieder öffnen werden. Und auch hier im Gefängnis wird Gott mir es nicht an Mitteln fehlen laſſen, Dich und meine geliebten Kinder zu ernähren." Dann beteuert er ſeine Unſchuld: — „Es iſt genug, daß Gott mich kennt — um die Meinung der Menſchen kümmere ich mich nicht" — mahnt die Kinder zu Gehorſam und Fleiß, Ordnung und Pünktlichkeit. Noch tiefer läßt er uns in ſein tiefes Gemüt, ſein ſtarkes und treues Herz blicken, wenn er der Gattin ſchreibt. Abends 6 Uhr. „Nein, wir wollen den Mut nicht ſinken laſſen. Das müßten wir nur, wenn wir keinen Haltpunkt hätten und unſer Glück nur am Aeußeren hinge. Laß uns vielmehr mit vereinter Kraft darnach ringen, uns vom Aeußeren ſo unabhängig als möglich zu machen, um nach Innen deſto mehr zu gewinnen. Das iſt es ja, was wir am Menſchen von jeher am meiſten geprieſen haben, wenn er ſich durch innere Erhebung zum Herrn ſeines Schickſals machen konnte. Was uns jetzt am meiſten ſchmerzt, iſt unſer gegenſeitiges Heimweh und die Sorge um die Zukunft und unſere Kinder. Unſer Heimweh wäre aber nicht ſo groß, wenn wir nicht etwas verwöhnt wären. Mir preßt es Thränen aus, wenn ich etwas von Dir bekomme, weil Deine Hand es berührt, Deine lieben Augen darauf geruht haben. Aber das iſt, ſo lieb es iſt, doch nur äußerlich. Ich kann Dich nicht küſſen, nicht mit Dir plaudern, aber ich bin im Geiſte bei Dir, Du

bei mir. Deiner Liebe bin ich ſo gewiß als meines Daſeins und Du des meinen. Du lebſt mit mir, auch wenn wir geſchieden ſind. Was ich thue, das thue ich Dir, und Du thuſt alles mir, ſo iſt alſo unſer Streben gemeinſchaftlich und geht auf Einen Punkt. Mag es gehen wie es will, wir teilen Alles, und liegt darin nicht eine unerſchöpfliche Quelle von Troſt? Unſer Schickſal, d. h. die Sorge um Morgen und Uebermorgen, liegt in der Hand Gottes, der den Aſperg nicht dazu braucht, uns unglücklich, und keine Erbſchaft, uns glücklich zu machen, das wollen wir uns recht tief einprägen! Ein unbedingtes Vertrauen auf ſeine Vaterhuld erhebt uns gewiß über kleinliche Nahrungsſorgen. Drum laß nach dieſem Vertrauen uns recht ernſtlich ringen. Dabei kommt es dann gar nicht darauf an, ob die Leute ſo oder ſo ſagen. Nicht wahr, die Meinung, das Mitleid Anderer quält uns? Aber was iſt es um dieſes Mitleid? Entweder iſt es echt und kommt aus Freundesbruſt gefloſſen — dann iſt es ein Troſt, und wir wollen Gott dafür danken, oder iſt es unecht und kommt von ſolchen, die uns nicht kennen und nicht wiſſen, daß wir über äußeren Schein erhaben ſind —, dann liegt nichts daran, und bemitleiden wir alsdann lieber diejenigen, die alles Glück in Reichtum und äußere Bequemlichkeit ſetzen. Denn jedes rauhe Lüftchen ſchmeißt die gemalten Kartenhäuſer ſolcher um. Unſere Kinder? Lernen ſie brav und gewöhnen wir ſie an Entbehren (o thue das, Liebe!), ſo ſteht ihrem Glück nichts im Wege. Auf dem äußerlichen Unglück der Eltern baut ſich ja oft, ja meiſtens der Kinder ſchönſtes Glück. Befeſtige in ihnen dauerhaft die Liebe zu uns, dann erziehen wir uns in ihnen einen Glücksbaum, unter deſſen Schatten wir einſt ſicher ruhen werden. Mögen dieſe Worte Dich ſo tröſten, wie ſie mir Troſt gaben, während ich ſie ſchrieb. Aber Du biſt ſo ſtark, nein, Du biſt viel ſtärker,

als ich, und weißt noch mehr dem zuzufügen, was ich Dir geſagt habe. Wollen wir friſch darauf losgehen? Gott wird unſer Helfer ſein." Dann am 27. November morgens, ſeinem Geburtstag:

„Was kann ich Dir geben, meine Liebe, an dieſem Tage? Nichts als dieſe Blätter! Aber ſie ſind mit meinem Herzblut geſchrieben. Du haſt gewiß, o teure Marie, dieſen Morgen für mein Wohl gebetet. Auch ich habe es gethan und Gott mit Inbrunſt um die Gnade gefleht, euch mir zu erhalten. Gott wird uns erhören. Sei nur ruhig und bedenke, was ich Dir geſtern geſagt habe. Denke mit Rahel: Der mir durch den dunkeln Mutterleib geholfen hat, wird mir auch durch das Gefängnis zu helfen wiſſen!"

Als Mann hat er ſich durch die ſchweren neun Jahre hindurchgekämpft, ohne zu ermatten, und die Seinigen durch Privatunterricht, Schriftſtellerei — in dieſer Zeit ſchrieb er z. B. einen zweibändigen Orbis pictus — durchgebracht.

1838 erfolgte endlich das Urteil. Es lautete für ihn auf Amtsentſetzung und 4½jährige Feſtungshaft „wegen Beihilfe zu — im Komplotte verübten hochverräteriſchen Unternehmungen, wegen Verbreitung einer, grobe Schmähungen gegen die Königliche Staatsregierung enthaltenden, und einer weiteren, zur Unzufriedenheit gegen dieſelbe auffordernden Druckſchrift." Von den Koſten werden ihm 2/60 zugeſchieden.

Zum drittenmal bezieht er jetzt den Aſperg, trotz allem, was ſchwer auf ihm und vor ihm lag, diesmal mit leichterem Herzen, als die beiden erſten mal. Hatte doch die Haft ein beſtimmtes Ziel.

„An dieſen Gang will ich in meinem letzten Atemzug noch denken und dann fröhlich ſterben! Als wir durch den dunkeln Thorweg gingen, da fings in mir zu ſingen und zu klingen

an, und wie auf Taubenflügeln getragen ſenkte ſich vom Gewölb herab die rührende Weiſe aus der „Zauberflöte“: „Wir wandeln durch des Tones Macht froh durch des Todes düſtre Nacht“ in mein Herz und es wichen alle gewaltſam erkünſtelten Gefühle der natürlichen Empfindung. Ich ſprach den Namen Mozart aus und mit ihm alle Beſeligung, die von früher Jugend an bis auf dieſen Augenblick durch ihn auf mich gekommen iſt.“

Die Behandlung war — nach dem Willen König Wilhelms — human. Kauffmann „hatte ſein Klavier bei ſich und mehrere ſeiner ſchönſten Lieder wurden auf dem Aſperg komponiert.“[1]) Freunde durften ab- und zugehen, Frau und Kinder ihn zeitweiſe beſuchen. Strauß zählte ſpäter die Nachmittage, die er mit ihm auf dem Aſperg zubrachte, zu ſeinen „heiterſten Erinnerungen.“

Die allgemeine Amneſtie, welche das 25jährige Jubiläum des Königs 1842 den politiſchen Gefangenen brachte, traf auch Kauffmann; er erhielt das Amt eines Reallehrers in Heilbronn. Er lebte förmlich neu auf, denn eine Laſt von Sorgen war von ihm genommen, die Kinder wuchſen heran, und eine Familie von fünf Köpfen ohne feſte Einnahme und durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten zu ernähren, war keine Kleinigkeit. Heilbronn wurde dem vielgeprüften Manne wie eine zweite Heimat. Er geizte nicht mit den Gaben, die Gott ihm verliehen hatte; neben treuer, erfolgreicher Arbeit in der Schule that er für die muſikaliſche Hebung der Geſellſchaft, was er vermochte: er ſammelte die Kräfte, und eine Fülle von Anregung ging von ſeiner liebenswürdigen „ewig jungen“ Perſönlichkeit aus. Er wird der Mittelpunkt der muſikaliſchen Kreiſe, veranſtaltet Auf-

[1]) Strauß bei Zeller a. a. O. S. 349.

führungen, ſo einmal den „Don Juan.“ Nur ungern ſah Heilbronn ihn ziehen, als er 1852 einer Berufung nach Stuttgart folgte, wo er nun bis zu ſeinem Tode eine Profeſſur für Mathematik am Gymnaſium bekleidete. Auch hier beſchränkte er ſich nicht auf die Berufsarbeit im engeren Sinne, ſondern trieb das Pfund, das ihm die Muſe der Tonkunſt verliehen, fleißig um, in freundlichen Beziehungen mit Faißt, in dem er willig den größeren Künſtler erkannte, und dem er alle Kompoſitionen, ehe er ſie herausgab, zur Durchſicht vorlegte. Gewiß leben in Heilbronn und Stuttgart noch manche, die ſich ſeiner erinnern und dieſe Blätter ergänzen könnten.

Ein lieber und gern geſehener Gaſt war er insbeſondere in der Geſellſchaft „Werft“, die unter dem Grafen Wilhelm von Württemberg (ſpäteren Herzog von Urach) im „Engliſchen Hof“ zum Zwecke gegenſeitiger edlerer, beſonders dichteriſch-äſthetiſcher Anregung zuſammenzukommen pflegte, und in welcher Kauffmann den Namen „Volker“ führte. Leider ſollte er des reichen Glückes nicht lange froh werden, das er in ſeiner beruflichen Stellung, im Kreis begabter, geiſtvoller Freunde und am häuslichen Herde fand. Eine ſchwere Krankheit, die er 1849 durchgemacht hatte und der 1851 eine zweite gefolgt war, hatte ihm als bleibendes Gebrechen ein Herzleiden zurückgelaſſen, das ihm Atembeſchwerden bereitete. Weil es ihm mehr und mehr unmöglich wurde, regelmäßig die drei Treppen im „Engliſchen Hof“ zum Verſammlungslokal der „Werft“ emporzuſteigen, ſo nahm er wehmütigen Abſchied von dieſem ihm teuren Kreis und bat in einem Briefe an den Vorſtand um ſeine Entlaſſung aus der Geſellſchaft. In der Stunde, da Graf Wilhelm dieſes Schreiben den Freunden vorlas, hörten dieſe ein dreimaliges Klopfen an der Thüre, ohne daß jemand vor der Thüre ſtand. In derſelben Stunde war Kauffmann

an einem Schlaganfall in den Armen ſeiner Frau geſtorben, in demſelben Augenblick, als er nach Hauſe zurückkehrend den Fuß auf die Treppe ſetzte. Als freundlicher Genius hat ihn der Tod auf dem Wege nach Hauſe berührt. „Nicht als lebensmüder Greis, als Mann im Vollbeſitz ſeiner Kraft und Munterkeit ſollte er in unſerm Andenken fortleben“ — ſchrieb Strauß, der auf ihn bei der Nachricht von ſeinem Tode das Wort Suetons anwendete: „Sortitus exitum facilem et qualem semper optaverat.“

Auf dem Hoppelau-Friedhof zu Stuttgart liegt er begraben. Die Sänger des Stuttgarter Liederkranzes ſangen am Grabe eine Kompoſition von Kauffmann: „In's ſtille Land, wer leitet uns hinüber?“ — Unter den Klängen eines Chorals, den ein Teil der Hofkapelle vortrug, wurde der Sarg hinabgeſenkt. Ein einfacher Denkſtein mit einer Leyer bezeichnet die Stätte.

Die Mutter, die Gattin und vier Söhne: Ernſt, Paul, Rudolf und Emil überlebten ihn; der Erſtgenannte trat in den Offiziersſtand ein. Der andere, Paul, war ein Sorgenkind geblieben; hochbegabt, zumal auf dem Gebiete der Poeſie und Muſik, verlor er in den Entwicklungsjahren das Gleichgewicht des Geiſtes und brachte mehrere Jahre im Irrenhauſe zu. Nachdem er geneſen, nahm er verſchiedene Stellungen als Lehrer an, zuletzt in Hofwyl; ein erſchütterndes Ende — er verunglückte in einem See, nahe von dort — entriß ihn 1868 ſeiner Gattin und 6 unmündigen Kindern.

Der dritte Sohn, Rudolf, wurde Kaufmann und lebt jetzt in Petersburg, nachdem er längere Zeit in Holland und England heimiſch geweſen war. Dieſer ſoll dem Vater äußerlich am meiſten gleichen und auch deſſen glückliche Lebensanſchauung geerbt haben.

Der vierte Sohn, Emil, hat noch unter des Vaters Leitung und zu dessen inniger Freude sich zum Künstler ausgebildet, und entfaltet als Universitätsmusikdirektor in Tübingen eine schöne und anregende, für das Land bedeutungsvolle Wirksamkeit. Die Witwe, von der Last der Heimsuchungen und Sorgen, die sie zu tragen gehabt, innerlich gebrochen, folgte schon 5 Jahre später (1861) dem geliebten Gatten in die Ewigkeit nach.

Das Aeußere des entschlafenen Sängers schildert Bernhard Gugler mit den folgenden Worten: „Seiner äußeren Erscheinung nach war Kauffmann noch in seinen letzten Jahren eine stattliche Mannesgestalt. Bevor sein Haar sich gebleicht hatte, gab die üppige, kurzgelockte Fülle desselben dem ausdrucksvollen Kopfe[1]) den Charakter frischer Kraft, den die freundlichen Züge des belebten Gesichtes freundlich milderten. Die treuen aufrichtigen Augen haben sich für immer geschlossen; wen aber je ihr Blick in wohlwollender Zuneigung getroffen, der wird sie nie vergessen."

Von seinem geistigen Wesen giebt sein Jugendfreund David Friedrich Strauß ein schönes Bild, in einem Brief an den Sohn (27. Jan. 1870), wenn er von ihm sagt: „Ich habe niemand gekannt, von dem ein herzliches Frohsein so ausströmte, wie von ihm. Er war reich begabt, aber man vergaß seine Talente immer wieder über seinem ganz einzigen Naturell; daß er das selbst im Behagen des Augenblicks zu vergessen schien, eben darin bestand seine seltene Liebenswürdigkeit. Sein Andenken macht mich jung und wieder alt; denn mit ihm konnte man nur jung sein, aber wie lange bin ich schon von ihm!" „Daß er eine durchaus künstlerische und zwar musikalische

[1]) „Ein grauer Pudelkopf" (Lohbauer).

Natur war, liegt vor Augen. Man kann ſich ihn trefflich als Kapellmeiſter denken. Es war aber doch merkwürdig, wie in ſeiner Natur das Mathematiſche dem Muſikaliſchen das Gleichgewicht hielt. Die bürgerliche Grundlage, die ihm das Erſtere gewährte, war ihm um ſo willkommener, da ſie ihm zur Muſik ein ganz freies Verhältnis übrig ließ. Die Muſik war ihm um ſo lieber, als er nicht genötigt war, durch ſie Geld zu verdienen. Und dann war eine bürgerliche Solidität und Ehrbarkeit in Kauffmann, die doch eher im Lehrer der Mathematik, als im Muſikus von Profeſſion ihre Darſtellung fand. Auch die ſtürmiſche Leidenſchaftlichkeit eines ſolchen fehlte ihm; er war eine durchaus helle, heitere Natur. Und wie liebenswürdig war Kauffmann als Gaſt. Wie anſpruchslos fand er ſich in jede fremde Lebensart und Hausordnung. Wie liebenswürdig auch in der Ausübung ſeines muſikaliſchen Talents, wie entfernt von Eitelkeit und Ziererei. Niemand drang er es auf, aber auch nie ließ er ſich vergeblich bitten, wenn man etwas von ihm hören wollte!“ [1])

Guſtav Rümelin, der lange Jahre in Heilbronn und Stuttgart mit ihm zuſammen war, ſagt in handſchriftlichen Aufzeichnungen von ihm: „Er war ein von Herzensgrund braver, anſpruchsloſer, liebenswürdiger, allgemein beliebter Mann von allezeit gutem Humor und offenem Sinn für alles Schöne.“ „Wenn er ſich vom früheſten Morgen mit Lektionen und Arbeiten geplagt hatte, ging ihm abends das Herz auf bei einem friſchen Trunk, oder im Konzert und Theater. Es war jedermann wohl in ſeiner Nähe und keiner von ſeinen vielen Freunden wird je anders als in Liebe und Freude ſeiner gedenken.“

---

[1]) Strauß bei Zeller a. a. O. S. 349. 350.

„Zu Hause", schreibt der Sohn, „war mein Vater schweigsam — immer hinter seinen mathematischen Büchern oder am Klavier. Nur als ich musikalisch mich zu entwickeln anfing, sprach er mit mir viel über Musik."

Daß er eine religiös tief angelegte und religiös aufrichtige Natur war, das lassen die Briefe, die er der Gattin aus der Gefangenschaft schrieb, außer Zweifel.

„Dienstag Abend" (1833) — — — Mag denn auch folgen, was da will, einen unschätzbaren Gewinn habe ich aus dieser Zeit des Leidens gezogen — ich habe mich selbst kennen und das Falsche vom Wahn, den Schein vom Wesen trennen gelernt. Was vorher Schwärmerei in der Religion war, ist in mir zum geistigen Bewußtsein geworden, — statt Zweifeln habe ich Glauben erworben, und die Bibel ist mir nimmer ein erhabenes schönes Gedicht, sondern eine göttliche Verheißung. Ich habe die Kraft des Gebetes kennen gelernt" — — — —

Ein andermal weist er die einsame Gattin auf Schriftstellen, die ihm zu besonderer Kraft geworden waren: „Lies den 77. Psalm, 25, das 3. Kapitel der Klagelieder Jeremias von Vers 24—40, und endlich das erhabene 15. Kapitel des ersten Korintherbriefs. Es sind meine Lieblingsstellen."

„Wenn man so zu Hause im Glück lebt, so vergißt man gar zu leicht, sich selbst zu prüfen und kennen zu lernen. In dieser Hinsicht haben mich diese paar Tage weiter gebracht, als sonst ein Jahr."

Daß er auch im religiösen Empfinden gesund und wahr geblieben ist, geht z. B. daraus hervor, daß er mit der Art, wie Schwager Lohbauer in Heilbronn seine „Bekehrung" zeigte, sich so wenig, wie dessen eigne Schwester befreunden konnte,[1])

[1]) W. Lang a. a. O. S. 180.

dazu war er zu innerlich, ſeine Frömmigkeit zu keuſch. Auch mit ſeinem religiöſen Leben hat er ſich nie aufgedrängt, vielleicht darüber, außer mit der Vertrauten ſeines Herzens, der Gattin, mit niemand geſprochen — auch mit ihr vielleicht nur in jenen Stunden höchſter Seelenſpannung.

Von ſeiner wiſſenſchaftlichen Tüchtigkeit auf dem Gebiete der Mathematik zeugen mehrere von ihm verfaßte Lehrbücher.

Sein inneres Sein und Weſen aber ſpricht zu uns in ſeinen Klängen. In jugendlichen Jahren hat er ſich noch an große Aufgaben gewagt, wie als Student an eine Sinfonie; ſogar eine Oper nach einem Texte ſeines Schwagers Lohbauer „Das Thrfingſchwert" hat er in Angriff genommen, jedoch nicht fertig komponiert; in reiferen Jahren beſchränkte er ſich, treu ſeiner Gabe und eingedenk der ihm durch dieſelbe gezogenen Schranken auf das Gebiet des Liedes. Schon vor 1838 erſchienen bei Imle & Lieſching in Stuttgart 12 vierſtimmige Männerchöre ſeiner Kompoſition, 1838 folgten die erſten einſtimmigen Lieder, darunter „Ein Stündlein wohl vor Tag," eins der beſten, die ihm gegeben waren — bei Bote & Bock (Berlin). Einige Jahre darauf gab er mit Hetſch „Lieder ſchwäbiſcher Dichter" heraus. Nach ſeinem Tode erſchienen bei Ed. Ebner (Stuttgart) noch 6 Hefte, im ganzen etliche 40 Lieder. Die Mehrzahl ſeiner Kompoſitionen iſt Manuſkript geblieben. Einzelne, wie das bekannte Viſcher'ſche „Laßt mich trinken," das Kerner'ſche „Schwarzes Band," das Schlummerlied „Sorgenvolle, wetterſchwüle Mädchenſtirne geh' zur Ruh" — und das volkstümliche „Ein Stündlein wohl vor Tag" haben den Weg über die Grenze der engeren Heimat gefunden. Andere, wie Mörike's „Rotraut," „Lied vom Winde," Heine's „Badende Elfe", verdienten bekannter zu werden, als ſie es ſind. Sie gehören zu ſeinen beſten.

Es iſt ſchon eingangs dieſer Skizze darauf hingedeutet worden, daß Mozart die Sonne war, deren Glanz ihm leuchtete und ſeine muſikaliſche Phantaſie beherrſchte, daß der Boden, aus dem ſein eigenes Schaffen die Nahrung ſog, die klaſſiſche Muſik war, wie ſie in den Werken Haydn's, Mozart's, des jüngeren Beethoven repräſentiert iſt. Dem Beethoven der 9. Sinfonie vermag er nicht mehr zu folgen. „Dem reflektierenden Beethoven konnte das, wie ſoll ich ſagen, naive Schaffen nicht lange genügen; was er machte, ſollte etwas bedeuten. (Eroica, Pastorale.) Das ahnungsvolle Spiel[1]) eines Haydn und Mozart ſagte ihm nicht mehr zu; er wollte beſtimmte Ideen muſikaliſch wiedergeben, und da dies nun einmal nicht möglich iſt, ſo trieb es ihn nach dem Worte und es entſtand die 9. Sinfonie. Daß dieſes Werk ein Irrtum iſt, kann nicht beſtritten werden, nur iſt ein Geiſt, wie Beethoven, auch noch groß, wenn er fehlt.“[2])

Gegen einen Richard Wagner vollends, „der an die Stelle feſter Formen einen unterſchiedsloſen, bald mehr, bald weniger anſchwellenden Fluß von Harmonie und Melodie durch die Oper leitete,“[3]) verhält er ſich ſchlechthin ablehnend.

Ihm ſind „jene Formen Naturnotwendigkeiten, die nur der verwirft, der zu arm iſt, ſie auszufüllen.“[4])

Aus dieſer Grundauffaſſung von dem Weſen und der Aufgabe der Muſik, vermöge deren ſie nicht durch bloße Klangwirkungen, Klangwechſel und andere Mittel elementarer Art, ſondern durch geſchloſſene, wenn noch ſo gedrungene, ſo immer ausgebildete, *muſikaliſch* (nicht bloß ſymboliſch) bedeutſame

---

[1]) Lieblingsausdruck Kauffmann's.
[2]) An Strauß, 10. März 1855.
[3]) An Strauß, 19. März 1854.
[4]) An Strauß, 19. März 1854.

Tonformen zu wirken hat, ſind Kauffmann's Lieder zu verſtehen. Die muſikaliſche Formſprache der Klaſſiker iſt ihm nicht etwa die einer Epoche, ſondern die abſolute, was ſich von ihr entfernt, entfernt ſich für ihn von dem wahren Weſen der Muſik und verleugnet deren Bildungsgeſetz.

So dürfen denn die Lieder Kauffmann's nicht an den Schöpfungen der modernen, vorwiegend dem deklamatoriſchen Prinzip folgenden Meiſter (Schumann, Franz) gemeſſen werden. Sie gehören nach Geiſt und Factur der vor-Wagner'ſchen Periode an. Dabei verleugnen ſie die Berührung mit der nach-Mozart'ſchen Lieder-Kompoſition, mit Schubert, Mendelsſohn u. ſ. w. keineswegs, aber dieſe werden ſtets vom Geſichtswinkel der Mozart'ſchen Muſik geſehen und angeeignet. Er hält ſich ſtreng in klaſſiſchen Spuren und ſtrebt vor allem nach Formklarheit und Folgerichtigkeit; nur unter dieſer Vorausſetzung trägt er dem modernen, zumal poetiſchen Empfinden, das vom Liede innige Verſchmelzung der Muſik mit der dichteriſchen Stimmung fordert, Rechnung. Schon die ſorgfältige Textwahl läßt den wohlgeſchulten poetiſchen Geſchmack, die muſikaliſche Behandlung des Textes das fein geübte poetiſche Verſtändnis erkennen. Was uns Schwaben beſonders anheimelt, das iſt der ſchwäbiſche Volkston, der durch die Melodik hindurchklingt.

Dieſe ſelbſt iſt faſt immer ſpontan, ungekünſtelt, liedmäßig, ſangbar, Ausdruck der Stimmung, nicht gemacht, nicht reflektiert, ſondern friſch und unmittelbar aus der Phantaſie quellend. Die Begleitung iſt feinſinnig, gewählt. Wohl noch anderen geht es wie uns: beim Klange dieſer Lieder erſcheint neben dem Kopfe des göttlichen Mozart noch ein anderer, der dieſe Klänge mit inſpiriert hat, der Eduard Mörikes.

Im Jahre 1860 haben Paul und Emil Kauffmann dem Jugendgenoſſen ihres Vaters, David Friedrich Strauß in

Heidelberg, Lieder ihres Vaters auf deſſen Wunſch vorgeſungen. Der berühmte Gelehrte brach beim Anhören der Klänge in heftiges Schluchzen aus; er mußte ſich ins anſtoßende Zimmer flüchten; was dieſelben in jener Stunde ihm, dem vereinſamten Theologen, dem Freund des Sängers, geſagt haben, findet ſich in dem nach ſeinem Tod herausgegebenen poetiſchen Gedenkbuch unter dem Titel „Die Lieder des Verſtorbenen.“ [1]) Aber auch, wem ſie nicht ſolch perſönliche Erinnerungen wachrufen, dem ſagen ſie in ihrer ſchlichten Schönheit und aufrichtigen Treuſinnigkeit genug, um ſie lieb zu gewinnen.

---

[1]) **Die Lieder des Verſtorbenen**

Was reget ihr Lieder
Entſchlaf'ne Gefühle,
Welch' buntes Gewühle
Mir auf in der Bruſt?
Ihr wecket die Geiſter
Vergangener Tage,
Erneuert die Klage,
Erneuert die Luſt.

Wo ſind ſie geblieben,
Die goldenen Stunden,
Da noch uns umwunden
Der traute Verein?
Es lauſchten dem Sänger
Die munteren Zecher,
Und ſchäumende Becher
Erklangen darein.

Wo blieb, der die Lieder
Den Freunden geſungen,
Mit Epheu umſchlungen
Das lockige Haupt?
Wie blühte der Jüngling
Im bleichenden Haare:

Er lag auf der Bahre
Ach, eh' wir's geglaubt.

Wo blieben die Freunde,
Die Hörer der Lieder?
Wer fordert ſie wieder
Vom ſtrengen Geſchick?
Wo blieb er vor Allen,
Der Edle, der Reine?
Wo blieb er, der Feine,
Sein Scherz und ſein Blick?

Hinab zu den Schatten
Schon ſtiegen die Beſten;
Was ſoll's mit den Reſten
Noch oben im Licht?
Es ſchwanden mit ihnen
Die ſchöneren Tage;
Die ſehnende Klage
Erwecket ſie nicht.

Von Neuem ertönen
Die teuren Geſänge;
Es heben die Klänge,
Sie tragen mich fort,
Ihr winket — ich komme!
O heilige Schatten!
O friedliche Matten!
O ſeliger Ort!

Der Mutter Abendſegen

Die blonde Marie . . . Er ſteht und träumt
Am Fenſter. Wie lang der Abend ſäumt!
Wie zögernd auf der Felſentreppe
Des Bergs die Purpurmantelſchleppe
Der Sonne wallt! Der letzte Grat,
Den jetzt ihr goldner Schuh betrat,
Erſtrahlt in jugendlichem Feuer,
Als bräch' im Morgenrot ein neuer
Tag wieder an — er haßt die Pracht!
Sein Aug' erſehnt den Stern der Nacht —
Der Liebe Stern: Die Nacht und ſie,
Die ſchöne Sünderin Marie . . .
Es dunkelt leis. Im Herzen hämmert
Die Ungeduld. Nun iſt verdämmert
Draußen des Tages letzter Schein
Und heimlich ſchleicht die Nacht herein. —
Jetzt wird ſie kommen. Ach ſchon lange
Hat er der Liebe zum Empfange
Gerüſtet das verſchwiegne Zimmer.
Der Kerzen ſchwankendes Geflimmer
Erhellt die Wände und die Decken;
Nur in der Dämmerung verſtecken
Will ſich der Sünde üpp'ges Lager . . .

O ſchweig, du unbequemer Frager
In ſeiner Bruſt! Er hört nicht mehr:
Entſchlummert die Pflicht, vergeſſen die Ehr',
Verloren der Seele Seligkeit! . . .

Du weinender Engel an ſeiner Seit' —
Es iſt zu ſpät! . . . Der Zeiger rückt
Zur Stunde ſchon, die ihn beglückt.
Die Lichter tanzen um ihn her
Und Wohlgerüche dampfen ſchwer
Um ſeine Stirne. Warm belebt
Aus dunkeln Blättern ſich erhebt
Der Venus bleiches Marmorbild —
Zulächelnd ihm. Und heiß und wild
Zuckt irres Feuer in ſeinen Blicken.
Was zögert ſie? — Die Sinne ſchicken
Erwartungsfroh die Späher aus.
Doch rings kein Laut. Das ſtille Haus
Umſpinnt die Nacht mit ihrem Grau,
Als wär's ein Sarg . . .
Du blaſſe Frau
Im weißen Haar, welch' mächt'ger Jammer
Führt Dich aus Deiner Totenkammer
Als ruheloſen Geiſt zurück
In's Haus des Lebens? . . . Ah, ſein Glück! —
Er ſieht dich nicht. Der Glanz der Lüſter
Scheucht deines Schattens Mahngeflüſter
Von ſeiner Schwelle. In die Gruft
Zurück mit dir! . . .
Still, ſtill! Was ruft
An's Fenſter her? Ein Glockenton:
Der Gottheit menſchgewordnen Sohn
Den Menſchen mahnend zu verkünden,
Und wie er ſtarb für ihre Sünden;
Ein Glockenton — und wieder einer:
Der höchſten Gottesminne reiner
Akkord! . . . Ihn überläuft es kalt.
Er ſieht im Seſſel die Geſtalt
Der Mutter ſitzen: die Züge lind
Und fromm; ein blondgelocktes Kind
Zu ihren Füßen; auf ihrem Schoße
Liegen wieder das alte große

Gebetbuch mit dem roten Schnitt,
Drin manches Blatt vom Finger litt,
Der, wenn die Seele heiß gefühlt
In Freud und Schmerz, das Buch durchwühlt.
Das alte heilge Buch! Sie las,
Wenn er in Andacht vor ihr saß,
Sprechend und singend die frommen Lieder;
Und er sprach und sang sie wieder
Nach mit schüchternem Kindermunde.
Und ward des Abends Dämmerstunde
Angeläutet, betet' sie leise
Aus dem Buche die ernste Weise:
„Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ,
Weil es nun Abend worden ist . . ."
O Abendglocken, o Mutterwort!
Horch! ihre Lippen beten fort:
„Dein göttlich Wort, das helle Licht
Laß ja bei uns auslöschen nicht . . ."
Wie Vers um Vers zur Seele schwillt:
Ihr Abendsegen!
Unheimlich schrillt
Die Klingel draußen — die blonde Marie . . .
Er achtet's nimmer. Auf sein Knie
Ist er gesunken. Thränen brechen
Aus vollen Augen. Die Lippen sprechen
Bebend das Lied der Mutter nach —
Heilges Flüstern im stillen Gemach —
Und beseligt die Hände legen
Sich ineinander zum Abendsegen.

Stuttgart Eduard Eggert

Mein verunglücktes Orgelspiel

Von Mathilde Franck
(Ludwigsburg)

Abgeschieden und fern von dem Treiben und Verkehr der Welt lag in den Fünfziger Jahren mein liebliches Heimatthal. Rings von Wiesen und Obstbäumen umsäumt, von sanft bewaldeten Höhen bekränzt, breitet sich das Dörflein E. am Ufer eines Baches malerisch aus. Heute durchschneidet die Eisenbahn das Thal, und der ehemals so einsame Ort ist zur Station an der bayerisch-württembergischen Grenze geworden. In der früheren Abgeschiedenheit vermittelte den Verkehr mit der Außenwelt die alte Bötin durch einen dreimaligen Gang in der Woche nach der Oberamtsstadt, und man sah ihrer Heimkehr immer mit einer gewissen Spannung entgegen: brachte sie doch hin und wieder einen Brief und stets die „neueste" Zeitung.

Der König kommt nach Kirchberg. — Unsere gute, treu württembergisch gesinnte Pfarrfrau las dies als neueste Nachricht im Amtsblatt. Noch nie hatte sie den Landesfürsten gesehen; wohl bekränzte sie an seinem Geburtstage eigenhändig dessen Bild mit den letzten Herbstblumen und bereitete ihren Kindern einen Festausflug, wozu auch ich, die Tochter des Lehrers, nebst

meinen Geſchwiſtern eingeladen wurde. Gewöhnlich ging es hinaus in den grünen Tannenwald. Die Frau Pfarrer ſetzte ſich auf einen abgehauenen Baumſtamm; die Jugend lagerte ſich im Mooſe, und in feierlicher Stimmung ſangen wir: „Heil unſerem König, Heil!“

Nachdem die dick geſtrichenen Butterbrote verzehrt und der letzte Tropfen Himbeerſaft getrunken war, erzählte uns die kundige Pfarrfrau, daß dieſe Gegend lange Zeit unter der Herrſchaft der Markgrafen von Ansbach ſtand, weshalb auch heute noch das ansbachiſche Wappen neben dem württembergiſchen in der Kirche ſein Plätzlein habe. Mit gewaltigen Zügen ſchilderte ſie den kühnen Eroberer Napoleon, der Länder zerriß und verteilte, und daß durch ihn auch ein Teil ansbachiſchen Gebietes Württemberg einverleibt wurde. Sie gedachte des Königs, der dem Lande eine Verfaſſung gegeben und in den letzten Notjahren ſich als treuen Vater ſeines Volkes gezeigt habe. So kam es, daß auch die „Neuwürttemberger“ ſich immer mehr mit dem Lande verbunden fühlten, und die Alten in der Gemeinde ihre Einleitung zu einem Geſpräch über öffentliche Dinge: „Verwichen, wo mer Ansbachiſch gweſt ſan,“ umgeändert haben in die Worte: „Verwichen, wo mer ‚Werttenbergiſch‘ worden ſan.“ —

Alles dieſes ſchicke ich voraus, um dem Leſer ein Bild zu geben, mit welchem Jubel die Pfarrfrau rief: Der König kommt nach Kirchberg! Ein kühner Entſchluß reifte in ihrem Innern; ſie eilte ins Studierzimmer, wo der Pfarrherr neben einer mächtigen Schnupftabaksdoſe über ſeiner Feiertagspredigt ſaß. „Alter, der König kommt nach Kirchberg. Du haſt doch nichts dagegen, wenn ich übermorgen dorthin eine kleine Reiſe machen will?“ —

„Ja, was ſoll ich ſagen?“ ſprach der Pfarrherr. „Ich

kann natürlich nicht mit, übermorgen habe ich zu predigen, und auch der Weg, ich geſteh' es aufrichtig, iſt mir etwas zu weit." —

„Aber mir nicht, Alter. Du weißt, ich bin eine rüſtige Fußgängerin, und da nun eben meine Schweſter Mine auf Beſuch bei uns iſt, denke ich ihr mit dem Ausflug eine beſondere Freude zu machen."

Der Pfarrer nahm eine Priſe: „Aber angenommen, der König wäre verhindert und käme nicht nach Kirchberg? Bedenke, er iſt eben doch auch ſchon ein alter Herr und —"

„Nun," fällt ihm die Gattin raſch ins Wort, „ſo wären wir eben umſonſt nach Rom gegangen. Dann bleibt uns ja immerhin unſere Baſe, die Frau Hofrat Georgii, übrig, der wir längſt einen Beſuch ſchulden." —

Der Pfarrherr ſchüttelte bedenklich den Kopf; „Aber der weite Weg, dazu durch einen Wald, ohne männlichen Schutz!" —

Auch da wußte die Pfarrfrau Rat: „Uebermorgen iſt Feiertag, alſo keine Schule; das ſtimmt. Der Schullehrer begleitet uns gern, er ſpringt noch friſch über Berg und Thal, und ſein Töchterlein hat ſchon oft am Werktagsgottesdienſt den Vater beim Orgelſpiel abgelöſt. Der Kramp bringt gut einen Choral fertig." —

„Nun alſo, dann ſteht kein Hindernis mehr im Weg." —

Auch in unſerem Schulhaus rief die Nachricht, daß der König komme, eine Aufregung hervor.

„Kann ich's denn mit dir wagen, Kleine, und Dir ſelbſtändig meine Orgel überlaſſen?" fragte mein Vater. —

„O gewiß!" rief ich mit großem Selbſtbewußtſein. „Erſt vor ein paar Tagen hat unſer Nachbar, der Jörgmichel, geſagt, daß ich am Freitag die Orgel gar „wacker" geſchlagen habe." —

„Das iſt alles recht", meinte mein Vater, „aber Du kennſt

ja die Regiſter kaum und brauchſt deshalb nicht ſo ſiegesgewiß zu ſein. Stets muß ich dir regiſtrieren, wenn du ſpielſt, ſomit iſt deine Kunſt noch nicht ſo weit her.“ —

Er nahm mich mit in die Kirche. Auf der Orgel angekommen, ſagte er: „Uebermorgen, am Feiertag, ſollſt du den Choral ſpielen: „Sollt' es gleich bisweilen ſcheinen.“ — Nun gieb acht! Die Regiſter ſind jetzt, wie du ſiehſt, zurückgeſchoben. Zum Vorſpiel mit voller Orgel ziehſt du alle Regiſter heraus. Vor dem Geſang wird der Choral mit ſanften Stimmen vorgeſpielt und du haſt deshalb Prinzipal, Octav, Quint und Mixtur, alſo vier Regiſter, zurückzuſchieben, fängſt aber bei Mixtur an. Der Choral wird demnach vorgeſpielt mit Großgedackt — ſieh her, da ſteht: Großgedackt — Kleingedackt und Flöte. Wenn geſungen wird, ſo haſt du noch Prinzipal zu ziehen, dieſes Regiſter giebt den ſanften Stimmen Kraft und Farbe. Tritt der Herr Pfarrer auf die Kanzel, ſo ſtellſt du Prinzipal wieder ab und machſt den Schluß. Zum Nachſpiel aus der Kirche kannſt du alle Regiſter von Großgedackt bis Mixtur wieder herausziehen. Haſt du mich jetzt verſtanden?“ —

Nein, ich hatte nicht verſtanden. Mixtur, Gedackt, Quint, Flöte und wie ſie alle hießen, gingen mir im Kopfe durcheinander wie wilde Muſik. Meine Hände lagen wie gebannt auf den Taſten.

„Vater,“ ſagte ich mit bittender Stimme, „ſei ſo gut und ziehe mir lieber gleich die Regiſter, wie ich ſie zum Choral brauche. Mir tanzen all' die verzwickten lateiniſchen Namen im Kopf herum; angſt und bange wird mir's, und am Ende könnte ich doch eine Verwirrung anrichten. Es macht ja auch nichts, wenn der Choral einmal ſtärker vorgeſpielt wird als ſonſt. Ich ſpiele ihn ſicher weg, ſogar auswendig. Die Orgel

ſchließe ich heute ſchon ab, und es müßte etwas Beſonderes geſchehen, wenn die Sache nicht klappen ſollte." —

Scharf blickte mich der Vater mit ſeinen hellen, blauen Augen an: „Für diesmal will ich dir nachgeben, aber wer Orgel ſpielen will, darf die Mühe des Lernens nicht ſcheuen. Unbedingt mußt du in nächſter Zeit das Regiſtrieren lernen, ſonſt wirſt du nie ſelbſtändig beim Spiel." —

Der große Tag kam heran. Es war ein herrlicher Sommermorgen; der tief melodiſche Geſang der Amſeln und der ſchmetternde Schlag der Finken vereinigten ſich zum ewig ſchönen Loblied des Schöpfers. Früh fünf Uhr gingen unſere Wanderer ab. Meine Mutter, die Geſchwiſter und ich ſtanden auf der Hausſtaffel um Abſchied vom Vater zu nehmen und der Frau Pfarrer „Guten Morgen" zu ſagen. Ich ſtand im Vordergrund, meine mütterliche Freundin ſtrich mir ſanft über die Haare und ſagte: „Kind, heute gehſt du einem großen Tag entgegen; mit dreizehn Jahren Organiſtin, das läßt ſich hören. Werde mir nur nicht gar zu ſtolz!" —

Unruhig pochte mein Herz, ein leiſes Unbehagen beſchlich mich, je weiter ſich der Vater vom Hauſe entfernte. Noch in früher Morgenſtunde begleitete mich mein Bruder in die Kirche, wo ich noch einmal das Vorſpiel und den Choral übte. Es ging herrlich; erleichtert atmete ich auf und ſchloß die Orgel wieder ab. Schon tags zuvor war es wie ein Flugfeuer im Dorf bekannt, daß der Schullehrer verreiſe und ſein „Madle" morgen allein die Orgel ſpiele. Das war ein Jubel unter den Schulmädchen, von welchen die beſten Sängerinnen auf der Orgel nächſt dem Geſangverein ihre Plätze hatten. Auch das Pfarrtöchterlein duldete es nicht in ihrem eng vergitterten Kirchenſtuhl, ſie nahm ebenfalls heute einen Sitz neben der Orgel ein. Meine kleine Schweſter hatte es an beſagtem

Morgen beſonders notwendig. Sie eilte von der Schulſtube, welche ſich im erſten Stock befand, und von der aus man eine herrliche Ausſicht auf die Berge und die zum Ort gehörigen Weiler hatte, ſpornſtreichs herab und rief: „Aber heut' kommen viele Leute in die Kirche! Sogar der alte Hirten-Doved (David) knappt den Berg herab."

Dieſer alte Mann war mir ein beſonderer Freund, der ſeine eigene Anſicht über die Erde und die Natur im allgemeinen hatte. Er war der einzige, der nicht lachte, als ich eines Tages mit den Kamerädinnen auf ſeiner Wieſe Blumen ſuchte und dabei ſagte, in jede Blume habe der liebe Gott ein kleines Lied geſchrieben, aber nur ganz wenige könnten es leſen. Alle lachten — und lachten mich aus, er aber wiegte ernſthaft den Kopf und ſagte: „Reecht haſt; 's is norr, wie mer 's aoſicht."

*

Nun war es Zeit, in die Kirche hinüber zu gehen. Raſch beſchaute ich noch einmal im Spiegel mein Bild. Klein, ſommerſproſſig, die hellblonden Haare wogend und wallend, ſtand ich da; am blauen Kleide ein grasgrünes Band, das hatte ich mir nicht nehmen laſſen. Kurzum, ich kam mir trotz meiner Kleinheit dennoch ſehr bedeutend vor.

Mutig ſtieg ich die Treppe hinauf. Die Kirche war dicht beſetzt. Zu beiden Seiten der Orgel ſtand der Geſangverein, ihr am nächſten der wackere Küfermeiſter Krauß, welcher die Krautſtanden und Kübel ſeiner Kunden ſtets tadellos herrichtete. Fäſſer brauchten die guten Einwohner faſt gar nicht. Das Obſt wurde gedörrt, die Birnen als ſogenannte Huzeln von alt und jung trocken oder gekocht verſpeiſt. In der ganzen Pfarrei ſtand dazumal ein einziger „Wergeltrog" zur Moſt-

bereitung, wurde aber nur vom Eigentümer benützt. Der Küfer oder „Büttner," wie man ihn nannte, konnte darum noch einer andern Kunſt als der ſeinigen huldigen. Er machte den Barbierer und Haarſchneider, auch bei Pfarrer und Schulmeiſter, worauf er ſich nicht wenig zu gut that.

Mit wichtiger Miene grüßte er, als ich den Orgelſitz einnahm. „Aber heunt mueß laaſe wie gſchmiert. I will thuene, was i konn." Fröhlich nickte ich ihm zu, ohne Ahnung, in welcher Weiſe er ſeine Worte wahr machen werde.

Kühn begann ich das Vorſpiel, klar und leicht floſſen die Töne ineinander, auch der Choral ging flott von ſtatten. Der Geiſtliche beſtieg die Kanzel und nun — lieber Leſer — vergegenwärtige dir meine Lage. Mein guter Küfermeiſter hatte wohl an den Sonntagen bemerkt, daß mein Vater die Schlußakkorde ſanft abſchwellen ließ und dazu die Regiſter einzog. In unheimlicher Eile, ehe ich es verhindern konnte, hantierten ſeine großen breiten Hände vor meinen Augen und beim Verklingen des letzten Tones ſtieß er, als ob es eine Kraftleiſtung gälte, ſämtliche Regiſterzüge kräftig zurück. Das alſo war der mir zugedachte Dienſt. Nach dem Gebet ſetzte er ſich breitſpurig nieder, faltete die Hände und ſonnte ſich in dem Bewußtſein, alles gethan zu haben, „was er konnte."

Ich unglückliches Menſchenkind ſaß da in Schweiß gebadet. Es machte keinen Eindruck auf mich, als das Pfarrtöchterlein freudig meine Hände drückte und die Männer von der Empore, vor allem mein alter Freund, mir zunickten. Ach, keines hatte eine Ahnung, wie mir da oben zu Mut war! Ratlos blinzelte ich rechts und links hinüber zu den verhängnisvollen Regiſtern. Wie bald wird das „Amen" erſchallen und dann, ihr Unſeligen, welche von euch ſoll ich rufen und welche laſſen? —

„Amen!"

Schon keuchen die Blasbälge. Meine Hände zittern. Da fährt mir durch den Kopf, als hätte mein Vater geſagt: „Fängſt bei Mixtur an!“ Ich ziehe Mixtur — und in der Seelenangſt nehme ich ohne Wahl noch einige andere dazu. Weh mir! — Da ſchrillt und grillt es gellend auf, wie ich es noch nie vernahm. Der Baß brummte und brauſte unheimlich durch die gellenden Stimmen. Es wallt und tobt um mich wie ein Chor von böſen Geiſtern. Meine Pulſe klopfen. Was ſoll ich thun? Mit einem Ruck verlaſſe ich die Orgel, ſtoße die kleinen Buben, welche auf einer Seitenbank ſitzen, in der Eile unſanft zurück, öffne die Thüre, welche hinter der Orgel zum Glockenturm führt, klirrend fällt ſie ins Schloß — ich ſpringe die Treppe hinauf und weine im hinterſten Winkel die Thränen der beſchämendſten Niederlage.

Sind es die hohen, ſchrillen Töne, welche mich auch da oben noch verhöhnen? Oder, mein Gott, was iſt es ſonſt? — Richtig! der Küfer fängt mit ſeiner gewaltigen Tenorſtimme den Choral an. Er nimmt den Ton zu hoch, die Gemeinde ſingt mit, es kreiſcht hinauf bis ins hohe g — plötzliche Stille! — Er aber, der eifrige Sänger, läßt ſich nicht verblüffen und beginnt nochmals. In tiefem Tone, wie wenn es gälte, ein Trauerlied zu ſingen, verklingt der letzte Vers des Liedes. Mehr noch. Der Küfer nimmt den verlaſſenen Orgelſitz ein und mit den Zeigefingern ſeiner roten, ſchwieligen Hände „ſchlägt“ er die Orgel. — Das war das Nachſpiel.

Von den Schallläden aus blickte ich den vielen Kirchgängern nach, betäubt und zerknirſcht, weil ich wohl wußte, daß mein Orgelſpiel heute das Thema jeden Geſprächs bilde. Schuldlos war ich dem Verhängnis verfallen; ſie alle, die dort heimwärts ſchritten, wußten ſo wenig, als er ſelber, wer der eigentliche Urheber meiner Niederlage war. Mein ſchönes grünes Band

war naß von zahllosen Thränen. Da nahte ein leiser Schritt, ein Arm umfaßte mich sanft und an der treuen Brust der Mutter weinte ich die Qual meines Herzens aus. Sie war in der Kirche einer Ohnmacht nahe gewesen. Das freilich sagte sie mir viel später.

Als ich mit der Mutter die Stube betrat, rief ich meinen Geschwistern, welche mit betrübten Gesichtern umherstanden, zu: „Der Küfer — der Küfer ist ganz allein schuld!“ —

„Freilich ist der fürwitzige Küfer schuld,“ sagte meine Schwester, welche sehr aufgebracht war. „Ueberall muß der vorne dran sein, sogar ins Orgelspiel pfuscht er. Hättest nur sehen sollen, wie hochmütig er die Gasse hinausspaziert ist! Seine Mutzenflügel haben nur so gewedelt und den Dreispitz hat er aufgesetzt, wie wenn er der Schulz wär'.“ —

Unser Bruder Karl meinte: „Mag schuld sein, wer will, für uns ist es eben doch eine Schande, und wenn ich heute nach Kappel hinauf muß zum Schullehrer Braun, laufe ich nicht durch's Ort, ich gehe hinter den Gärten herum, daß mich niemand sieht.“ —

Der Nachmittag verschlich mir so langsam wie noch nie. In unserer dicht umwachsenen Gartenlaube stellte ich Betrachtungen an, wer wohl unglücklicher sei als ich, und welche Strafe der strenge Vater über mich verhängen werde.

Am späten Abend kamen die Frauen und der Vater zurück. Wieder standen wir grüßend auf der Hausstaffel, ich freilich sehr im Hintergrund.

„Wo steckst du denn, Kleine?“ rief die Pfarrfrau.

Als ich endlich zögernd hervortrat, lachte sie schelmisch und faßte meine Hand: „Mach kein so trauriges Gesicht und verschlafe deinen Jammer, ein andermal findest du den rechten Ton um so besser.“ —

Ehe ich mich von meiner Ueberraſchung erholen konnte, fragte mein Bruder: „Vater, haſt du den König geſehen, und kam er im Purpurmantel und mit der goldenen Krone auf dem Kopf?“ —

Da rief die Schweſter der Pfarrfrau: „Nein, Karl, der König kam ja gar nicht. Ihr in eurem verborgenen Weltwinkel, wo Füchſe und Haſen einander „gut Nacht!“ ſagen und die neueſten Zeitungen ſtets etliche Tage alt ſind, werdet erſt morgen abend leſen, daß die Reiſe des Königs auf ungewiſſe Zeit verſchoben iſt.“ —

*

Als der Vater das Hauskäppchen aufgeſetzt und es ſich bequem gemacht hatte, winkte er mir. — „Nun kommt's!“ dachte ich und ſchielte nach einem kleinen Stöckchen, das ganz unſchuldig in der Ecke ſtand und doch ſchon ſo oft Unheil angerichtet hatte.

„Nun, wie iſt's heut' gegangen?“

„Der Küfer iſt ſchuldig, der Küfer!“ rief ich zitternd und berichtete, ſo gut ich vor Schluchzen konnte, alles haarklein. Ein Rätſel war mir, daß ich anſtatt der gefürchteten Strafe nachſichtige und beruhigende Worte hörte.

„Ich hoffe, daß dir die heutige Erfahrung zum Heil für die Zukunft dient. Nur nichts halb lernen! Das iſt, wie ich dir ſchon oft geſagt habe, vom Uebel.“ — So ſchloß mein Vater, indem er beifügte, daß er von dem merkwürdigen Orgelſpiel ſchon auf der Rückreiſe in Gröningen gehört habe.

Dort raſteten die Wanderer, ſaßen müde am Wirtstiſch und hörten den Geſprächen der Gäſte zu. Neben meinem Vater nahm ein ehrſamer Mann Platz, der ſehr redeſelig war. Ohne beſonderen Anlaß ſagte er, daß er von Gersbach bei E. herkomme, wo eine ſeiner Töchter verheiratet ſei. Weil es ſich „gar ſchön“ geſchickt habe, ſei er in E. in die Kirche gegangen.

Laſſen wir den Mann die Sache ſelbſt in der Weiſe den „Herrenleuten“ erzählen, wie ſie ſpäter in guter Stunde die Pfarrfrau in der Mundart wiedergegeben hat.

„Wie i nei' in d Kerch kumm und ſchau mi ſou um, ſich i a ganz kla's Madle auf en Orchelbänkla, aber wait und brat kan Schulmaſter. Uf mei' Froch ſecht e Nebeſitzer: „Der is mit der Herr Pfarreri und ihrer Schweſter heunt verraſt, aber ſei' Madle, d Madilda, konn aa ſcho reecht wacker orchla.“ Wohr is gweſa; des Hämpfela Lait is ganz keck dowa gſätza, hat a ſchöas Vorſpiel gmacht und de Choral norr ſou rogriſſa. Wue der Pfarr nauf d Kanzel kummt, hat aner vom G'ſangverei' den Madle a kla's weng gholfa und die Rechiſter an ihrn Platz gſchouba. Sou'ſcht hat s alles alla' könnt.“ —

Auf den Zwiſchenruf meines Vaters: „Schöne Geſchichte!“ ſtemmte der Mann beide Arme auf den Tiſch, ſtülpte die Lippen und rief:

„Ja, mant Ihr viellaicht, i lüich? I bin der Schmied Saibold vo' Gröani, nach mier därf mer froacha.“ —

„Daran zweifeln wir nicht. Erzählen Sie weiter!“ ſagte mein Vater.

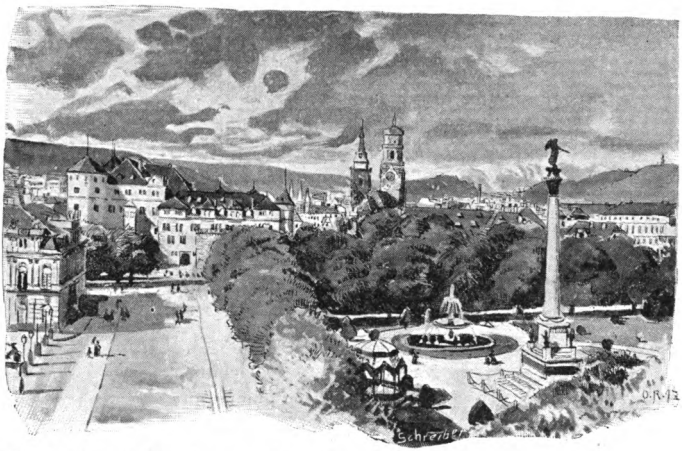
„No alſo; i ho der Predich zueglouſt und mueß ſocha, der Pfarr hat ſei' Sach guet gmacht und s Evangeli reecht ſchöa ausgleicht. Norr a weng z lang hat s dauert. — Ja gell, do müeſſa die Wai'sbilder aa lacha? Die hocka aa nit geara ſou lang in d Kerch nei', wail ſ' wiſſa, daß bis Mittoch d Suppa kocht ſei' mueß für de Mao'. — Nach der Predich thue i en Blick auf d Orchel und ſich, daß des Madle käesweiß is, s mueß er ſchleecht worre ſei' und wie s aofängt z ſpiela, hat die Orchel gräuſeli durch enander gſchria. Des kla' Dingla is halt nimme Herr worre und de reechta Toa' hat s aa nimme gfunda. Wue s gſeecha hat, daß alles nix

hilft, rutſcht s wie a Hexla s Orchelbänkla ro und is auf und dervou." —

Vielleicht hätte der gute Mann auch noch den Küfer aufſpazieren laſſen, aber unſere Leutchen brachen auf; ſie hatten am Gehörten über genug.

Das, lieber Leſer, war mein erſtes ſelbſtändiges, ſo ſchmählich verunglücktes Orgelſpiel. Später habe ich noch öfter meinen Vater beim Organiſtendienſt abgelöſt, auch mit den Regiſtern wurde ich vertraut, ſo daß mir kein dienſteifriger Küfer die Stimmung mehr verderben konnte.

Viele Jahre ſind darüber hingegangen und betrete ich heute die alte Heimat, ſo gilt der erſte Gang dem Friedhof. Dort ruhen die Meinen. In der Kirche, welche ich gern allein beſuche, ſtehe ich mit beſonderen Gefühlen. Es iſt mir, als ſehe ich die lieben vertrauten Geſtalten von ehemals in den ſtillen Räumen. Klar und lebendig erſteht mir Bild um Bild — auch jener Tag, an welchem ich den „rechten Ton" nimmer gefunden habe. Meine Landsleute, vor allem der alte Küfer, tragen jenes Erlebnis noch in guter Erinnerung, und wenn ich in meiner Schilderung etwas vergeſſen haben ſollte — die können mich ergänzen.



Stuttgart. Tuschzeichnung von O. Rauth

's Jungg'ſelle Chriſchtdag

Hörſcht de Schneeſchturm druſſe blôſe?
Blôſe, was verblôſe ka'?
Ei'ſam iſcht's uf Gaſſ' und Schtrôße
Und 's fangt ſachte z' dunklet a'.
Ei'ſam iſcht's und gottsverlaſſe
Wie in deiner Bruſcht ſo leer:
Uf de Schtrôße, uf de Gaſſe,
Wie wenn älles g'ſchtorbe wär.

D'Zwölftnächt ſend jô jetzt — und 's reitet
Goiſchterhaft der Schturmgott om,
Wo gern jeder 's Freie meidet,
Weltkend oder Chriſchtefromm. —
Schöner iſchts in warme Schtube:
Wo d'r Chriſchtbôm freundlich brennt,
Schtrahlet d'Mädle, juchzget d'Bube,
Batſcht's voll heller Freud in d'Händ.

Chriſchtdag! Ka'ſcht's 'm net verwehre,
Daß d'r 's Eis im Herze bricht,
Möchteſcht au zu dene g'höre,
Glücklich ſei' beim Chriſchtbömlicht. —
Denkt d'r 's no, wie d' au vor Zeite
Träppelſcht rom als Büeble kloi'?
Bis de g'hört hôſcht 's Glöckle läute:
„ 's Chriſchtkend rueft! Ihr därfet rei' . . .!"

Und des Glück! — Wia zittret d'Lippe!
's Aug woiß net, wo ei' und aus.
Denkt d'r no dui herzich Krippe?
Woiſcht no d'Burg und 's Gartehaus?
Und den See, wo d'Entle g'ſchwomme,
Ruf und ra, wie lebich grad?
Woiſcht no, wo d' in's Bett hôſcht g'nomme
Hottogaul und Bleiſoldat?

Woiſcht no, wie d' in d'Haipfelfalte
Hôſcht dei' G'ſichtle hehlings g'ſchmiegt,
Bis m'r drübe—n—uf d'r alte
Schtadtkirch lieb hôt 's Kendle g'wiegt?!
O, 's iſch mannichs Jôhr verklunge,
Daß dir 's Chriſchtkend 's Herz bewegt,
's Silberglöckle 's Nachtlied g'ſunge,
Und di d' O'ſchuld ſchlôfe g'legt!

Nôch Feierôbed

Bi' zwiſche Dag und G'ſieh—nix—meh
Uf d'Kondſchaft hehlings gange,
Ob net mei' Schatz am Thörle ſchteh,
Ob's net en Kuß thät lange.

Und richtich ſchtôht mei' Lieſebeth,
Mei' Schätzle no am Garte:
„Han g'moi't, de häbſcht koi' Zeit meh ghet,
I dürft für d'Katz dô warte!" —

O gang m'r weg! Was wurſcht für d'Katz
Am End wohl warte müeße?!
Zum Grüeß—de—Gott gieb her, mei' Schatz,
En Kuß, en extraſüeße!

Und ſo göhts luſchtich her und he',
Bis Schtern um Schternle fonkelt. —
's iſcht, meiner Seel, doch wonderſchö'
Am Gartethor, wenn 's donkelt!

Hoimweh

Schlag ſich im Lebe—n—oiner beſſer,
Als i mi bisher g'ſchlage han!
I ſchwörs: und au beim Krieg uf's Meſſer,
Will's Gott, ſchtell i de rechte Mann!

Doch, wenn d'r Dag im Schturm vergange—n
Und i ſei' Elend überguck,
Möcht i ſo gern a Hand verlange—n,
A woiche Hand zum warme Druck.

Nô ſchpür i's äls, wills Ôbed werde,
's hôt doch koin Schlag: ſo ohne Hoim
Und ohne Weib und Kend uf Erde
Iſch traurich, — 's kräht koi' Hah' nôch oim.

Stuttgart Eugen Keller

Schwäbiſche Art

Von O. Kirn
(Leipzig)

Es iſt keine leichte, auch keine unbedenkliche Aufgabe, den Volksſtamm zu ſchildern, dem man angehört. Zwiſchen der bloßen Ermittelung eines verſchwommenen Durchſchnitts und ungehörigem Verallgemeinern hervortretender Singularitäten führt ein ſchmaler Weg und noch ſchwieriger iſt es, zwiſchen der Scylla der Selbſtbewunderung und der Charybdis übertreibender Selbſtkritik richtig hindurchzuſteuern. Und doch hat es einen eigenen Reiz, von der Anſchauung anders gearteten Volkstums zur Betrachtung heimiſchen Lebens zurückzukehren und ſich den Untergrund deutlich zu machen, auf dem ſeine Eigenart erwachſen iſt. So möge denn auch neben der trefflichen Zeichnung des ſchwäbiſchen Volkscharakters, welche G. Rümelin entworfen und der Verfaſſer dankbar benützt hat, dem nachſtehenden beſcheidenen Verſuch freundliche Beachtung und Nachſicht zu teil werden. —

Es iſt ein Vorzug des deutſchen Geiſteslebens, daß es einen Reichtum individueller Bildungen umſchließt. Nachdem die lange Zeit der Zerriſſenheit unſeres Vaterlandes glücklich

und, wie wir hoffen, für immer beendigt iſt, dürfen wir es uns ſchon geſtehen, daß dieſelbe zwar ein politiſches Unglück, aber ein Vorteil für die deutſche Kultur geweſen iſt. Sie ließ hier und dort, im Norden und im Süden, viele ſelbſtändigen Mittelpunkte entſtehen, die zu Herden eines eigentümlichen geiſtigen Lebens wurden. Unſere dankbare Freude über Deutſchlands endliche Einigung kann dadurch nur erhöht werden, wenn wir ſehen, wie eine viel gegliederte Entwicklung im neuen Reich ihre Zuſammenfaſſung gefunden hat.

Zweifellos vertreten die Schwaben eine ſolche individualiſierte Geſtalt deutſchen Lebens. Die Lage ihres Landes, das durch den Schwarzwald von der großen Verkehrsſtraße des Rheins getrennt wird, gab ihrer Entwicklung eine gewiſſe Abgeſchloſſenheit, während doch zugleich die mannigfaltige Bodengeſtalt und die Buntheit der territorialen Verhältniſſe eine reiche natürliche und politiſche Gliederung bedingte. Mehr in ſich gekehrt als die fränkiſchen, beweglicher als die bayriſchen Nachbarn bilden die Schwaben eine beſondere Nuance der ſüddeutſchen Art.

Was dem fremden Beſucher des Landes wohl zuerſt in die Augen fallen mag, das iſt die Abneigung der Schwaben gegen ſtehende konventionelle Formen. Er liebt es, ſich gehen zu laſſen, ſich im Verkehr mit jedermann ſo zu zeigen, wie er bei ſich zu Hauſe iſt. Steife Etikette, umſtändliche Formen, konventionelle Redensarten verſchmäht er als läſtigen Zwang. Er mutet es jedem zu, ihn ſo zu nehmen, wie er einmal iſt. Das iſt gar nicht immer eine Erleichterung der Anknüpfung, ſondern oft genug das Gegenteil. Dieſe Formen, ſo wenig ſie an ſich bedeuten, ſind nun doch einmal eine Brücke, die zu näherer Bekanntſchaft und tieferer Anteilnahme führen kann. Wer ſie verſchmäht, wehrt damit fremde Annäherung von ſich ab. Wo jedoch verwandte Stimmungen und

Geſinnungen zuſammentreffen, da iſt dieſe zwangloſe Art auch geeignet, raſcher zum Ziel des Verſtändniſſes und des Anſchluſſes zu führen. Wenn demnach dem Schwaben kein beſonderes Maß des Entgegenkommens gegen Fremde oder überhaupt gegen Unbekannte nachgeſagt werden kann, ſo darf man um ſo getroſter das andere behaupten, daß, wo einmal die Anknüpfung gefunden iſt, dieſelbe eine um ſo feſtere und dauerndere zu ſein pflegt.

Das iſt es wohl auch, was die landläufige Rede von der ſchwäbiſchen „Gemütlichkeit“ beſagen will. Es wäre unberechtigte Selbſttaxation, wenn wir gemütlich ohne weiteres im Sinn von „gemütvoll“ verſtehen und das deutſche Gemüt vor andern Stämmen für uns in Anſpruch nehmen wollten. In der geſchilderten zwangloſen Art des Verkehrs, in der bequemen Beiſeitelaſſung alles beengenden Ceremoniells liegt das Gemütliche des Schwaben. Formen halten immer einen gewiſſen Abſtand aufrecht. Wo ſie bei Seite bleiben dürfen, da fühlt man ſich zu Hauſe, gemütlich, „heimelig“, wie der dem allemanniſchen Stamm eigene Ausdruck lautet.

Schon in ſeinem perſönlichen Erſcheinen und Auftreten iſt der Schwabe ſteifem Formenweſen abgeneigt. Er verſteht die Kunſt wenig, etwas aus ſich zu machen. Er läßt ſich lieber ſuchen, als daß er ſich ausſtellt. Feierliches Hervorkehren und Geltendmachen der eigenen Bedeutung iſt ihm im allgemeinen fremd. Die ſchlichteſte Form gilt ihm als die angemeſſenſte Hülle wirklichen Gehalts.

Denſelben Charakter der Ungezwungenheit trägt das geſellige Leben. Große Geſellſchaften, in denen geſellige Verpflichtungen ihre formelle Erledigung finden, ſind in Schwaben wenig gebräuchlich. Man ſieht lieber eine kleine Zahl von Freunden im zwangloſen Familienkreis. Ja man empfindet wohl ſchon

die Anweſenheit der Frauen als ſanften Zwang. Die Männer plaudern noch lieber unter ſich oder treffen ſich außerhalb des Hauſes an der Wirtstafel, wo keinerlei Rückſichten zu nehmen ſind. Daß dieſe Verlegung der Geſelligkeit ins Wirtshaus nicht gerade zu deren Hebung und Veredelung beiträgt, ſoll nicht verſchwiegen werden, und ohne Frage liegt in der erhöhten Pflege der Familiengeſelligkeit eine wichtige Aufgabe der Gebildeten.

Wie der Schwabe ſelbſt die Formen nicht eben hoch anſchlägt, ſo läßt er ſich auch von andern dadurch nicht imponieren. Lange Umſchweife werden wohl durch die Bemerkung abgeſchnitten: „Machen Sie doch keine Umſtände.“ Ein Redner, der die Form mühelos beherrſcht, erzielt dadurch gar nicht immer einen günſtigen Eindruck. Man iſt ſchönen, wohlgeſetzten Worten gegenüber eher ein wenig mißtrauiſch und vermutet gern eine unausgeſprochene Abſicht im Hintergrund. Ueberhaupt iſt der Schwabe für redneriſche Effekte nicht leicht zugänglich. Er begeiſtert ſich langſam für eine Sache und ergiebt ſich nicht gleich dem erſten Eindruck. Er muß ſich mit dem Neuen und Fremden erſt innerlich auseinanderſetzen, ehe er ein Verhältnis dazu gewinnen kann.

Auch das kirchliche Leben iſt arm an Formen. Der Gang des Gottesdienſtes iſt der denkbar einfachſte und auf den Schmuck der Gotteshäuſer wird erſt in neueſter Zeit mehr Gewicht gelegt. Dies iſt nicht als abſichtliche Nachahmung reformierter Gewohnheit zu beurteilen, ſondern als unmittelbarer Ausdruck ſchwäbiſcher Innerlichkeit, der jedes feierliche Ceremoniell fremdartig und beinahe ſtörend iſt. Ein Bedürfnis nach reicherer Liturgie iſt in den Gemeinden nicht vorhanden, wenn auch die Beſtrebungen kirchlicher Chöre in dem ſangesfreudigen Volk dankbare Aufnahme finden. An der Predigt ſchätzt man weniger

die oratoriſche Form als den Gehalt an ſchlichter, wahrer Empfindung und an anregenden, die Reflexion nachhaltig beſchäftigenden, praktiſch fruchtbaren Gedanken. Der Gottesdienſt ſammelt in Stadt und Land im allgemeinen eine zahlreiche, aufmerkſame, ſelbſtändig urteilende Gemeinde.

Hinter dieſer Ablehnung ſtehender Formen verbirgt ſich aber ein tieferer Charakterzug des ſchwäbiſchen Stammes. An enge Grenzen und kleine Verhältniſſe gewöhnt, hat derſelbe von jeher ſeine Richtung auf die Pflege des Individuellen genommen. Daß jeder das Recht habe, die Welt auf ſeine Weiſe anzuſehen und ſein Leben nach ſeinem Geſchmack zu geſtalten, gilt hier weit mehr als anderwärts als unumſtößliches Axiom. Iſt es vom Deutſchen im allgemeinen richtig, daß er ſich ſchwer dazu entſchließt, ſeine Privatanſicht einer allgemeinen Meinung oder öffentlichen Zumutung unterzuordnen, ſo iſt es vom Schwaben dreimal wahr. Der richtige Schwabe hat nicht nur ſeine eigene Aeſthetik und ſeine eigene politiſche Anſicht, er trägt auch in ſich zum mindeſten den Keim einer eigenen philoſophiſchen Weltanſchauung und einer individuellen religiöſen Dogmatik. Mögen andere anders urteilen, ihm iſt nun einmal ſeine Weiſe, die Dinge anzuſehen und zurechtzulegen, über alles wichtig. Wo Schwaben zuſammenkommen, da gilt der alte Spruch: „So viel Köpfe, ſo viel Meinungen“ faſt in ſeiner buchſtäblichen Strenge. Autoritäten gelten dabei wenig. Anderwärts gemachte Erfahrungen entſcheiden nicht, ſolange ſie nicht auch in Schwaben, ja womöglich am eigenen Wohnort gemacht ſind. Der Schwabe beanſprucht, mit ſeinem eigenen Maß gemeſſen zu werden, und zwar mit ſeinem ganz individuellen. Wenn man darum über das Ausſterben der Originale in unſerer alles nivellierenden Zeit Klage führt, ſo iſt zu ſolcher Klage vielleicht in Schwaben am wenigſten Grund. Hier giebt es noch

Menſchen genug, die auf ihrer eigenen Spur gehen und ſich der kräftigen Ausbildung ihrer Eigenart befleißigen. Man findet ſie unter Hoch und Nieder, in der Stadt und auf dem Land, unter Männern und Frauen.

Originell iſt der Schwabe vor allem ſchon in ſeiner Sprache. Er vermeidet möglichſt die abgegriffenen Wendungen des gangbaren Ausdrucks. Er kleidet ſeine Empfindungen und Gedanken gerne in ſeine ureigene Form. Lieber ringt er mit dem Ausdruck, als daß er ſich einer farbloſen Phraſe bediente. Mag die Wendung, das Bild auch ungebräuchlich, ja ungefällig ſein, wenn ſie nur eigenartig ſind, wenn ſie nur ſeiner individuellen Stimmung und Anſchauung paſſen, wie der Rock dem Mann, für den er eigens gemacht iſt. Es braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, daß dieſe Originalität in der Rede ebenſowohl den Eindruck der Unbeholfenheit machen, wie ſie im günſtigen Fall zur Grundlage eines individuell und reizvoll durchgebildeten Stiles werden kann.

Aus der Freude an individueller Geſtaltung des Lebens und Denkens entſpringt weiter eine vielverbreitete *Luſt am Kritiſieren*. Kein Satz ſteht ſo feſt und keine Einrichtung iſt ſo vollkommen, daß man ihnen nicht mancherlei „Aber" entgegenzuſtellen wüßte. Faſt jede Oppoſition, die einer herrſchenden Autorität gemacht wird, darf auf Beifall rechnen, nicht weil man mit ihren Gründen einig geht, wohl aber, weil man es für nützlich hält, bei jedem Anlaß das eigene Recht zu unabhängiger Stellungnahme zu wahren. Die Schwaben wären darum ein überaus ſchwer zu regierendes Völklein, wenn nicht dieſe Luſt an der Oppoſition durch einen anderen, harmloſeren Zug gemildert würde. Der Schwabe iſt geneigt, die Freiheit, die er für ſich in Anſpruch nimmt, auch anderen zu gönnen. Er hat wenig Trieb zur Propaganda, zur Parteibildung für ſeine Meinung. Läßt man ihm

den Spielraum, deſſen er bedarf, ſo iſt er auch bereit, anderen ihre Meinung zu laſſen. Durch die Geſchichte daran gewöhnt, auf engem Raum eine bunte Muſterkarte von politiſchen Herrſchaften zu ſehen, hat er die Tugend der Verträglichkeit, der Duldſamkeit gegen abweichende Meinungen in ſich ausgebildet. Er ſchätzt ein mannigfaltiges Leben höher als ſtarre Uniformität. Er hat ein Gefühl davon, daß Individualitäten einander zu ergänzen beſtimmt ſind. Seine Oppoſition iſt darum auch weit weniger Kampfluſt als paſſiver Widerſtand und innerer Widerſpruch, wenn die äußere Unterwerfung unumgänglich ſein ſollte.

Eine nicht unwichtige Rolle für die Erhaltung eines mannigfaltigen geiſtigen Lebens ſpielt eine ſpezifiſch ſchwäbiſche Einrichtung im höheren Schulweſen. Der geiſtig führende Stand rekrutiert ſich hier weniger ausſchließlich als anderwärts aus der Bevölkerung der größeren Städte. Die zahlreichen Latein- und Realſchulen in den kleinen Landſtädten ermöglichen es auch den Söhnen der ländlichen Bevölkerung, insbeſondere der Beamtenfamilien, der Pfarr- und Schulhäuſer, ohne allzufrühe Trennung von der Heimat eine höhere Schulbildung zu empfangen. So werden immer wieder in ländlicher Stille aufgewachſene und relativ urſprüngliche Kräfte dem Beamtenſtand, dem Kirchen- und Schuldienſt, den kommerziellen und techniſchen Berufen zugeführt. Gewiß beruht manche Eigentümlichkeit des geiſtigen Lebens in Württemberg auf dieſer Dezentraliſation des höheren Unterrichts, wenn ſich dieſelbe auch begreiflicherweiſe nur für die erſten Stufen desſelben durchführen läßt.

Der Gang der politiſchen Ereigniſſe hat dafür geſorgt, daß der ſchwäbiſche Individualismus an dem großen Zuſammenhang der gemeinſamen deutſchen Aufgaben und Intereſſen ſein heilſames Gegengewicht findet. Wohl hat ſich mehr als einer der ſchwäbiſchen Politiker die Entwicklung der Dinge

urſprünglich anders gedacht und den Schöpfer der deutſchen Einheit eine Zeit lang in einem recht ungünſtigen Licht geſehen. Aber das Sehnen nach einem geeinigten Vaterland war in Schwaben nicht weniger lebhaft als in irgend einem andern deutſchen Stamm, und der urſprünglichen Abneigung gegen ein deutſches Reich unter Preußens Führung und mit Oeſterreichs Ausſchluß iſt bei recht vielen die dankbare Anerkennung der politiſchen und militäriſchen Kraft des preußiſchen Staates gefolgt. Darum iſt heute Bismarcks Name kaum irgendwo populärer als in Württemberg und mit der Treue gegen die engere Heimat verträgt ſich ohne Widerſpruch das Hochgefühl, ein Deutſcher zu ſein und auf Grund eigener Mitarbeit im Krieg und im Frieden teil zu haben an der Macht und Ehre des deutſchen Namens.

Ja, das deutſche Vaterland iſt noch nicht einmal das umfaſſendſte Ziel, dem der Idealismus des Schwaben ſich zuwendet. Im Grunde der ſchwäbiſchen Volksſeele liegt neben der Liebe zur Heimat ein unbeſtimmter und oft unklarer Drang ins Weite. Mit der individualiſtiſchen Tendenz verbindet ſich ein weitgreifender Univerſalismus, ein wahrhaft kosmopolitiſcher Zug. Es iſt bekannt, daß die Schwaben ſich an der deutſchen Auswanderung in hervorragendem Maße beteiligen. Der Grund liegt nicht bloß in der weitgehenden Parzellierung des Bodens, die dem Landmann das Vorwärtskommen in der Heimat erſchwert. Er iſt auch nicht in einer hier beſonders verbreiteten politiſchen Unzufriedenheit zu ſuchen. Es wirkt dabei ohne Zweifel die Neigung mit, ſich die unbekannte Ferne in idealen Farben zu malen und der Reiz, ſich auf neuem Boden und unter weniger beengten Verhältniſſen ein Heim nach ſeinem Sinn zu gründen.

Aber auch die zu Hauſe Bleibenden huldigen demſelben

Trieb, wenn ſchon in anderer Form. Der Schwabe liebt es, den weiten Horizont, den die Berge und Hügel der Heimat ſeinem leiblichen Auge zumeiſt verſagen, auf dem Gebiet des Geiſtes zu ſuchen. Für die Schranken, die ſein äußeres Leben umgrenzen, hält er ſich ſchadlos durch den ſchrankenloſen Ausblick, den ihm ſinnende Betrachtung gewährt. Er mag nicht bloß davon erfahren, was da und dort andere gedacht und geleiſtet; ſein Blick iſt ſtets irgendwie auf das Ganze menſchlicher Intereſſen, auf die zentralen Angelegenheiten des geiſtigen Lebens, auf eine grundſätzliche und umfaſſende Orientierung in der Welt gerichtet. Darin wurzelt der philoſophiſche, der metaphyſiſche, der religiöſe Zug ſchwäbiſcher Geiſtesarbeit. Der Weltbürger Schiller, der in Griechenland heimiſch iſt, die Ideen der franzöſiſchen Revolution durch Kants praktiſche Philoſophie beleuchtet und klärt, und deſſen Umarmung der ganzen Welt gelten möchte, iſt darin ein rechter Sohn ſeiner Heimat. Auf praktiſchere Weiſe hat jener ſchwäbiſche Magiſter Reinhard, deſſen Lebensbild uns vor kurzem von kundiger Hand gezeichnet worden iſt, dieſem kosmopolitiſchen Drang genug gethan, indem er ſich dahin auf den Weg machte, wo nach ſeiner Ueberzeugung die Geſchicke Europas und der neuen Zeit entſchieden wurden. Die ſchwäbiſchen Philoſophen Schelling und Hegel unterſcheidet von ihren Vorgängern nicht zuletzt das Beſtreben, das Ganze menſchlicher Kenntniſſe und Beſtrebungen in ihre Syſteme aufzunehmen und die Weltformel zu finden, nach welcher alles Geſchehen in Natur und Geſchichte verläuft.

Was von dieſen Großen gilt, das darf in beſcheidenerer Weiſe auch von den Kleineren geſagt werden. Es lebt in jedem Schwaben etwas von dieſem Zug zu univerſeller Betrachtung, eine Neigung zum Reflektieren, zum Philoſophieren, zur

Abſtraktion von dem unmittelbar Gegebenen. Dieſe Reflexion iſt freilich nach ihren Mitteln, wie nach ihren Ergebniſſen eine ſehr verſchiedene. Sie zeigt eine andere Geſtalt bei dem Bauern oder Handwerker, der ſich auf eigene Hand ſeine Gedanken über den Weltlauf macht, als bei dem höher Geſchulten, der ſich um eine prinzipielle Auffaſſung und philoſophiſche Durchdringung des überlieferten Wiſſensſtoffs bemüht. Aber eine Neigung zu philoſophiſcher Konſtruktion iſt dem Schwaben eingeboren. Wenn darum vor etlichen Jahren ein unſerem Volksſtamm wenig wohlgeſinnter Kritiker uns nachgeſagt hat, daß wir wenig Sinn hätten für das heute blühende Spezialiſtentum, ſo hat er damit gar nicht ſo unrecht. Allein wir ſind eigenſinnig genug, auch das für eine wohl berechtigte Eigentümlichkeit zu halten. Wohin kämen wir auch, wenn es bei der ins Endloſe gehenden Arbeitsteilung — deren Recht und Frucht wir gar nicht beſtreiten — nicht auch zuſammenfaſſende Köpfe gäbe, die es verſuchen, aus der Summe aufgeſpeicherter Erfahrungen und Kenntniſſe ein vorläufiges Ergebnis zu gewinnen. Mit bloßer Steinbruchsarbeit wird noch lange kein Dom gebaut. Das Detail gehört der Wiſſenſchaft; den Menſchen als ſolchen intereſſiert zuletzt der Ertrag für unſere Geſamtanſchauung von der Welt. Und es iſt ſchwäbiſch, über den gelehrten Einzelfragen dieſes allgemein Menſchliche nicht zu vergeſſen.

Am verbreitetſten iſt im ſchwäbiſchen Volke die religiöſe Form dieſes, wenn man will, philoſophiſchen, ſpekulativen Triebs. Auch die berufsmäßig philoſophierenden Schwaben haben nicht zu ihrem Schaden immer eine Fühlung mit den religiöſen Problemen feſtgehalten. Die Innerlichkeit des ſchwäbiſchen Naturells begründet eine ſtarke und nachhaltige Empfänglichkeit für religiöſe Eindrücke. Dazu kommt, daß auch die Pflege des religiöſen Lebens in der württembergiſchen Kirche

ſeit den Tagen der Reformation eine beſonders eifrige und erleuchtete geweſen iſt. Durch den Theologen Brenz iſt Württemberg frühe teilnehmend und mitwirkend in die Reformationsbewegung verflochten worden. Die Herzoge Ulrich und Chriſtoph haben der evangeliſchen Kirche die Organiſation gegeben, die, wenn auch zeitgemäß weitergebildet, in den Grundzügen noch heute beſteht. Der letztere hat namentlich für die Heranbildung zum Kirchen- und Schuldienſt Einrichtungen geſchaffen, die zu Pflanzſtätten einer tüchtigen und weitorientierten theologiſchen Bildung geworden ſind. J. A. Bengel hat hier ein bibliſches Chriſtentum gepflanzt, das warm und nüchtern zugleich, ebenſo den ſtarren Dogmatismus wie den oberflächlichen Rationalismus fernhielt. Sein Schüler, Oetinger, hat mit dieſer bibliſchen Richtung theoſophiſche Beſtrebungen verbunden, die dem myſtiſchen Zug der ſchwäbiſchen Frömmigkeit entgegenkamen und in populärer Form vom Pietismus aufgenommen wurden. Schleiermacher, der Erneuerer der proteſtantiſchen Theologie in unſerem Jahrhundert, hat in der württembergiſchen Kirche eine ebenſo umfaſſende als tiefgehende Wirkung gehabt. Unter dieſen Einflüſſen hat ſich ein religiöſes Leben entwickelt, das mehr bibliſch als kirchlich orientiert, mehr ſubjektiv lebendig als dogmatiſch ſtreng mit dem entſchiedenen Feſthalten an dem evangeliſchen Glaubensgrund ein hohes Maß von Offenheit für die wiſſenſchaftliche Bewegung verbindet.

Von tiefgehender Bedeutung für die Entwicklung des religiöſen Lebens in Württemberg iſt das Beſtehen engerer Erbauungsgemeinſchaften neben der Kirche. Ihre Anziehungskraft beruht vor allem auf der wärmeren Temperatur und individuelleren Geſtaltung der Frömmigkeit, die in einem kleineren Kreiſe möglich iſt, zum Teil auch auf der Pflege ſpezieller Vorſtellungen, die in der kirchlichen Predigt zurücktreten. Die Kirche

hat in ihrem eigenen Intereſſe wohl daran gethan, ſich zu dieſen Gemeinſchaftskreiſen wohlwollend zu ſtellen, da ſie in ihnen vielfach ihre lebendigſten und thätigſten Glieder findet. Neben der religiöſen Myſtik lebt in dieſen pietiſtiſchen Kreiſen ein ſehr verſtändiger praktiſcher Sinn, der ſich in Arbeitſamkeit, Sparſamkeit und Wohlordnung erweiſt und eine geſunde Lebensauffaſſung, die ſelbſt den Humor nicht ausſchließt. Und auch hier ſteht neben dem Individualismus ein weitblickender Univerſalismus, der ſich beſonders in der Förderung der chriſtlichen Miſſion bethätigt. Kein Wunder, daß ſich auch die Propaganda der Sekten dieſes für ihre Beſtrebungen ſo lohnenden Bodens bemächtigt hat und die „zentrifrugale Tendenz“ des ſchwäbiſchen Stammes für ſich auszunützen ſucht.

Einen ſchroffen Gegenſatz zu dieſer religiöſen Innerlichkeit und Innigkeit bildet freilich ſcheinbar die Thatſache, daß dasſelbe Schwaben auch ſo radikale Kritiker der bibliſchen und kirchlichen Ueberlieferung wie D. Fr. Strauß hervorgebracht hat. Allein man darf zur Erklärung wohl an den kritiſchen Zug erinnern, der als allgemeines Erbteil des ſchwäbiſchen Stammes bereits bezeichnet worden iſt. Wer jeder geltenden Anſicht mit dem Bedürfnis gegenübertritt, ſie auf ihre innere Berechtigung und ſubjektive Ueberzeugungskraft zu prüfen, der kann von hier aus ebenſo zu ihrer Ablehnung wie zu originaler Aneignung geführt werden. Kritik iſt die negative Aeußerungsform der Originalität. Mehr als ein ſchwäbiſcher Theologe hat erſt durch radikale Skepſis hindurch den Weg zur Aneignung der religiöſen Wahrheit gefunden; aber diejenigen ſind immer ſelten geweſen, die in bloßer Negation ihre dauernde Befriedigung gefunden hätten.

Wir würden eine weſentliche Eigentümlichkeit des Schwaben überſehen, wenn wir der weitverbreiteten Gabe der Dicht-

kunſt und des Geſangs nicht gedenken wollten. Die Aufforderung des Sängers:

Singe, wem Geſang gegeben
In dem deutſchen Dichterwald!

hat kaum irgendwo ſo allgemeine Beherzigung gefunden, wie in Schwaben. Man darf wohl ſagen, daß der ſchwäbiſchen Innerlichkeit von allen Kunſtformen die der Dichtung am meiſten verwandt iſt. Welch reicher Kranz von Dichtern iſt an den Ufern des Neckars, am Fuß der Alb und des Schwarzwalds erblüht, von Schiller und Uhland bis zu Ed. Mörike und Gerok! Ja, es giebt wohl nur wenige unter den höherer Schulung teilhaftig gewordenen Söhnen Schwabens, die nicht wenigſtens in der Stille der Reimkunſt gehuldigt und kleine Kreiſe mit ihren Verſen erfreut hätten. Und wie hat Meiſter Silcher in vorbildlicher Weiſe den überraſchend reichen Schatz des Volkslieds zu heben und zum Gemeingut zu machen gewußt!

Doch vielleicht haben wir mit dem bisher Geſagten zu ausſchließlich die Männerwelt ins Auge gefaßt. Wenn wir es uns für den Schluß aufgeſpart haben, von der beſſeren Hälfte des ſchwäbiſchen Stammes zu reden, ſo entſpricht dies der guten ſchwäbiſchen Hausfrauenregel, das Beſte zuletzt zu geben. Den Ruhm muſtergiltiger Hausfrauen haben die Frauen Schwabens ſich ſeit lange erworben. Wer je die Gaſtfreundſchaft eines ſchwäbiſchen Hauſes genoſſen hat, der weiß von der Behaglichkeit zu reden, welche die Herrin des Hauſes über ihr Heim zu verbreiten verſteht, und nicht zuletzt von der Fülle frugaler Genüſſe, mit denen ſie ihre Gäſte bewirtet. Allein der Ruhm einer bloßen Hausfrau hat in den Augen mancher fortgeſchrittenen Zeitgenoſſen keinen guten Klang mehr. Sie halten dafür, daß der Wert einer gebildeten Frau ſich nicht in der Küche, ſondern im Salon, nicht am Nähtiſch, ſondern am Schreibtiſch zeigen

müſſe. Es ſcheint uns, offen geſtanden, daß dieſe Auffaſſung — trotz Luiſe Pichler und Ottilie Wildermuth — in Schwaben vorerſt wenig Ausſicht hat, durchzudringen; ja, eben die genannten ſchreibenden Frauen würden wohl zu allererſt gegen eine Unterſchätzung der einfachen Hausfrauenpflichten feierliche Verwahrung eingelegt haben. Man rechnet hier zur Frauenbildung viel weniger gelehrte Kenntniſſe und Manieren, als richtiges Empfinden und geſundes Urteil. Daß es an dieſen Eigenſchaften den ſchwäbiſchen Hausfrauen nicht gebricht, glaube ich im Namen aller, die ſie kennen, verſichern zu dürfen. Und das Siegel der wahren Geiſtesbildung iſt es doch, daß ſie nicht als gelehrte Vielwiſſerei hervortritt, ſondern als Weite des Blicks und Wärme des Herzens eine perſönliche Geſtalt gewinnt.

Soll unſere Schilderung jedoch nicht zum Hymnus werden, ſondern die zarte Grenzlinie der Gerechtigkeit achten, ſo müſſen wir geſtehen, daß es Gebiete giebt, die der Schwabe nur ausnahmsweiſe betritt, und auf denen er anderen deutſchen Stämmen den Vorrang laſſen muß. Den politiſchen Sinn, der große Fragen aus großen Geſichtspunkten behandelt, die militäriſche Schneidigkeit, die auch das Kleine und Kleinſte den eiſernen Forderungen des Dienſtes unterordnet, ſie werden wir nicht als ſpezifiſch ſchwäbiſche Tugenden in Anſpruch nehmen wollen. Aber dieſe Eigenſchaften ſind auch nur durch eine lange Schulung zu erwerben und ihr Mangel kann weder den ehrlichen Patriotismus noch die perſönliche Tapferkeit in Frage ſtellen. Um ſo lieber laſſen wir uns den Gang der Dinge gefallen, der uns an dem geſchichtlichen Erwerb unſerer norddeutſchen Brüder Anteil giebt und uns erlaubt, unſere Errungenſchaften auf dem Felde des Geiſtes- und Gemütslebens auf den Altar des gemeinſamen Vaterlandes nieder zu legen.

Dem Schwaben eignet weder die leichte Grazie des Rhein-

länders, noch das raſche Erfaſſen des Moments, das den Bewohner des verkehrs- und induſtriereicheren Mitteldeutſchlands auszeichnet. Er iſt mehr urſprünglich als unmittelbar. Er braucht Zeit, ſich in neue Verhältniſſe einzuleben. Er hat das Bedürfnis, ſich reflektierend und grübelnd in die Dinge zu verſenken. Aber was er ergreift, das ſucht er ſich auch auf beſondere Weiſe zu eigen zu machen, ſo daß daraus für die Sache ſelbſt ein Gewinn erwächſt und ſeine Neigung zur Selbſtkritik ſorgt dafür, daß er trotz einer gewiſſen Schwerbeweglichkeit auf der Bahn eines ſtetigen Vorwärtsſchreitens erhalten wird. —

Eine wahrheitsgetreue Schilderung ſchwäbiſcher Art zeigt uns kein Bild im ſtrengen, erhabenen Stil, wohl aber weiſt ſie die Züge einer anmutigen Mannigfaltigkeit auf. Die großen Staatsmänner und Feldherrn, die das Deutſche Reich geſchaffen, gehören nicht unſerem Süden an. Zu mancher bahnbrechenden Leiſtung in Wiſſenſchaft, Induſtrie und Kunſt haben wir uns nur empfangend verhalten. Aber wir haben in die Ruhmeshalle des deutſchen Volkes doch auch manchen tüchtigen Mann geſtellt. Und wo es ſich um die geiſtigen Güter der Nation handelt, da ſteht unſer Schwaben nicht in der letzten Reihe. Der größere Schauplatz der Bethätigung, der ſich uns im neuen Reiche aufgethan hat, mahnt uns, alles Enge und Kleinliche von uns abzuſtreifen und in fröhlichem Wettſtreit mit unſern deutſchen Brüdern die Hand nach immer höheren Zielen auszuſtrecken. Thun wir das redlich auf unſere Weiſe, dann wird auch in Zukunft der alte Ruf ſein Recht und ſeine Wahrheit behalten:

Hie gut Württemberg allweg!

Aus jungen Jahren

I

Im Traum

Es war im Traum, da ſah ich in zwei gute,
Zwei treue Augen oft hinein;
Und ſelig ward mir immer da zu Mute,
Es war ſo mild, ſo klar ihr Schein.

Es war im Traum, da hielt ich oft zwei liebe,
Zwei traute Hände feſt und warm;
Und dachte, wenn mir auf der Welt nichts bliebe,
Mit ihnen wär' ich nimmer arm.

Es war im Traum, da küßt' ich oft zwei ſüße,
Zwei zarte Lippen voller Glut;
Und tauſchte hundert heiße Liebesgrüße
Mit einem Herzen, das mir gut.

Es war im Traum, da hat mir oft verſprochen
Ein edles Kind, mein Weib zu ſein;
Und hat die Treue niemals je gebrochen:
Im Traume war es immer mein.

Es war im Traum, da flog mein Herz vermeſſen
Zur Sonne, gleich dem kühnen Aar,
Es war im Traum. Ach dürft' ich es vergeſſen,
Daß alles nur im Traume war!

2

Stilles Werben

Du zürneſt dem Verwegnen,
Den flüchtiges Begegnen
So ſeltſam kühn gezeigt?
Ein Wort von dir, nur eines,
Ein Zeichen nur, ein kleines,
Der kecke Mund, er ſchweigt.

Doch ob mein Mund auch ſchwiege,
Der Bruſt kein Laut entſtiege,
Es bleibt mein Herz nicht ſtill;
Den Bann des Schweigens bricht es,
Aus hundert Blicken ſpricht es
Und ſagt dir, was es will.

Sie müſſen dir erzählen
Von zagem Liebverhehlen
Mit aller ſeiner Qual,
Von ſchwerem Ueberwinden,
Von unverhofftem Finden
Und wagen ohne Wahl.

Sie ſollen ſtürmend werben
Um Leben — um Verderben,
Es kommt von dir allein,
In einem alles ſagen,
In einem alles fragen:
Willſt du mein eigen ſein?

3

Ein Frühling im andern

In einem Frühling ſondergleichen
Hat ſich entfaltet dieſes Jahr;
So weit die trunknen Blicke reichen,
Wie grünt, wie blüht es wunderbar!

So ſchlugen nie die Nachtigallen,
Solang mein Ohr auf ſie gelauſcht;
Nie hat es in den Waldes Hallen
So friſch, ſo duftig je geraunſcht!

Es regt ſich jung in alten Herzen,
Aus jungen bricht ein Jubelquell,
Und wie von tauſend lichten Kerzen
Strahlt es von tauſend Augen hell.

Ich aber, dem in dieſen Tagen
Der Liebe volles Glück erſchien,
Vom großen Freudenſtrom getragen
Geh' überſelig ich dahin!

4

Brautglück

Was leuchten des Mädchens Augen ſo hell,
Was ſchaut es ſo wonniglich drein?
Wer weiß es doch nur? Wer ſagt es mir ſchnell?
Was mag denn gekommen ihm ſein?

Was glühen des Mädchens Wangen ſo heiß,
So morgenfriſch, lebensgeſund,
Daß, eben erblüht, die Roſe den Preis
Muß laſſen dem lieblichen Rund?

Was hebt ſich ſo ſtolz des Mädchens Geſtalt?
Was geht es ſo leicht und ſo frei,
Als ob der allzwingenden Sorge Gewalt
Auf immer vom Herzen ihm ſei?

Ei, ſeht mir das Kind! Man kennt es nicht mehr,
Es brauſt, wie Champagner-Wein!
Wo hat es nur all das Himmelsglück her?
Was mag's mit dem Mädchen wohl ſein?

„Das ſag' ich euch ſelbſt und ſag's aller Welt,
Frei darf ich's ja künden und laut,
Was heute ſo hoch mir das Herze geſchwellt:
Es heißt der Herzliebſte mich Braut!"

Stuttgart — Auguſt Winterlin

Das Stuttgarter Hoftheater unter König Wilhelm II.

Von Adolf Palm

(Stuttgart)

In keiner andern Kunst zeigt sich der Wechsel der Zeit so scharf und handgreiflich, als in der dramatischen. Ist sie doch an sich durch die Gewalt der Scene, durch das lebendige gesprochene Wort und die leidenschaftliche Geberde leibhaftiger handelnder Personen die eindringlichste und wirkungsvollste von allen Künsten.

Fürwahr, nichts vermag das besser zu erhärten, als ein Rückblick auf die letzten dreißig Jahre der Stuttgarter Theatergeschichte. Ist es uns auch nicht vergönnt, das Bild in größerem Rahmen hier auszuführen, so genügen für unsern Zweck doch schon je drei Paralleljahre der letzten drei Dezennien. Es handelt sich dann um folgende, unter sich streng geschiedene drei Zeitabschnitte: die Periode Gunzert-Wehl (1869—1884), die Periode Werther (1884—1890) und die Periode Putlitz (seit 1892). Die vorübergehenden Zwischenstadien, welche sich an die Namen Landgerichtsrat Häcker, sowie Georges-Kiebaisch knüpfen, bleiben hier billig außer Betracht.

Als der von Oldenburg gekommene Baron v. Gall, der unter König Wilhelms I. Regierung die Geſchäfte der Stuttgarter Hoftheater-Intendanz ſeit 15. April 1846 mit wechſelndem Erfolg führte, am 9. April 1869 in den Ruheſtand verſetzt wurde, ließ er die Kunſtanſtalt — wenn man damals überhaupt noch von einer ſolchen reden durfte — in der gründlichſten inneren Auflöſung und Zerfahrenheit zurück. Die Glanzzeit unſerer Oper, durch die Sterne Piſchek, Marlow, Leiſinger, Sontheim und Schütky bezeichnet, war im Erbleichen, das berühmte Enſemble ſchon zerſtört und wenn auch einzelne von dieſen Kräften noch ausharrten, ſo beſtand doch nicht mehr ihr brillantes Zuſammenwirken. Bei dem Schauſpiel, das in der Friſche ihrer Jahre Löwe, Grunert, Wentzel, die Damen Wilhelmi, Siber, Schmidt u. a. auf kräftigen Schultern getragen, walteten ähnliche Umſtände. Ja, Grunert ſtarb in demſelben Jahre (1869), in dem Gall abging: man darf ſagen, mit ihm brach die ſtärkſte Stütze des alten Schauſpiel-Enſembles zuſammen. Doch dies waren im Verhältnis noch die geringeren Uebel. Eine Mißwirtſchaft, ein Protektionsweſen, eine tiefreſſende Korruption waren — hauptſächlich durch den damaligen Kabinettschef, der „überwachen“ ſollte, während er ſelbſt der Führung ſo ſehr bedurfte — eingeriſſen, die das den Muſen geweihte Haus hart an den Rand des Abgrunds führten.

Und was war die Folge? König Karl, in ſeiner Jugend ein Freund des Theaters, ſpäter ihm auch noch geneigt, wenn auch nicht mit brennendem Intereſſe (Königin Olga hielt mehr auf ihre intimen muſikaliſchen Abende, bei denen die Kammermuſik rege gepflegt wurde), König Karl wandte ſich von ſeiner Hofbühne mit einer Empfindung ab, die dem Abſcheu nahegekommen ſein muß, und ſie erwies ſich als ſo gründlich

und nachhaltig, daß auf Jahre und Jahrzehnte hinaus das Königspaar kaum eine andere Vorstellung mehr besuchte, als bei offiziellen Veranlassungen, an allerhöchsten Geburtstagen und dergleichen. Es ist ein altes, noch etwas nach der servilen Reaktionszeit schmeckendes Wort von dem „Sonnenschein der fürstlichen Gnade," ohne den ein Kunstinstitut nicht gedeihen könne. Aber so alt das Wort, so wahr ist es. Unter der ganzen entsprechenden Regierungszeit König Karls hat es seine Hofbühne nicht bloß künstlerisch, sondern auch materiell schwer geschädigt, daß jener belebende Strahl erloschen blieb — bis ganz zuletzt, wo er noch einmal, in allerdings seltsamer Art, aufflackerte.

Ein Mann, der das königliche Vertrauen in hohem Grade genoß wie Hofkammerpräsident v. Gunzert, ein tüchtiger Jurist und strenger Verwaltungsbeamter, war zwar, an die Spitze des Hoftheaters gestellt, im stande, die schreiendsten Mißbräuche in kürzester Frist zu beseitigen und Ordnung zu schaffen, insbesondere auch ganz erkleckliche Ersparnisse durchzuführen; er hatte es, mit seinen beratenden Organen, in der ersten Zeit auch sehr leicht, die augenfälligsten Lücken im Spielplan auszufüllen und die unglaublichsten Versäumnisse, deren man sich gegen unsere wichtigsten und bewährtesten Dichter und Komponisten — von der zeitgenössischen Produktion ganz zu schweigen — schuldig gemacht, doch wenigstens in einigen schüchternen Versuchen gutzumachen. Aber dieser treffliche Mann, von dem noch jüngst die Zeitungen nach seinem Hinscheiden erzählten, daß er als oberster Bühnenleiter bei einer Aufführung von Mozarts Zauberflöte ganz ungeniert in seiner Theaterloge ein Textbuch zur Hand nahm, um sich mit den Geheimnissen der Dichtung Schikaneders bekannt zu machen, weil es nun sein neues Amt verlangte; dieser Mann vermochte natürlich den

Theaterorganismus nur auf mechaniſchem Wege in Betrieb zu ſetzen und dieſer blieb, unter ſeinen Händen, nur eine geiſt- und ſeelenloſe Maſchine. Als ihm in Feodor Wehl ein artiſtiſcher Helfer beigeſellt ward, war er nicht einmal fähig, die Unzulänglichkeit dieſer Stütze — übrigens bei deſſen redlichſten Abſichten — zu erkennen und einzuſehen, oder aber er zweifelte daran, einen gleich gefügigen Erſatzmann zu finden und ließ deshalb Wehl zum Intendanten vorrücken. Das Reſultat war ganz dasſelbe: eine faſt fünfzehnjährige, im ganzen öde, einſeitige und ſtimmungsloſe Theaterepoche, bei der es zwar nicht an einzelnen Treffern, insbeſondere glücklichen Gaſtſpielen, fehlte, die aber vorwiegend als eine Zeit nutzloſen Experimentierens und eines Ringens mit zerſplitterten, ungenügenden Kräften ſich darſtellt.

Und das konnte nicht anders ſein vermöge der damaligen inneren Organiſation der Stuttgarter Hofbühne, welche die Intendanz in die vollkommenſte und kleinlichſte Abhängigkeit von der Hofkammer verſetzte, ihr das Verfügungs- und Anſchaffungsrecht auch nur eines Paares Theaterſchuhe entzog. Da dieſe Zuſtände an ſich bisher wenig bekannt, im Laufe der Begebenheiten jedoch einer fundamentalen Umgeſtaltung unterworfen waren, ſo werden ſie uns noch des näheren beſchäftigen. Schon hier aber mag erwähnt ſein, daß eine vollſtändig freiheitliche Entwicklung auf jenem Gebiete unter der Regierung König Wilhelms II. Platz gegriffen hat, und daß unter dem 24. Februar 1893 Beſtimmungen erlaſſen worden ſind, nach welchen das geſamte zum Hoftheater gehörige, ſtändige und nichtſtändige Kunſt-, und auch, was bisher niemals der Fall war, das Verwaltungs- und untere Dienſtperſonal der oberen Leitung und Aufſicht des Intendanten unterſtellt wurde. Er

ſelbſt iſt dem Könige unmittelbar untergeordnet und nur ihm für ſeine Amtsführung verantwortlich. Die bureaukratiſche Bevormundung durch eine Verwaltungsbehörde iſt nach jeder Richtung hin beſeitigt. Die Aufgabe des Intendanten, für deren Löſung er zunächſt verantwortlich iſt, ſoll darin beſtehen: das K. Hoftheater nach dem Zwecke desſelben und mit der einer öffentlichen Kunſtanſtalt dieſer Art gebührenden Würde zu führen und zu handhaben.

Bis es dahin kam, bedurfte es freilich noch eines langen und verwickelten Weges. Hatte Baron v. Gall innerhalb ſeines Etats Bewegungsfreiheit — bis kurz vor ſeiner Enthebung vom Amte beſeſſen — ſo änderte ſich dies unter Herrn v. Gunzert laut einem K. Dekret vom 15. Mai 1873 ſo vollkommen, daß die Hoftheater-Intendanz, welche bisher nur in adminiſtrativer Beziehung unter der Oberaufſicht der Hofdomänenkammer geſtanden, fortan mit ihrem ganzen Geſchäftskreiſe dieſer untergeordnet war. Zwar den jährlichen Ausgaben-Etat hatte die Intendanz (Wehl) noch ſelbſt zu entwerfen, aber die Hofkammer hatte ihn zu prüfen und konnte ihn beliebig abgeändert dem Könige vorlegen. War auch dem Intendanten formell die artiſtiſche Leitung des Hoftheaters zugewieſen, wie weit konnte er kommen, wenn er im Geldpunkte auf Schritt und Tritt an die Zuſtimmung des Hofkammerpräſidenten gebunden war? Handelte es ſich um Ausgaben, welche in dem Etat nicht genau feſtgeſetzt oder gar nicht vorgeſehen waren, oder um Nachforderungen zu dem Etat oder um Dienſtkündigungen, Penſionierungen, Kontraktsverlängerungen, neue Anſtellungen, ja auch nur um die Einräumung von Dienſt- und Freiplätzen, oder um eine Aenderung der Abonnements- und Eintrittspreiſe, oder um die Uebernahme irgend einer Verpflichtung auf das Hoftheater, ſo konnte der Intendant nicht bloß ſelbſt darüber

nichts verfügen, er war auch nicht in der Lage, seine Sache bei dem Könige selbst zu vertreten, weil nicht er, sondern der Hofkammerpräsident, den mündlichen Vortrag beim Könige hatte. Die Machtfülle des Herrn v. Gunzert wurde immer mehr erweitert, denn an ihn mußte über neue Anstellungen, Erneuerung oder Kündigung der Dienstverträge, über Entlassungen und Pensionierungen, kurz über alle Aenderungen in den Dienst- und Gehaltsverhältnissen des Gesamtpersonals schriftlich berichtet werden; er trug das alles, unterstützend oder ablehnend, höchsten Ortes vor. Bei dem Ausgabe-Etat, dessen Behandlung dieselbe blieb wie früher, wurde ausdrücklich bestimmt, daß Aenderungen nur mit Genehmigung des Hofkammerpräsidiums zulässig seien und daß dieses eine Entschließung des Königs nur dann einzuholen hätte, wenn es sich um die Erhöhung des Zuschusses aus der K. Zivilliste handle; im übrigen konnte es also schalten und walten nach eigenem Befinden. Die Festsetzung der Zahl der wöchentlichen und jährlichen Spieltage, sowie der Abonnements- und Eintrittspreise geschah durch die Intendanz „mit Genehmigung des Hofkammerpräsidiums;“ hier war also eine Entschließung des Königs gar nicht nötig, nur der Präsident hatte den Ausschlag zu geben. Er gab aber in solchen Fällen in der Regel nicht den Ausschlag, sondern die Anregung und sein Bestreben ging in ganz geschäftsmäßiger Art auf die höhere Anspannung und bessere Ausnützung der vorhandenen Kräfte auf allen Gebieten. Nach dieser Richtung erzielte er auch zweifellos praktische Erfolge. Trotzdem hat er zwar vorübergehend den Zuschuß aus der königlichen Zivilliste an das Hoftheater nahe an die Grenze von 200 000 ℳ herabzumindern vermocht (1874/75), in den folgenden Jahren ist dieser jedoch wieder bedeutend gestiegen, ohne daß — und jetzt kommen wir auf unser eigentliches Thema zurück — die künstleri-

ſchen Leiſtungen des Inſtitutes genügten oder irgend auf der Höhe eines ſo reichausgeſtatteten königlichen Inſtitutes ſtanden.

Bleiben wir bei unſeren Eingangs erwähnten drei Parallel-jahren aus den letzten drei Dezennien (die wir ſo wählen, weil ſonſt die neueſte Zeit unter König Wilhelm II. nicht mit in den richtigen Vergleich gezogen werden könnte), ſo werden wir bei dem Spieljahr 1874/1875 ſofort bemerken, daß hier beſonders günſtige Umſtände walteten. In dieſem Jahre, wo die Zahl der Spieltage auf die ganze Woche ausgedehnt wurde, entfaltete der zu Wehls artiſtiſcher Stütze neuernannte Ober-regiſſeur Karl v. Jendersky eine fieberhafte Thätigkeit, um das höchſt einſeitig gebliebene Repertoire aufzufriſchen. Daß in dieſer Saiſon zwei Opern-Novitäten herauskamen (es gab welche, in deren Verlauf nicht eine einzige neue Oper erſchien), mußte ſchon als etwas Großes gelten. Es waren: die Feſt-oper zum Geburtstag des Königs am 6. März 1875, Verdis Aida, mit Frau Hanfſtängl (Titelrolle), Frl. v. Lutteroti (Amneris), Ucko (Rhadames), Bertram (Amonasro) beſetzt, und Enzio von Hohenſtaufen von Hofkapellmeiſter J. J. Abert, ein Werk, dem kein langes Bühnendaſein erblühte. Herrſchten damals im Schauſpiel noch Benedix und die Birch-Pfeiffer (die Franzoſen blieben durch Wehl 14 Jahre lang von der Stuttgarter Hofbühne grundſätzlich ausgeſchloſſen), ſo kamen doch von den neueren zugkräftigen Stücken jetzt Laubes Böſe Zungen, Mein Leopold von L'Arronge, Ein Schritt vom Wege von Ernſt Wichert auf den Plan, die Makkabäer von Otto Ludwig ſollten dem klaſſiſchen Geſchmack entſprechen, Julius Werthers Mazarin warf ſchon den Schatten des künftigen Stuttgarter Bühnenlenkers voraus.

Im ganzen waren es 15 kleinere und größere Stücke, die im Schauſpiel neu erſchienen, eine ganz unerhörte Zahl gegen

früher und — gegen ſpäter. Schon in der folgenden Saiſon (1875/76) gedieh nur eine Opernnovität, und dazu eine farbloſe: Der Haideſchacht von Franz v. Holſtein, ebenfalls zum Geburtsfeſte des Königs Karl am 6. März gegeben. Dagegen wies das Schauſpiel ſogar 16 neue Stücke auf, darunter Ein Falliſſement von Björnſtjerne Björnſon, Der Veilchenfreſſer und Der Elefant von Guſtav v. Moſer, Maria Magdalena von Hebbel ꝛc. ꝛc. Auch im Spieljahr 1876/77 erſchien nur eine neue Oper, und zwar abermals zu jenem feſtlichen Tage: Das goldene Kreuz von Ignaz Brüll, ein ſympathiſch volkstümliches Werk. Im Schauſpiel aber machte ſich ſchon eine Erſchlaffung bemerkbar, die in den folgenden Jahren der Aera Gunzert-Wehl noch zunahm. Als Jendersky ſeinen Traum von einer baldigen Nachfolgerſchaft auf die Stelle Wehls zerrinnen ſah, ließ er die Arme ſinken, der Geiſt der Gleichgiltigkeit und Oede zog wieder ein, die Shakeſpeareſchen Stücke mit der ominöſen Marke „für die Darſtellung eingerichtet von Feodor Wehl," die dilettantiſchen Verſuche obſkurer Anfänger traten wieder in den Vordergrund, der mühſam erborgte ſceniſche Glanz der Vorſtellungen verblaßte wieder und mehr und mehr geriet das Theaterſchiff mit ſeinen künſtleriſchen Darbietungen auf den Sand.

Plan, Einheit und Syſtem war ja dieſer Kunſtpflege fremd. Es blieb alles mehr oder weniger dem Zufall überlaſſen. Weil der Schwerpunkt dieſer Bühne durchaus in das Bureau verlegt war, wurde an ihr die künſtleriſche Arbeit auch gar nicht gewürdigt. Es war eine Frohne, bei der im Grunde jeder mit Unluſt mitwirkte, mit um ſo größerer Unluſt, als das ganze Perſonal unter dem Eindrucke ſtand, daß nicht bloß eine ſtramme, ſondern oft eine harte Hand auf ihm laſte. Es fehlte die Hingebung an das Ganze, der Schwung, die edle

Begeiſterung, ohne welche noch niemals in der Kunſt Großes vollbracht worden iſt.

Das Königspaar verhielt ſich gegen das Theater apathiſch, wenn nicht widerwillig. Dabei hatte aber die königliche Zivilliſte im Laufe dieſes Trienniums immerhin durchſchnittlich für einen Jahreszuſchuß von ca. 235 000 ℳ aufzukommen, trotzdem aufs genaueſte gerechnet und aufs peinlichſte geſpart wurde. Ein ſo pünktlicher Rechner Herr v. Gunzert war, ſo fehlte ihm doch jede Unternehmungsluſt, für einen zu erhoffenden größeren Gewinn einen höheren Einſatz zu wagen. Das ging bis in Kleinigkeiten. So ſtaunt man heute, wenn man erfährt, daß unter ſeinem Regime durchaus keine Vormerkung von Plätzen, wofür doch eine Gebühr zu gewinnen ſtand, zu erringen war. „Das paßt nicht für Stuttgart!“ war ſeine ſtehende Entgegnung auf ſolche „moderne“ Forderungen.

Ein großer Umſchwung geſchah mit der Berufung von Dr. Julius Werther, der am 13. November 1884 ſein Amt als Intendant antrat (er blieb bis 15. Juni 1890). Er war klug genug, ſich vorher die Wege zu ebnen, die ſeit der Gallſchen Zeit für den Hoftheater-Intendanten mit dichtem Verwaltungsgeſtrüpp verwachſen waren. Ein königliches Dekret vom 17. November 1884 verfügte — unter Aufhebung der früher erwähnten Beſtimmungen von 1873, bezw. 1874 — daß die Intendanz im allgemeinen wieder diejenige Stellung, welche ſie bis zum Jahre 1868 (unter Gall) gehabt, erhalten und demgemäß zwar in adminiſtrativen Dingen unter der Oberaufſicht der Hofdomänenkammer (neuer Präſident v. Tſcherning) verbleiben, aber in artiſtiſcher Hinſicht dem Könige unterſtehen ſolle. Das heißt ſo viel, daß Werther, und nicht wie vordem der Hofkammerpräſident, den wöchentlichen Vortrag an höchſter Stelle erhielt, daß ihm allein die Rollenverteilung

und die Bestimmung des Repertoires und endlich die Handhabung der Disziplin überlassen war, daß er außerdem die Anträge auf Neuanstellungen, Kontraktsverlängerungen, Gehaltsveränderungen, Dienstkündigungen und Entlassungen des Kunstpersonals direkt bei Sr. Majestät vorbringen konnte, während die Anträge auf Anstellungen und Entlassungen des Verwaltungspersonals der Hofkammer verblieben. Dabei unterlagen auch alle Dienst- und sonstigen Verträge in rechtlicher Beziehung der Prüfung durch die Hofdomänenkammer; Belohnungen und Unterstützungen an das Personal, Reisekosten und dergleichen durften nur mit ihrer Zustimmung angewiesen werden.

Diese der Intendanz eingeräumte, für die damaligen Verhältnisse schon ziemlich weitgehende Selbständigkeit wurde zwar, wie hier gleich beigefügt sein mag, in der Folge einmal unterbrochen, insofern dem Intendanten für einige Zeit der Vortrag beim Könige wieder entzogen worden ist, und die Hofkammer in heißem Ringen versucht hat, den früheren Stand wiederherzustellen; doch blieb sie nicht lange Siegerin und dem geschäftsgewandten, diensttüchtigen Werther gelang es bald wieder, die ihn bedrohenden Wolken zu zerstreuen.

Was er auf artistischem Gebiete für die Stuttgarter Hofbühne geleistet hat, ist in kurzem charakterisiert: Werther war ein Künstler durch und durch und darin sticht er so wohlthuend ab von der vorangegangenen Periode. Was er auf der Scene anfaßte, hatte Hand und Fuß; bei allem, was er auf der Scene that, schloß sich ein geistiger Horizont auf von Weite und Tiefe. Er konnte, wenn sein Interesse rege war, außerordentlich intensiv arbeiten, kannte dann keine Zeit und Mühe; aber er vermochte auch, wenn es ihn anwandelte, sich ausgiebige Erholung und Ausspannung beim edlen Waidwerk

und anderen Vergnügungen zu gönnen. Dem Perſonale ließ er gerne Freiheit, ſo weit immer der Dienſt es vertrug. Aber einen Fehler hatte er ihm gegenüber: er duldete nicht gerne andere Namen neben dem ſeinen, wenn es neue Inſcenierungen galt (den Regiſſeur Robert Müller hat er deswegen verloren), er erntete die Ehren, die zu holen waren, gerne allein ein; das ſoll aber bei den Praktikern der Bühne eine weitverbreitete Eigenſchaft ſein.

Ein ſpezifiſches Talent beſaß Werther für die Bewegung der Maſſen auf der Bühne, für die Belebung der Statiſterie. Unvergeſſen in dieſer Richtung bleibt die gleich nach ſeinem Eintritt erfolgte Neuinſcenierung des Julius Cäſar mit ihren Forums- und Lagerſcenen. Die Zöglinge aller höheren Lehranſtalten wurden dadurch in freudige Aufregung verſetzt. Ich erinnere mich in den letzten dreißig Jahren der Stuttgarter Theatergeſchichte keines ähnlichen Erfolges bei einem neueinſtudierten Schauſpiel. Im übrigen war es ſtaunenswert, was Werther in dieſem erſten Jahre alles leiſtete, wie üppig ſein Stuttgarter Bühnenfrühling in die Blüten trieb! Als eine ſeiner wichtigſten Aufgaben erkannte er es, das in Stuttgart lange Zeit zurückgebliebene Wagner-Repertoire auszubauen; war dem letzteren doch nicht einmal der Rienzi, geſchweige ein Stück der Nibelungen einverleibt. So war es eine That zu nennen, daß ſchon am 13. Februar 1885 — genau ein Vierteljahr nach Werthers Amtsantritt — Die Walküre in trefflicher Darſtellung, mit eigenen Kräften, vor die Rampe kam, und würdig reihte ſich daran die vier Monate ſpäter folgende Aufführung eines Werkes von Wagners großem Vorgänger Gluck. Der Theaterzettel vom 13. Juni 1885 meldet: Zum Erſtenmale Orpheus, Oper in drei Akten (Wiener Einrichtung). Die unvergleichliche Roſa Papier aus Wien, die leider ſo

früh verſtummte, ſang die Titelrolle und wirkte damals gleichzeitig mit bei dem erſten großen Stuttgarter Muſikfeſt.

Das leichte Kaliber der Oper war in jener Saiſon vertreten durch den Trompeter von Säkkingen, der erſtmals am 6. März 1885 (Geburtstag des Königs) ſein volkstümlich-wehmütiges „Es hat nicht ſollen ſein“ vom grünen Rheinufer widerhallen ließ. Uebrigens war in dieſem fruchtbaren Spieljahre kurz vor Werthers Eintritt ſchon eine Opern-Novität erſchienen: Arrigo Boitos Meſiſtofele, von dem Wilhelm Lübke, der ihn auf einer italieniſchen Reiſe kennen gelernt hatte, der Königin Olga ſo vorſchwärmte, daß ſie, was ſo ſelten geſchah, einmal einen Theaterwunſch kundthat. Den Fauſt gab damals Ferdinand Jäger, das Gretchen Frau Elzer; eine kleine Nebenrolle, den Nereus, ſang Balluff, den Werther in der Folge als erſten Heldentenor entdeckte. Im ganzen alſo in dieſem Zeitabſchnitt vier neue Opern, was vorher überhaupt noch nie vorgekommen war; im Schauſpiel die gleichfalls unerhörte Zahl von 19 größeren und kleineren Stücken, darunter nun die reiche Domäne der modernen Franzoſen, welche Wehl ſo gefliſſentlich brachliegen ließ. In Sardous Fedora ſchuf Kathi Frank, die fortan der Hofbühne drei Jahre lang als Gaſt und Hauptzugkraft des Schauſpiels angehören ſollte, eine Prachtsgeſtalt, wie man ſie bei uns in langer Zeit nicht geſehen hatte. In Freund Fritz (durch Dr. Baſſermann trefflich repräſentiert), in Paillerons: Die Welt, in der man ſich langweilt, wurden Schritt für Schritt koſtbare Bereicherungen des Spielplans gewonnen, und, was von der deutſchen zeitgenöſſiſchen Produktion geboten wurde, enthielt einige Haupttreffer, ſo: Der Raub der Sabinerinnen, von den Brüdern von Schönthan (allein in dieſer Saiſon elf Male gegeben), die beiden Blumenthalſchen Luſtſpiele Der Probe-

pfeil und Die große Glocke, während die anderen neuen Komödien: Die Mitbürger von Lubliner, Durchlaucht haben geruht! von Fritz Brentano und Der Weg zum Herzen von L'Arronge ſich als mehr oder minder taube Nüſſe erwieſen. Das klaſſiſche Drama hat Werther neben dem modernen niemals vernachläſſigt; ſo gehörten noch in ſein erſtes Amtsjahr als Neuheiten: Shakeſpeares Wintermärchen zum Erſtenmale in der Dingelſtedtſchen Bearbeitung, mit der Muſik von Flotow (Hermione Frau Wahlmann), das Demetrius-Fragment von Schiller (zuſammen mit Wallenſteins Lager gegeben) und Shakeſpeares König Richard II. In Wilbrandts Arria und Meſſalina erſchien im Mai 1885 von Wien, der Generalſchatzkammer für die Werther'ſchen Raritäten, Charlotte Wolter als Gaſt, alles Beweiſe, welches Gewicht Werther auf das Schauſpiel legte.

Das Spieljahr 1885/86 brachte in der Oper drei, außerdem in der Operette zwei Novitäten. Die letzteren ſtammten daher, daß König Karl, der wiederum einige Aufmerkſamkeit für ſein Theater zu hegen begann, das leichte, fröhliche Genre dem ernſten, tragiſchen bei weitem vorzog. Darum ſorgte Werther dafür, daß wiederholentlich im Frühjahr der luſtige Girardi ſein Wiener Witzfeuer praſſeln ließ. Der Widerſpenſtigen Zähmung von Hermann Götz wurde beifällig aufgenommen, gefiel aber eigentlich erſt ſpäter in Karl Mayers hervorragender Darſtellung. Zu des Königs Geburtstag erſchien neu Silvana nach Carl Maria v. Weber von Ferdinand Langer, mit neuen Dekorationen von Quaglio in München feenhaft ausgeſtattet. Die dritte Neuheit war Wagners Rienzi, mit Frau Vogl als Adriano; in kurzen Zwiſchenräumen folgten ſich davon fünf Aufführungen. Die beiden Operetten waren Der Zigeunerbaron und Gasparone. Im Schauſpiel (13 Novitäten)

ſchritten an der Spitze Der Hüttenbeſitzer von Ohnet und Cyprienne von Sardou (beide mit der Frank), dann kamen Blumenthals Ein Tropfen Gift, Gräfin Lea von Paul Lindau und Die Karolinger von Wildenbruch. Um Friedrich Haaſes Gaſtſpiel zuliebe ein altes Intriguenſtück nach dem Engliſchen als Neuheit vorzuführen wie Richelieu oder die Verſchwörung, dafür war ein ſo geſchmeidiger, flüſſiger Bühnenmann wie Werther leicht zu haben.

In dem gleichen Novitätenſchritt ging es aber im Spieljahre 1886/87 nicht fort, vielmehr zeigten ſich da ſchon Zeichen von Erſchlaffung. Nur eine neue Oper kam heraus und eine ziemlich abgeſchmackte dazu: Criſpin und die Pathe von L. und F. Ricci (zum 6. März). Das verwunſchene Schloß von Millöcker trug zu Unrecht den Namen einer komiſchen Oper, es ſtand ſo gut auf dem Operetten-Niveau, wie die andere Millöckerſche Errungenſchaft dieſer Saiſon, Die Jungfrau von Belleville. Im Schauſpiel (10 Erſtaufführungen) ſtanden die Franzoſen wieder im Vordertreffen. Scribes unverwüſtliche Feenhände, Sardous Flatterſucht, Gondinets Ein Pariſer, überſetzt von E. v. Zoller, ſchlugen nach einander ein, Werthers Kriegsplan mit Schönfeld als Tſchernitſcheff, ſpäter mit Mitterwurzer) nicht minder, während Tilli von Franzis Stahl und Der ſchwarze Schleier von Blumenthal es nicht über eine Mittelſtufe des Erfolges brachten. Von Bedeutung war die Aufführung der Hebbelſchen Nibelungen-Trilogie, die Verſetzung des Byronſchen Manfred auf die Bühne (Jendersky hatte das dramatiſche Gedicht zuerſt im Königsbauſaale ſelbſt vorgeleſen), und endlich die Erſtaufführung von Shakeſpeares König Heinrich V. Dieſe klaſſiſchen Schauſpiele befreite Werther von der unerträglichen Feſſel erzwungener Erſparnis des Szenenwechſels, wie Wehl ſie bei ſeinen Bearbeitungen

beliebt hatte, indem der erſtere die offenen Verwandlungen wieder einführte.

Die finanziellen Ergebniſſe der Wertherſchen Periode muß man unter dem Geſichtswinkel betrachten, daß in Koſtümen und Dekorationen außerordentliche Neuanſchaffungen zu machen waren, weil in den vorangegangenen Jahren Raubbau getrieben worden war. Die Ausgaben ſtiegen deshalb in dem letztgeſchilderten Zeitabſchnitt höher als vorher, der königliche Zuſchuß betrug im Durchſchnitt 300 000 ℳ jährlich, trotzdem die Einnahmen weſentlich gewachſen waren und der Theaterbeſuch im entſprechenden Verhältnis. Wenn man freilich einen Vergleich mit heute zieht, ſo ergiebt ſich ein Unterſchied, den man damals entfernt auch nicht geahnt hätte.

Nach einem Zwiſchenſtadium, das wir in der Einleitung flüchtig angedeutet haben und das die K. Zivilliſte ungewöhnlich ſchwer belaſtete, erfolgte nach dem Hinſcheiden König Karls (1891) die Berufung eines Intendanten, der einen in der Bühnenwelt ſchon bekannten und geſchätzten Namen durch ſeinen Vater, den Dichter und Intendanten Guſtav zu Putlitz, trug. König Wilhelm II. ſoll, als der Erkorene zur erſten Audienz von ſeiner Garniſon Karlsruhe hier eintraf, ausgerufen haben: „Mein Gott, wie jung ſehen Sie noch aus!“ Am 23. Januar 1892 vertauſchte Gans, Edler Herr zu Putlitz, das Portepée mit dem Theaterſzepter und daß bei ſeiner Jugend und ſeinem Mangel an praktiſcher Bühnenerfahrung ihm die erſten Schritte auf ſeiner neuen Laufbahn nicht leicht wurden, darf man wohl annehmen. Aber von Anfang an trug ihn das Wohlwollen und das warme aufrichtige Intereſſe, das ſein königlicher Herr der einheimiſchen Kunſtanſtalt entgegenbrachte und das im Laufe der Jahre ſich keineswegs abgeſchwächt, ſondern eher noch verſtärkt hat. König Wilhelm II., offenbar von der Ueber-

zeugung durchdrungen, daß ein für die künstlerischen und materiellen Erfolge seiner Geschäftsführung verantwortlicher Theaterchef nicht durch mühselige Instanzenwege eingeengt werden darf, hat das Verhältnis des Intendanten in liberalster Weise geregelt. Der Intendant hat die Auswahl der Stücke zu treffen, die Rollen zu besetzen und den Spielplan aufzustellen. Bei den regelmäßigen wöchentlichen Vorträgen an höchster Stelle (je Donnerstags) legt er den Spielplan-Entwurf vor und erstattet Bericht über bemerkenswerte Neuaufführungen und Neueinstudierungen. Engagements, Vertragsverlängerungen, Kündigung und Entlassung von Mitgliedern und der Angestellten des Verwaltungsfachs, ebenso Gastspielabschlüsse werden durch den Intendanten dem Könige vorgetragen; eine Prüfung der Verträge durch die Hofdomänenkammer ist nicht mehr erforderlich. Diese muß nur bei Anstellungen mit Pensionsberechtigung, wie in früheren Jahren, um ihre Aeußerung angegangen werden, bevor sie dem Könige vorgetragen werden, weil es sich hier um eine Belastung der Zivilliste handelt, deren Verwaltung die Hofkammer besorgt. In gleichem Sinne sind Anträge auf Pensionierung der letzteren mitzuteilen, welche darüber dem Könige Bericht erstattet. Die gleiche Vorschrift besteht für die übrigen Hofstäbe. Ueberhaupt ist die Hoftheater-Intendanz mit dieser Organisation in die Reihe der selbständigen Hofstäbe eingetreten und der Intendant übt dieselben Repräsentationspflichten aus, wie die übrigen Hofbeamten. Um alldies durchzuführen, war die Wahl des Königs für den Intendantenposten weder auf einen Theaterfachmann, noch auf einen dramatischen oder dramaturgischen Schriftsteller, sondern eben auf einen Hofkavalier gefallen.

Vollständig neu ist auch die Bestimmung, daß über den jährlich aufzustellenden Etat der Intendant dem Könige Vortrag

erſtattet, ehe er ſolchen der Hofkammer vorlegt, von welcher er mit den Etats der übrigen Hofſtäbe nochmals an die Krone gelangt. Innerhalb des an höchſter Stelle genehmigten Etats führt die Intendanz die Verwaltung und weiſt die Zahlungen an. Sollten wegen Ueberſchreitungen des Etats, nachträglichen Verwilligungen oder bei der Etatsberatung ſelbſt Meinungsverſchiedenheiten entſtehen, ſo ſchlichtet dieſe der König, während es früher nur eine unbedingte Unterwerfung unter die Befehle der Hofkammer gab. Auch der Laie begreift, wie fundamental die Aenderungen ſind, die auf dieſem Gebiete im Lauf der letzten Epoche ſich vollzogen und gute Früchte getragen haben.

Und wie ſpiegeln dieſe ſich — was immer die Hauptſache bleibt — in den künſtleriſchen Leiſtungen des königlichen Inſtitutes wieder? Dafür ſind die Belege nicht ſchwer zu erbringen. Wir halten in der Kunſt nicht allzuviel auf die Statiſtik, weil der künſtleriſche Wert der Vorſtellungen, nicht die Zahl, entſcheidet; immerhin fällt auch dieſe ins Gewicht und wir haben ſie bei den vorangegangenen zwei Perioden feſtgehalten. Auch dürfen wir hier vorweg feſtſtellen, daß, was die Oper betrifft, allmählich in Stuttgart Aufführungen ſtattgefunden haben, die an Vorzüglichkeit der ausübenden Kräfte, an Sorgfalt der Einſtudierung, an Glanz und Geſchmack der Inſcenierung und Ausſtattung, an einheitlichem Geiſte mit denen an jeder andern deutſchen Hofbühne ſich meſſen können. Ja, was noch wertvoller iſt, es waltete nicht bloß ein reger Eifer, es darin den andern gleichzuthun, ſondern es entwickelte ſich mehr und mehr auch eine lebendige Initiative zur Ueberflügelung der andern und Vorgänge wie die erſte Verpflanzung von Mascagnis Ratcliff auf die deutſche Bühne erinnern an jene Glanzzeit der Stuttgarter Hofoper um die Mitte dieſes Jahrhunderts, wo ein Meyerbeer bei der Uebertragung einer ſeiner Opern auf

deutſchen Boden zuerſt an Stuttgart dachte, dort ſelbſt die Proben leitete (zu ſeinem Nordſtern, September 1854) und den Taktſtock ſchwang bei der Erſtaufführung.

Es war kaum anders möglich, als daß die erſten Jahre für Baron Putlitz mehr oder minder noch ein unſicheres Taſten waren, daß manches mißlang, manches einſchlug, daß wohl gleich von Anfang an eine ſtarke geſchäftsmänniſche Gewandtheit, ein Blick für das Nützliche und Einträgliche ſich kundthat, weniger aber noch ein klarerkennbares Programm mit hochgeſteckten künſtleriſchen Zielen. Der neue Intendant wandte aber den höchſten Fleiß auf, ſeiner Aufgabe mehr und mehr Herr zu werden, und eine entſchiedene angeborene Befähigung kam ihm dabei zu ſtatten. Hatte Werther bei allem, was er brachte, nach Wien gravitiert, ſo gravitierte Baron Putlitz nach Berlin. Die Schule des Neuen und Neueſten war es, was ihn anzog, er war durchdrungen von dem Bewußtſein, man könne nicht ewig die alten klaſſiſchen Tragödien ſpielen, man müſſe die Bühne freigeben dem jungen dichteriſchen Nachwuchs.

Das Spieljahr 1894/95 brachte Novitäten in Hülle und Fülle, fünf in der Oper: Die verkaufte Braut von Smetana (zum Geburtstage der Königin Charlotte am 10. Oktober); Iphigenia in Aulis von Gluck in Richard Wagners Bearbeitung (zum Geburtstag des Königs am 25. Februar); Gottfried Linders Konradin von Schwaben in neuer Bearbeitung; das muſikaliſche Idyll Janie von E. Jaques-Dalcroze und Humperdincks poetiſches Märchenſpiel Hänſel und Gretel. Außerdem die beiden Operetten Farinelli von Hermann Zumpe und Suppé's Schöne Galathea. Im Schauſpiel wurde ſelbſt die von Werther erreichte höchſte Zahl der Novitäten noch übertrumpft: nicht weniger als 25 größere und kleinere Stücke gingen als neu in Scene, darunter manch leichte Ware, ſo daß

faſt ſchon die Aufzählung ermüdet. Es ſeien hier in chronologiſcher Folge genannt: Kriemhilde von Wilhelm Meyer; Kollege Crampton von Gerhart Hauptmann; Großſtadtluft von Blumenthal-Kadelburg; Die Kameliendame und Heimat durch die italieniſche Truppe von Eleonore Duſe; Der Meiſter von Palmyra von A. Wilbrandt; Rigmor von Georg v. Ompteda; Madame Sans-Gêne von Sardou (mit Jenny Groß); Wie die Alten ſungen von Karl Niemann; Sigrun von Karl Weitbrecht; Schubart von Graf Leutrum von Ertingen; Der Pfarrer von Kirchfeld von Anzengruber; Paſtor Broſe von L'Arronge ꝛc. ꝛc. In dieſer Saiſon wurden für das Perſonal der Oper folgende zum Teil ſchwerwiegende Neuerwerbungen gemacht: Nikolaus Rothmühl, Karl Somer, Sophie Wiesner, Martin Klein, Moritz Frauſcher, Johanna Brackenhammer, während ſchon im Jahre vorher Eliſa Wiborg angeſtellt worden war. Eine hervorragende Kraft hatte Baron Putlitz außerdem in dem Oberregiſſeur Harlacher gewonnen, der um die Pflege der Oper auf der Stuttgarter Hofbühne ſeine großen Verdienſte hat. Im Schauſpiel wurde 1894/95 nur eine einzige Kraft, Herr Göhns, neu engagiert.

Das folgende Spieljahr (1895/96) geſtaltete ſich glänzend. Gleich die Feſtoper zum Geburtstag der Königin: Zaïra von P. V. de la Nux, der ſelbſt aus Paris erſchien, imponierte durch prachtvolle Ausſtattung und ausgezeichnete Rollenbeſetzung. Dann folgte am 27. Januar 1895 in Gegenwart Pietro Mascagnis die ſchon erwähnte Première ſeines Ratcliff (einer Kraftrolle Rothmühls, worin er im letzten Sommer bei dem Geſamtgaſtſpiel der Stuttgarter in Leipzig ſich ebenfalls auszeichnete). Es war ein künſtleriſches Ereignis erſten Ranges für Stuttgart — nicht ſowohl weil etwa Ratcliff ein unanfecht-

bar daſtehendes zugkräftiges Werk wäre, ſondern weil durch die Anweſenheit des jungen Italieners ein mächtiger Impuls in unſer ganzes einheimiſches Muſikleben gebracht wurde. Der Geigenmacher von Cremona von Jenö Hubay erzielte ebenfalls einen ſchönen Erfolg und die Feſtoper zu des Königs Geburtstag: Aſtorre von Krug-Waldſee, galt doch als achtenswerte Talentprobe. Der Vogelhändler von Zeller und Boccaccio von Suppé waren die Operetten-Novitäten dieſer Saiſon, während das Schauſpiel zwei Treffer von Hermann Sudermann: Die Schmetterlingsſchlacht und Glück im Winkel (mit Luiſe Dumont) brachte, daneben Mariana von Echegaray, ſodann ein fragwürdiges „romantiſches Schauſpiel im alten Stil" von Karl Bleibtreu: Der wahre König, Wohlthäter der Menſchheit von dem begabten Felix Philippi, Halali! von Richard Skowronnek und im klaſſiſchen Drama Die Jüdin von Toledo von Grillparzer, Timon von Athen in der Bulthaupt'ſchen Bearbeitung, Der Neffe als Onkel von Schiller ꝛc. ꝛc. In dieſer Saiſon wurden für das Schauſpiel verpflichtet: Egmont Richter an Stelle von Max Freiburg und Alexandrine Roſſi; für die Oper Giſela Blätterbauer und als künſtleriſcher Rekrut der Baritoniſt Auguſt Kieß, die beiden letzteren nur auf ein Jahr.

Die letztverfloſſene Saiſon (1896/97) zeigt gegen die vorangegangene noch ein deutliches, ſtetiges Weiteremporklimmen, eine Weiterentwicklung ohne Raſten und Roſten. Zwar erſchienen diesmal zu den Geburtstagen der allerhöchſten Herrſchaften keine Opern-Novitäten, aber zwei Neueinſtudierungen (Figaros Hochzeit, 10. Oktober, Die Krondiamanten, 25. Februar) in vollendeter Aufführung. Neu in der Oper waren: Dalibor von Smetana, Der Evangelimann von Kienzl, Gwendoline von Chabrier (ein wagneriſierendes, äußerſt ſchwieriges

Werk, in dem Hofkapellmeiſter Dr. Obriſt und Sophie Wiesner Bedeutendes leiſteten), Das Heimchen am Herd von Goldmark, Triſtan und Iſolde von Wagner (mit Emil Gerhäuſer von Karlsruhe), dann die zwei Werke von Mascagni: Zanetto und Silvano, welche in Deutſchland ebenfalls auf unſerer Hofbühne zuerſt das Lampenlicht erblickten. Rechnet man auch nur die Rieſenarbeit, welche dieſe neuen Opern koſteten, wozu aber noch die Vorbereitungen für das Leipziger Geſamtgaſtſpiel kamen, ſo muß man ſtaunen über die hier entfaltete großartige Leiſtungsfähigkeit, während es im Schauſpiel (Oberregiſſeur Karl Skraup) zwar nicht an Fleiß und Anſtrengung, wohl aber an dem nötigen Mitgliederſtamm und zuweilen an dem erforderlichen Aufwand fehlte, um gleiche künſtleriſche Erfolge wie in der Oper zu erzielen.

Der Spielplan des rezitierenden Dramas war außerordentlich belebt durch Novitäten: Renaiſſance von Schönthan und Koppel-Ellfeld, Gyges und ſein Ring von Hebbel, die Kameraden von Ludwig Fulda, der eingebildete Kranke von Molière, den impoſanten Ibſen-Zyklus, der als neu Rosmersholm, Die Wildente und Die Frau vom Meere brachte, Morituri von Sudermann, Doktor Schmidt (Schiller) von Karl Weitbrecht, Der kleine Lord von Burnett, Komteſſe Guckerl von Schönthan und Koppel-Ellfeld, Der Sohn des Kalifen von Ludwig Fulda, Frou-Frou von Meilhac und Halévy, Der Dornenweg von Philippi, Napoleon von Bleibtreu, Die Wiederkehr von François de Curel, wozu noch eine entſprechende Zahl meiſt luſtiger Einakter kommen. Im ganzen waren es 27 neue Schauſpiele, welche die letzte Saiſon neben den 10 neuen Opern und Operetten brachte, eine bisher überhaupt nicht annähernd erreichte Geſamt-Ziffer! Was das heißt für den ganzen Kunſtkörper, welche Anſpannung der Kräfte bis auf's äußerſte, das fällt erſt recht in die Augen,

wenn man erwägt, daß unter Baron Putlitz an den Sonntagen Nachmittagsvorſtellungen (Schauſpiele) eingeführt wurden, ohne eine Vermehrung der etatsmäßigen Mitgliederzahl. Wahrlich, hier gilt das Shylockſche Wort: „In meinem Stocke hauſen keine Drohnen!“

Neben den Nachmittagsvorſtellungen wurden auch ſolche zu halben Preiſen eingeführt, überhaupt geſchah alles, um den Theaterbeſuch zu heben. Die Intendanz hatte ein feines Ohr für alle aus dem Schoße des Publikums vernehmbaren, berechtigten Wünſche, insbeſondere auch mit Bezug auf das Kaſſenweſen und die bauliche Einrichtung des Hoftheaters. Da das geſamte Bauweſen des letzteren nach wie vor der Hofdomänenkammer unterſtellt blieb, ſo iſt aus den in den letzten Jahren vollzogenen Neuerungen mit Sicherheit zu ſchließen, daß das nunmehrige Präſidium (Freih. v. Herman) den Theaterangelegenheiten ein größeres Verſtändnis entgegenbringt, als dies früher der Fall war. So darf es nicht Wunder nehmen, daß infolge zuſammenwirkender glücklicher Maßnahmen die Frequenz des Hoftheaters in der letztgeſchilderten dreijährigen Periode dergeſtalt wuchs, daß die Einnahmen eine Höhe von über 450000 ℳ im Durchſchnitt der dreijährigen Periode erreichten, während ſie unter Werther ſich auf circa 330000 und unter Gunzert-Wehl auf 355000 ℳ im Jahresdurchſchnitt der angeführten Perioden beliefen. Während nun die Ausgaben unter Putlitz, wie unter Werther, durch die geſteigerten Anſprüche der neueren Zeit an zugleich ſtilgerechte und prunkvolle Ausſtattung, ſowie durch die ins Maßloſe fortwachſenden Gagenforderungen der erſten Bühnenkräfte ebenfalls gewaltig zugenommen haben, ergiebt ſich die für die königliche Zivilliſte jedenfalls ſehr erfreuliche Thatſache, daß ſie im Laufe des letzten Trienniums immer weniger in Anſpruch genommen wurde, trotzdem —

oder vielmehr weil so unendlich viel mehr geboten wurde als in früherer Zeit. Das einst beliebte System, die Ausgaben und damit die Qualifikation der Künstler herunterzudrücken, würde heute statt einer Verminderung des durch die Krone zu deckenden Defizits ein riesiges Anwachsen desselben zur Folge haben, weil dadurch einfach der Theaterbesuch bedeutend abnehmen würde.

Ein Moment aber ist es, das bei dem letzteren schwer, sehr schwer in die Wagschale fällt. Der König selbst geht mit leuchtendem gutem Beispiel voran, er kümmert sich um jedes Rad, das in dem verwickelten Organismus einer solchen Kunstanstalt mitwirkt, er hegt ernste Sorge für ihr Blühen und Gedeihen und versäumt, wenn er in der Hauptstadt, beziehungsweise in Marienwahl residiert, so leicht keine wichtigere Vorstellung. Und welch regen Anteil seine in diesen Dingen völlig mit ihm übereinstimmende hohe Gemahlin, die Königin Charlotte, am Theater und an den Stücken der zeitgenössischen Dichter nimmt, erhellt am besten daraus, daß sie diese Stücke vor der Aufführung zu lesen pflegt. Bei einem dritten Mitgliede des königlichen Hauses, der Prinzessin Pauline, treten noch litterargeschichtliche Interessen hinzu: häufig befiehlt der König ihr zu liebe eine Aufführung, damit sie Gelegenheit hat, irgend eine erlesene Schöpfung unserer klassischen Dichter kennen zu lernen. So genießt die K. Hofbühne zu Stuttgart derzeit den „belebenden Hauch von oben," ohne den ein solches Institut nur kümmern kann, denn nicht bloß der ganze Hofstaat und die Aristokratie schwört mit dem erlauchten Herrscherpaar auf das K. Hoftheater, sondern auch das große Publikum fühlt sich dadurch und durch die dargebotenen Leistungen lebhaft und nachdrücklich angezogen. Leere Häuser sind nicht mehr Mode am Hoftheater zu Stuttgart. Aber es handelt sich noch um eine

andere, nicht ſo offen daliegende, vielmehr intime und in die feinſten Lebensfaſern des künſtleriſchen Schaffens eingreifende Wechſelwirkung: Wie ſo ganz anders fühlen ſich die darſtellenden Künſtler angeſpornt, ihr Beſtes zu bieten, wenn das Auge des Landesfürſten, der Landesfürſtin, freundlich und huldreich auf ihnen ruht, wenn es mit wohlwollendem Intereſſe ihren Leiſtungen folgt, und wenn aus der Loge gar aufmunternder Beifall erklingt, die Jahre, Jahrzehnte lang verwaiſt lag!

Drei Briefe
des Bildhauers Johann Heinrich Dannecker
an ſeinen ehemaligen Karlsſchule-Genoſſen, den General Georg Friedrich Scharffenſtein,
aus den Jahren 1810—1813.

Aus Cod. hist. Fol. Nro. 759[1]) der k. öff. Bibliothek in Stuttgart
mitgeteilt von **A. Wintterlin**
(Stuttgart)

1.

Stuttgardt, den 17ten Februar 1810.

Ja, lieber lieber Scharffenſtein, ich habe Dein mir unausſprechlich theures Schreiben aus dem Feld[2]) erhalten: ich bewunderte darin deine groſe Einbildungskraft, deine tiefe Einſichten, deinen Muth und Krafft wie dein Zartgefühl, ich freute mich von Dir an unſere Alte Freundſchafft erinnert zu werden.

Lieber Scharffenstein, Du kamſt mir nie aus dem Herzen,

---

[1]) Scharffenſteiniſcher Nachlaß. Die Orthographie iſt beibehalten; die Interpunktion zuweilen ergänzt.

[2]) Dem öſterreichiſchen Feldzug von 1809.

ja ich darf Dir nicht ſagen ohne Lächerlich zu werden, wie ſehr meine Seele an der Deinen hängt. Wenn ich ſo ruhig in meinem Atèlier bin, an Dich und die Kunſt denke, ſo wünſchte ich Dir offt einen Feldzug nach Italien zu machen, Winkelmann und Göthe hätteſt Du beide erſezt. — Vieleicht wäre aber mein Freund ein ſchlechter Soldat geworden, welches heutzutag und beinahe immer der wichtigſte Stand iſt. Was iſt der Künſtler neben dem Soldaten? — Weib — und Mann. —

Deinen lieben Brief aus dem Feld würde ich Dir ſogleich beantwortet haben, wenn ich gewußt hätte, wohin? Du haſt ein Königreich nach dem andern erobern helfen, biſt mit großen Ehren heimgezogen und [haſt] unſerem lieben Vatterland groſe Dienſte gethan, dafür ſeegne Dich Gott! — Ich arbeite fleißig und ringe wie in einer ſtillen Wuth, höher und höher zu ſtehen. — — lieber Freund, glaube mir, dieſe ſtille Wuth nach Höhe und Ehre iſt nicht nach dem Wort zu nehmen, es iſt unſchuldiger, wenigſtens fühle ich es nicht anders, es iſt nur Freude an dem Schönen und liebe zu meiner Kunſt. Freund komme hieher, wir wollen uns miteinander freuen. Abgüße der göttlichen Meiſter-Werke ſind in meinem Hauß, ich habe ein Local, wo ich einen General logiren kann. —

Dich liebt und verehrt Dein

Mein l. Weibchen empfiehlt ſich unterthänig.

Dannecker.

Adr. Seiner Excellenz dem
Herrn General von Scharffenſtein
in Heilbronn.[1])

[1]) Damalige Garniſon von Sch.

2.

Stuttgardt, den 19ten April 1812.

Ja, ein fauler Geſell bin ich, und ich geſtehe, daß ich recht herzlich lachen mußte, daß du mich ſo richtig und wahr mit dem faulen Geſellen an Plaz ſezteſt. Faul bin ich, aber dennoch kein kalter Michel; glaube mir, Du ſtehſt manche Stunde in der Einbildung vor mir und [ich] denke, wenn ich die Sache in gedanken mit dir abgethan habe, daß es ſchwarz auf weiß vor deinen Augen liege(n). Deine feine tiefe Bemerkung über Schik's Gemählte[1]) iſt fein und rein aus dem Menſchlichen herausgenommen, ſo wie das Bild aus dem rein menſchlichen zuſammen geſezt iſt. Ich habe, was ſich thun ließ, dem Meiſter dieſes bildes vorgeleſen und er hat ſich ſehr darüber erfreut, ſo tief verſtanden worden zu ſeyn. Mir war deine Idee neu daß das Weib apollo anderſt bewundert, als der Mann.[2]) Ach lieber Freund, wie ſehr wünſche ich dich öffters hier zu ſehen. — Meinen amors Kopf ſollſt Du haben aber, lieber, ich muß dich bitten, einige Gedult zu haben, weil die Form von der Statue in herrſchafftlicher Verwahrung liegt und ich abpaſſen muß, biß ich gelegenheit erhalte, einen abguß davon machen zu können. mein Amor fehlt dir nicht, der bleibt dir heilig. —

Busten[3]) liebſt nicht, es geht mir, wie Dir, wenn beſonders kein Interesse als ein glattes Geſicht herausſiehet und doch

---

[1]) Apollo unter den Hirten; in der k. Staatsgalerie zu Stuttgart.

[2]) Sch., von dem 3 Briefe an D. in Abſchriften vorhanden ſind, hatte geſchrieben: „„Alle Mädchen ſind in den ſchönen Gott verliebt, nach verſchiedenen Caracteren und Gradationen. Bey den Männern, ſieht man, iſt die Wirkung mehr nach Innen.““

[3]) Scharffenſtein überſah die ökonomiſche Seite der Sache, als er dem Freunde ſchrieb: „„Noch eins, ich habe dich nicht betrüben wollen,

müßen sie gemacht werden. — es hat sein eigenes interesse, das mich, wie du von mir glauben wirst, nicht besonders anzieht. Lebe glücklich, das wünscht von Herzen dein dich liebender glüklicher (wenn gleich fauler Gesell)

Dannecker.

3.

Lieber, Lieber unendlich Lieber Freund!

Du hast recht, im Briefschreiben bin ich ein fauler Hund, warum, will ich dir sagen. Weil mirs gemüthlicher ist, bei meiner Arbeit an den Freund zu denken; geht sie nach Wunsch, so wünsche ich, daß du es sehen möchtest: geht sie schlecht, so wünsche ich nach deinem Rath; Du stehst mir offt vor Augen und im Herzen. Was sagst du dazu? Wenn ich einen Christus mache? — Mit Zeichnung en Profil habe ich angefangen, den Kopf zu studiren und bereits den 23sten fertig; der letzte ist bei weitem der beste: das Ideal muß studirt seyn, es kommt nicht im Guß, er muß schon Christus Bildniß haben, wo steckt dieses? — Ich habe es so weit, daß der lezte von alt und jung, von dum und gescheit als ein Christus anerkant wird: Dieses ist aber noch nicht alles, er muß die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel jagen und die Kindlein zu sich rufen. Vom Kien bis an das Aug ist Gemüth und

---

aber jetzt muß es heraus. Dein vieles Portraitiren ärgert mich. Werden dich denn die Molchköpfe auf die Nachwelt bringen, wan du sonsten nichts gemacht hättest! Es ist profanation der Sculptur, wan sich unbedeutende Vornehme oder reiche Tropfen und erzgemeine Gesichter so haben wollen; diese miserable Egoisten sollen sich in Gips, in Wachs mit Haut und Haar abformen, und den Guß anstreichen laßen, das sieht ja noch viel gleicher. Büsten deiner Hand, gehören dem Ideal, oder Unsterblichen Menschen.""

hinauf der Geiſt. Ich will Chriſtus vorſtellen, wie er der Menſchheit zu ruft, „folget mir nach.“

Es gibt Leute, die glauben, ich wäre dazu nicht from genug; ich will nun dich bitten, mich noch mehr zu begeiſtern, nur der reine Menſch, der die ganze Menſchheit liebt, kann mir helfen. — — Du gabſt einen großen Beweiß davon in Lenz.[1]) Du glaubſt nicht, wie glücklich ich in Wien, an einer Mittagstafel von ohngefehr 20 Perſohnen bey einem Banquier war, neben mir ſaß ein Herr; fragte mich ob ich Würtembergiſche höhere Officiers kenne? Ja. Kennen Sie General Scharfenstein? Ant. recht gut. „O das iſt ein vortrefflicher Menſch, Sie glauben nicht wie ſehr ihn die Stadt verehrt und liebt; ich fragte den Hr.: nach ſeinem Nahmen,[2]) den ich nimmer vergeße. Er iſt nun in Wien angeſtellt, weiß aber nicht mehr Wie? Wollen Sie die güte haben, meinen Nahmen bei der Durchreyſe dieſem vortrefflichen Mann [zu] geben? Von Herzen gerne. Ja wenn Gen[er]al Scharffenstein heute als ein armer Mann nach Lenz käme, Morge[n] wäre er der reichſte Mann. Was ich hier ſchreibe, iſt keine Lobhudeley[3]) wie über den Amor, doch muß ich ſagen, er hat die Idee von mir aufgefaßt. Ich hoffe mein amor ſoll mein beſtes werden, wenn gleich die Königl. Aufgabe mich ſehr in Verlegenheit brachte. Er beſtellte nehmlich einen amor von 4 Schuh 8“, alter 11 Jahr, der in einer Hand den Bogen, in der andern den Pfeil unter ſich hält und unter ſich ſieht. Ich merkte gleich, daß dieſes

---

[1]) Linz.

[2]) Ein Herr von Sonnenſtein, ehemals Kreishauptmann in Linz.

[3]) Sch. hatte geſchrieben: „„Im Morgenblatt [1815 S. 568] las ich lezthin etwas von Dir und über deinen Amor. Dieſe Lobhudler verſtehen dich und die Kunſt nicht.““

auf eine ſeiner Umgebungen anſpiele,[1]) war auch dadurch ſehr gedemüthigt, glaubte ſogar, die Kunſt dadurch herabgeſetzt: ich verfertigte das Model nach der Aufgabe und ließ es in Marmor ebauchiren, aber an die Vollendung deſſelben mochte ich nicht denken, weil es nicht aus meinem Herzen kam, ich ließ es gegen ein halbes Jahr unberührt ſtehen, mein liebes Weibchen bewunderte die Gedult des Königs, ich faßte einen andern Sinn, andern Ausdruck und bekam Muth zu der Bearbeitung. Ich dachte mir Amor von der Psyche[2]) überwunden und durch glühend Oehl aus der Lampe verwundet, dadurch iſt er nun der reine Amor, ſeine Verwundung auf dem Schulder-Blatt iſt ein herrlicher Sinn, hier ſizt der Flügel, nun iſt er nicht mehr ſo volage, ſondern ein göttlich reiner Amor. Ich denke bis auf den Herbſt ihn zu vollenden, allgemein wird der Ausdruck bewundert, nehmlich es geht etwaß in ihm hervor, weißt ſelbſt nicht was? — der ausdruck iſt wahr und wenn gleich als gemiſchter Ausdruck für jeden anſprechend. Du ſieheſt, daß es nicht rathſam iſt, mich wegen Faulheit zu ſchelten, nun biſt du mit meinem Geſchmier geplagt, ich will enden, Dich herzlich bitten, mir bald wieder zu ſchreiben, Gott ſchenke uns ruhige Tage, ich liebe die wirgliche[n] auch, weil ich hoffe, ſie führen zu etwas beſſerem. Dieſe müſſen und werden kommen.

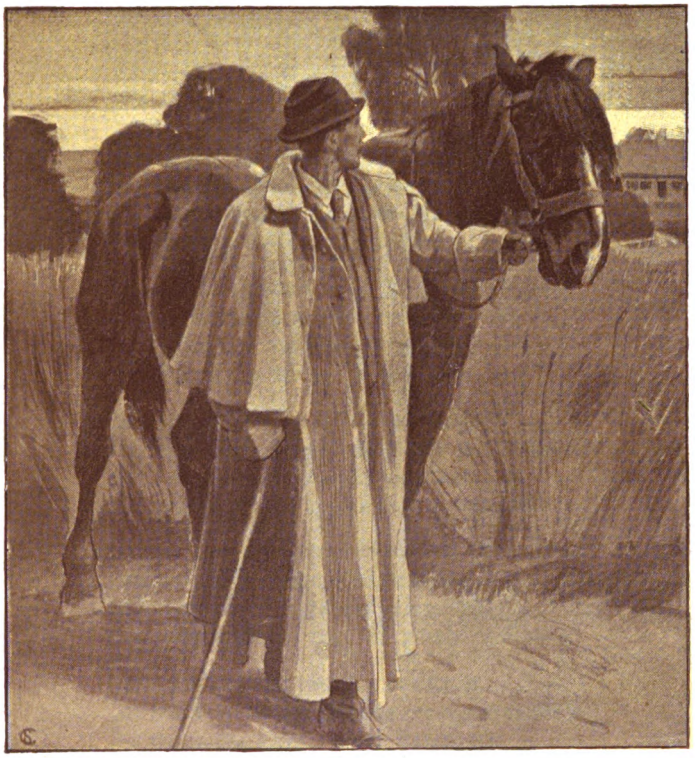
Ewig

Dein

Stuttg. d. 22ten Augſt. 1815. Dannecker.

[1]) Ob D. dem Könige mit dieſer Vermuthung nicht Unrecht that? Für eine Neckerei war denn doch eine Marmor-Statue zu theuer! Das hätte Hofmaler Seele billiger — und williger beſorgt.

[2]) Nach dem Märchen „Amor und Pſyche" von L. Apulejus.



Chr. Speyer (München) Studie

Friede

Vom lieben Berg der Heimat grüßt ein Hain
Von hochgewachſnen, wipfelſchlanken Föhren,
Die wiegen leis ihr Haupt im Sonnenſchein,
Des eignen Rauſchens Zauberſang zu hören.

Wie oft, dem wirren Lärm der Stadt entflohn,
Lag ich auf weichem Moos, ein ſtiller Knabe,
Dort oben, daß am ſüßen Wunderton
Der Bäume ſich die junge Seele labe!

Ich lag im Traum, zur Erde hingeſtreckt;
Die breite Welt ſchien kreiſend mir zu ſchwinden,
Der tiefe Himmel, vor mir aufgedeckt,
Mit tiefrem Blau ſich leuchtend zu entzünden.

Und an dem tiefen, traumverlornen Blau
Sah ich, gleich ernſten Ewigkeitsgedanken,
Aufragend aus des Lebens grüner Au,
Die dunkeln Wipfel hin und wieder ſchwanken.

Vom Frieden reden ſie, der droben iſt,
Ich hab's in ſcheuer Andacht oft vernommen —
Du magſt ihn hören, wo du immer biſt,
Den wunderbaren Himmelstroſt der Frommen.

Ich habs vernommen, als zum heilgen Raum
Empor ich wieder ſtieg nach langen Jahren;
Ich hab's vernommen, nicht im Knabentraum,
Ich hab's im Kampf der argen Welt erfahren.

So wall' ich wieder hin, zum Wald empor,
Nun Hand in Hand mit meinem trauten Kinde;
Dem Sang der Bäume lauſcht der Liebſten Ohr,
Es ſpielt ihr blondes Haar im Abendwinde.

Sieh wie die Wipfel hoch im Sonnenſtrahl,
Indes zum Thale ſich die Nebel ſenken,
So nah dem lieben blauen Himmelsſaal,
Jetzt leiſe rauſchend unſer Glück bedenken!

Von einer ſtillverborgnen Seligkeit,
Von Herzensglück in gut und böſen Tagen,
Daran kein Uebel rührt, kein Neid noch Streit —
Der Bäume Rauſchen weiß davon zu ſagen.

Dort unten ihr im trüben Qualm der Stadt,
Was ſoll in Haß und Qual das eitle Kriegen?
Indes von Himmelsfrieden ſtill und ſatt
Die Bäume Gottes ſich im Glanze wiegen!

Kind, laß uns gehn, die frohe Botſchaft will
Verkündigt ſein den umgetriebnen Seelen,
Ob auch die blinde Menge frech und ſchrill
Nach Erde ruft aus tauſend rauhen Kehlen.

Den harten Kampf, den Graus der alten Nacht,
Laß uns beſtehn in feſtverſchlungnem Bunde —
Nur daß vom Himmel uns die Gottespracht
Umleuchte kräftiglich im Herzensgrunde!

Von Gottes Bergen gebt uns immerzu,
Ihr hochgewachſnen, wipfelſchlanken Föhren,
So oft das Herz verlangt nach Himmelsruh,
Das ſanfte Säuſeln ſeines Geiſts zu hören!

Neuenſtadt a. L. K. Ziegler

Der reiſende Selbſtmörder

Eine heitere Geſchichte auf dunklem Grund

Von Paul Lang

(Urach)

1.

„Wieder nichts! Wieder einmal ein Narr geweſen!“ rief der junge Doktor Rudolf Ottmar erregt, indem er einen Brief, den er im abendlichen Dämmerlicht am Fenſter geleſen, auf den grünen, mit Büchern und Papier bedeckten Tiſch warf. „Und dieſe heilloſe Art der Reſidenzler, einem Menſchen, der doch kein Kind mehr iſt, die bitteren Pillen zu überzuckern. Sagt mir's deutſch: du biſt nichts nütze; man kann dich im hohen Rat der Götter und Halbgötter nicht brauchen! — ſo will ichs ſchlucken und mich ducken. Aber dieſe erbärmliche Höflichkeit! O wenn mir nur heut abend noch ein rechter Grobian in die Hände liefe!“

Er ging mit großen Schritten in ſeinem kleinen, einſamen Stübchen auf und ab, dann riß er ſeinen ſchwarzen Filzhut vom Nagel, ordnete in der Eile ſeinen Anzug vor dem Spiegel und ſagte vor ſich hin: „Nun geh ich zu meinem alten Profeſſor

Niederhöfer und zwar zu Fuß; vielleicht iſt doch eine Stelle auf der Anatomie frei, dorthin würd' ich paſſen. Der Nachtmarſch wird mir gut thun." Die Thüre hinter ſich zuſchmetternd, ſtürmte er ins Freie. —

Kaum hatte er das Zimmer verlaſſen, ſo trat ſeine Hauswirtin, die Witwe Hofmann, herein: „Ei, ei, was mag's wieder gegeben haben?" ſagte ſie kopfſchüttelnd. „Der gute Herr iſt ja fortgerannt, wie wenn das wilde Heer hinter ihm her wäre. Da hat er den Papierkorb umgeworfen. Und, ei, ei" — der Schein des Wetterleuchtens zuckte von der nahen Waldwand herüber durchs Zimmer — „den Regenſchirm hat er auch einmal wieder vergeſſen; wenn er nur vor dem Gewitter noch heimkommt."

Frau Hofmann öffnete ein Fenſter und zündete die Lampe an; ihr Licht fiel auf ein wirres Durcheinander; denn der Herr Doktor war Junggeſelle.

Die Hauswirtin ergriff den Kehrbeſen; die Papierfetzen, ſowie die welken Blumen und Gräſer, die am Boden verſtreut lagen, verſchwanden; die Tabaksaſche, die ſich zwiſchen den Zeitungen angeſiedelt hatte, wurde weggeblaſen; in dem porzellanenen Kelch, der auf dem Schranke ſtand, prangte ein friſcher Roſenſtrauß und im meſſingenen Leuchter eine ſchlanke, ſtolze Stearinkerze. Nur der Schreibtiſch blieb völlig unberührt. Den wagte Frau Hofmann kaum anzuſehen, und ſo lag der Brief, der den Doktor in Harniſch gebracht hatte, ruhig neben einem Werk über die Heilkunde und einer Shakeſpeareüberſetzung.

Bereits hatte das Zimmer unter der Hauswirtin ordnenden Händen ein freundliches Ausſehen gewonnen, da erſchien ein hochaufgeſchoſſener Student in der offenen Thüre.

„Wohnt hier vielleicht Herr Doktor Ottmar?" fragte eine wohlklingende Baßſtimme.

„Zu dienen, ja! Aber er iſt ausgegangen.“

„Schade! Iſt er vielleicht im — wie heißt der Gaſthof hier am Marktplatz vorn?“

„Im „Löwen“? Ich glaube kaum.“

„Kommt er wohl bald zurück?“

„Das kann ich nicht ſagen. Schwerlich.“

„Bitte, richten Sie ihm einen ſchönen Gruß aus; zwei Univerſitätsfreunde hätten ihn gern beſucht,“ ſagte der Student, indem er der Hauswirtin eine Karte übergab.

Frau Hofmann ſah dem jungen Mann nach; es kam ihr vor, ſein Tritt auf der Treppe ſei etwas unſicher. Doch, es war ja auf der Treppe auch ſchon recht dunkel. —

Der Doktor war indeſſen eilig über den Marktplatz gegangen und hatte die Landſtraße, die nach der Univerſitätsſtadt führt, eingeſchlagen. In den letzten Häuſern des Marktfleckens Framersbach war ſchon alles ſtill, die Landleute gehen im Hochſommer zeitig zu Bett. Ein paar halbgewachſene Burſche gingen ohne Gruß an ihm vorüber. Ottmar wußte nicht, ob es Einheimiſche oder Fremde waren; er kannte die Leute des Orts nicht genau und war etwas kurzſichtig. Gleichwohl verdroß es ihn, daß er nicht gegrüßt worden war. „Ungezogenes Volk!“ murrte er; „das iſt wieder einmal die berühmte ländliche Treuherzigkeit.“

Er drückte den Hut tiefer in die Stirn und ging weiter. Eine Pflanze, die am Wegrain wuchs, hemmte ſeinen raſchen Schritt; er kannte die Pflanzen ſelbſt in der Dämmerung beſſer, als er mit den Ortsbewohnern bekannt war, und das Gewächs, das er eben unterſuchte, hatte er noch nicht in ſeiner Sammlung. — Da hörte er Schritte hinter ſich.

„Grüß Gott, Herr Doktor! Wohin ſo ſpät? Sie wollen gewiß uns noch einen Beſuch machen.“

„Guten Abend Herr Pfarrer! Nein, ich gehe nach der Univerſität, ich will wieder Student werden.“

Der Pfarrer, ein junger Mann, lachte: „Sie machen Spaß, da hätten Sie ja die ganze Nacht hindurch zu wandern.“

„Das will ich auch; und wo kommen Sie her, Herr Pfarrer?“

„Aus der Reſidenz,“ ſagte der Geiſtliche, indem er auf ſeine volle Reiſetaſche klopfte. „Das ſollten Sie eigentlich einem Landpfarrer anſehen; wenn er einmal in die Stadt kommt, ſo kehrt er mit fremden Schätzen reich beladen zurück zu den heimiſchen Geſtaden. Namentlich hat die Frau Pfarrerin viele Wünſche.“

„Iſt immer erbaulicher, als was mir heut aus der Hauptſtadt zugeflogen iſt.“

„Wie ſo?“

„Eine abſchlägige Antwort.“

„Doch nicht ein Korb!“

„Nein. Hab' ichs Ihnen noch nicht geſagt, daß ich am ſtädtiſchen Hoſpital Arzt werden wollte. Ich glaubte meiner Sache ſicher zu ſein, die Stelle iſt auch nicht gerade glänzend. Da erhalt' ich heute die Nachricht, daß mir ein Anderer vorgezogen worden iſt.“

„Ich kann Ihnen nicht einmal mein Beileid bezeugen, Herr Doktor, ich höre ſehr ungern, daß Sie mit dem Gedanken umgehen, unſere Gegend zu verlaſſen.“

„Ach, Herr Pfarrer, ich gedeihe nun eben einmal auf Framersbacher Boden nicht. Der Ort iſt ſo entſetzlich abgelegen, die Gegend troſtlos, langweilig, kein geſelliger Umgang, nicht einmal eine Eiſenbahn!“

„Aber doch ein Telegraph und verſchiedene Leute, mit denen ſich ganz gut auskommen läßt!“

„Mit den Herren vom Rathaus hab' ich mich überworfen,

weil ſie an meinem ohnehin geringen Wartgeld auch noch knauſern wollten. So ſteh' ich ganz vereinzelt in Framersbach da."

Die Beiden gingen eine Weile ſchweigend neben einander her.

„Und wie ſtehts neuerdings um die Praxis?" hub der Pfarrer wieder an.

„Elend wie immer!" entgegnete der Gefragte. „In der Nähe wird ſie jeden Tag geringer; in den entfernter gelegenen Ortſchaften nimmt ſie mir der alte Doktor Sigbert weg."

„Wir haben nur noch ein paar Wochen bis zur Ernte," verſetzte der Pfarrer. „Gegenwärtig nehmen ſich die Bauern gar nicht die Zeit zum Krankſein."

„An Kranken würde es gerade nicht fehlen. Einen einzigen Berufsgang hab' ich heute gemacht. In Framersbach herrſcht eine nicht unbedenkliche Kinderkrankheit. Ich hätte ſehr gerne ein neues, von bedeutenden Fachmännern empfohlenes Mittel angewandt, und es hätte die Eltern nicht einmal etwas gekoſtet. Aber lieber laſſen ſie ihr Kind ſterben, als daß ſie ihre eingeroſteten Vorurteile fahren ließen. Nein, es iſt aus und vorbei, die Leute haben kein Zutrauen zu mir. Aber ich bin die längſte Zeit unter dieſem rauhborſtigen Volk geweſen."

„Entſchuldigen Sie, Herr Doktor, wenn ich ein offenes Wort mit Ihnen rede, Sie ſind auch manchmal zu rauh gegen die Leute. Sie haben die rechte Art nicht, mit dem Volk umzugehen."

„Als ob man dieſe groben Bauern mit Sammthandſchuhen anrühren müßte!"

„Der Bauer iſt auch ein Menſch ſo zu ſagen, erlaubt ſich Schiller zu bemerken, und ich ſetze hinzu, in mancher Beziehung weit mehr ein feinfühliger Menſch, als es ſich die Herren in der Stadt träumen laſſen. Wie ich von der Univerſität kam, war ich auch der Meinung, ich müſſe zu den Bauern tief

herunterſteigen, müſſe in meinen Predigten recht handgreiflich mit ihnen reden; dadurch werde man beim Volk beliebt. Fehlgeſchoſſen! ‚Der kann nichts!‘ ſagten meine Bauern, ‚in der Kirche wollen wir etwas Anderes hören, als im Wirtshaus.‘ Um auf Ihre Angelegenheit zurückzukommen: Sie haben kürzlich den Schwedenbauer, der Sie bei Nacht rufen ließ, einen wehleidigen alten Sünder genannt. Nun, ſeine Krankheit war ja in der That nicht ſo gefährlich; aber eine ſolche Aeußerung verletzt unſere Leute weit tiefer, als Sie annehmen.“

„Man hätte das auch nicht wieder dem Schwedenbauer zutragen ſollen,“ verſetzte der Doktor etwas kleinlaut.

Inzwiſchen waren die beiden Männer am Pfarrhaus in Ettersberg angekommen. Es ſtand am Ende des Dorfes, hell flimmerten die weißen Fenſterläden im Licht des aufgehenden Mondes.

„Kommen Sie mit mir herauf,“ ſagte der Pfarrer, „meine Frau weiß, daß, wenn ich von der Eiſenbahnſtation zu Fuß heimkomme, ich einen tüchtigen Hunger mitbringe. Sie werden deshalb auch nicht zu kurz kommen.“

Der Doktor ſchüttelte den Kopf. Ein leichter Einſpänner, von Framersbach herkommend, fuhr vorüber. Kunſtvoll geſchwungen flog eine geleerte Weinflaſche aus dem Wagenfenſter; ſie zerſplitterte an der Mauer des Pfarrhofes. Und —

„Brennt michs im Kopf, drückt michs im Magen,
Hab ich zum Eſſen keine Luſt,
Wenn mich die böſen Grillen plagen,
Hab ich Katarrh auf meiner Bruſt:
Was kümmern mich die Medici?
Ich trink ein Glas Crambambuli,
Crambimbambambuli, Crambambuli“ —

klang es aus der Ferne vom Einſpänner her. Der Pfarrer rief ſeiner Magd und befahl ihr, die Glasſplitter ſogleich zu-

ſammenzukehren. „Meine Dorfkinder gehen gegenwärtig viel barfuß,“ ſagte er.

„Sie ſind ein wackerer Seelſorger,“ verſetzte der Doktor, „Sie haben in jeder Beziehung auf den Wandel Ihrer Jugend Acht.“ Dann ſah er dem hinter der Waldecke verſchwindenden Einſpänner nach.

„Sie ſollten kein ſo ſaures Geſicht machen, Doktor,“ hub der Pfarrer wieder an. „Sie ſind gewiß auch einmal ein luſtiger Student geweſen.“

„Geweſen!“ ſeufzte der Arzt „und jetzt! — Nein, ich gönne jedem ſein Vergnügen; die Studenten haben Recht, wenn ſie ſich nicht um den Medikus kümmern, ſondern ein Glas Crambambuli trinken. Und die Bauern haben auch Recht, wenn ſie's ebenſo machen und zum Quackſalber laufen. Was hilfts mir, daß ich in meinem letzten Jahr auf der Univerſität aus einem luſtigen ein fleißiger Student geworden bin, daß ich wenigſtens in einem Fach das beſte Examen gemacht habe?“

„Nun, unſer kleiner Edgar hats zu genießen gehabt. Wir Eltern müſſen uns freilich faſt ſchämen, welch ſchlechte Kunden wir für Sie ſind. Kommen Sie und überzeugen Sie ſich von dem herrlichen Gedeihen unſres Kleinen! Hören Sie, wie der Schelm ſich in den Schlaf ſingt?“

„Nein, nein, ich will die Nacht hindurch wandern!“

„Um todmüde an Ort und Stelle anzukommen oder im Walde irr zu gehen?“

„Der Mond kommt ja!“

„Ein Gewitter kommt auch!“

„Wird nicht ſo gefährlich ſein!“

„Schlagen Sie ſich doch endlich die Grillen aus dem Kopf!“

„Es ſind keine Grillen; es iſt mein bitterer Ernſt! Wenn

es mit meiner Praxis nicht beſſer wird, ſo hab' ich nur die Wahl zwiſchen — Jugurtha oder Mithridates."

„Das verſteh' ich nicht recht."

„Jugurtha, der König von Numidien, hat den Hunger acht Tage lang ausgehalten und Mithridates, der König von Pontus, hat ſo lange alle möglichen Gifte an ſich ſelbſt probiert, bis er ſchließlich den Römern den Gefallen that, mit Tod abzugehen."

Der Pfarrer ergriff den Arzt am Arm und ſagte ernſt: „Lieber Herr Doktor, führen Sie keine ſolch wilde Reden mehr. Ich weiß ſo etwas ja ſchon zurechtzulegen. Aber andere Leute — Machen Sie's kurz und kommen Sie auf ein Stündlein mit mir; dann gehen Sie ruhig nach Haus."

„Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer, Sie meinens ja gut mit mir. Aber heute abend ſind Sie mir zu zahm, viel zu zahm. Ich will heute nacht einen rechten Grobian aufſuchen, um mich mit ihm herumzubeißen oder gemeinſchaftlich mit ihm über die ſchlechte Welt zu ſchimpfen."

„Sie ſind ein ſonderbarer Schwärmer! Leben Sie wohl und reiſen Sie glücklich!"

2.

Ottmar ſaß auf einem Steinhaufen an der Landſtraße. Er hatte einen Stiefel ausgezogen und verſuchte mit ſeinem Meſſer einen Nagel, der durch die Sohle gedrungen war, zurückzudrücken. Sein Fuß ſchmerzte empfindlich. Aber durch einen erbärmlichen Nagel ſeinen Plan ſich durchkreuzen zu laſſen — nein, es ging nicht. Er ſah nach dem Pfarrhaus zurück, deſſen Fenſter noch hell erleuchtet waren. Jetzt führt die Frau Pfarrerin ihren Mann an Edgars Wiege; dann ſetzt ſie ihm

das Abendeſſen vor; der Mann iſt glücklich, und er war heute wieder ſo freundlich, ſo treuherzig. —

Nein, nur nicht gefühlſelig werden! Weiter! Nur nichts halb thun!

Ein Wagen kam hinter ihm her; er fuhr aber nicht ſo leicht, wie der Einſpänner der Studenten. Mit ſchweren, bedächtigen Schritten ging der Fuhrmann neben dem Pferde her. Eine längliche Kiſte oder etwas Aehnliches, mit grobem Tuch überdeckt, lag auf dem Wagen, an dem vorn eine Laterne befeſtigt war.

„Wohin geht die Reiſe, Landsmann?“ fragte der Doktor.

„Der Naſe nach!“ war die Antwort.

„Das kann jeder ſagen, dem die Naſe nicht ſchief im Geſicht ſitzt. Wollt Ihr Euch nicht etwas deutlicher ausdrücken, welches Ziel Ihr zu erreichen gedenkt?“

„Ich fahre dahinauf, wo die ſtudierten Herren herkommen, die vor lauter Probieren gar nichts ſtudiert haben.“

„Darf man auch mit?“

„Ich kann die Landſtraße keinem Menſchen verbieten.“

„Darf man auf Euren Wagen aufſitzen?“

„Hier wird nicht aufgeſeſſen!“

„Warum nicht?“

„Das ſind meine Sachen!“

„Aber an Eurer Laterne darf man eine Zigarre anzünden?“

„Meinetwegen!“

„Wollt Ihr nicht auch eine nehmen?“

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Das ſind wieder meine Sachen.“

Der Doktor zündete an der ſchwankenden Laterne eine Zigarre an und freute ſich, daß er einen Grobian gefunden.

„Was führt Ihr denn da auf dem Wagen?“

„Das geht niemand etwas an!“

„Wie heißt Ihr denn eigentlich, wenn man fragen darf?“

„Johann Georg Rauhagel.“

Der Doktor konnte ſich nicht enthalten, über den ſonderbaren Namen vernehmlich zu lachen. Der Fuhrmann aber holte aus und knallte ſo kräftig, daß ein Raubvogel aus dem Gebüſch flatterte. Sie gingen eine Weile ſchweigend nebeneinander.

„Wer ſeid denn Ihr eigentlich?“ hub nun Rauhagel zu fragen an.

„Ich bin Reiſender.“

„Das kann jeder ſagen, wenn er nicht gerade im Bett liegt.“

„Nun, ein reiſender Selbſtmörder.“

„Was? — ich hab' Euch nicht recht verſtanden.“

„Reiſender Selbſtmörder!“ wiederholte der Doktor. Der Ausdruck war als Antwort auf neugierige Fragen während ſeines letzten Univerſitätsjahres ſehr beliebt geweſen.

Der Fuhrmann aber entgegnete ebenſo nachdrücklich als bedächtig: „Wenn Ihr noch einmal etwas ſo Dummes ſaget, dann knall ich Euch Eins um die Ohren und laſſ' Euch ſtehen.“

„Ei was, Rauhagel! Ihr verſteht aber auch gar keinen Spaß. Seid geſcheit und laßt mich aufſitzen, ich hab' einen wunden Fuß. Es ſoll Euer Schaden nicht ſein. Schwer geladen habt Ihr doch nicht, und Euer Rößlein zieht leicht anderthalb Zentner mehr.“

„Mein Schaden iſts nicht; vielleicht der Eure. Sitzt eben auf, wenns ſein muß. — Wenn's Euch hintendrein reut, ſo waſch' ich meine Hände in Unſchuld,“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu. Ottmar war aber ſchon auf das Fuhrwerk ge-

klettert. Er ſaß recht bequem auf der groben Leinwand, ſeinem Fuß that die Ruhe wohl und er ließ den Bleiknopf ſeines Stocks ſpielend auf die Kiſte fallen, die einen hohlen Ton gab.

„Euer Geklopf könnt Ihr bleiben laſſen; es hat keinen Wert," ſagte Rauhagel.

Ottmar ließ den Stock ruhen und dachte nach. Wenn der Mann am Ende Dynamit oder Nitroglycerin auf dem Wagen hätte? Ein ſchneller Tod! Aber ganz geheuer wars dem Doktor doch nicht. Zugleich glaubte er zu bemerken, daß ſich der Fuhrmann ſtets in angemeſſener Entfernung von der Kiſte hielt. Doch wie ſollte man aus dem ſonderbaren Kauz etwas herausbringen?

„Wo kommt Ihr denn her?" hub er möglichſt gleichmütig an, während ihm der Angſtſchweiß bereits auf der Stirn perlte.

„Von Wendlingen," entgegnete Rauhagel ebenſo gleichmütig. Wendlingen war die — Framersbach zunächſt gelegene Eiſenbahnſtation und — — in der Nähe von Wendlingen war eine Pulverfabrik. Der Doktor ſchleuderte ſeine brennende Zigarre mit einer raſchen Handbewegung von ſich.

„Verdient Ihr einen ordentlichen Fuhrlohn mit Eurer Fracht?" fragte er wieder.

„Ich bin zufrieden."

„Warum iſt die Kiſte nicht mit der Eiſenbahn befördert worden?"

„Da hätte man ſie wahrſcheinlich gar nicht angenommen."

„Hört einmal, Rauhagel, ſeid aufrichtig und ſagt mir, ob Ihr einen Exploſionsſtoff in der Kiſte habt."

„Ich weiß gar nicht, was das iſt."

„Etwas Entzündliches?"

„Es kann auch etwas Entzündliches geweſen ſein; mir iſts gleichgiltig.“

„Alſo vielleicht Dynamit?“

„Ich verſtehe die welſchen Wörter nicht.“

„Oder Pulver?

„Ja, Pulver hat man probiert, aber 's iſt nichts geweſen.“

„Ihr wollt ſagen, man habe mit dem Pulver eine Sprengprobe angeſtellt? Hört einmal, ich will lieber wieder abſteigen.“

„Herrlein, laßt Euer Fragen jetzt bleiben, Ihr erfahrt von mir doch nicht, was in der Kiſte iſt. Und bleibt ruhig ſitzen. In einer halben Stunde gehts wieder bergauf; dann könnt Ihr abſteigen. Jetzt kommen wir ins Thal hinab, da ſteht eine Mühle, und da iſts früher nicht ganz geheuer geweſen. Sie hat den Räubern zum Schlupfwinkel gedient.“

„Meint Ihr, ich ſei ein Kind, das ſich vor den Räubern fürchtet?“

„Wilderer giebts noch in der Gegend. Dort unten iſt ein Platz, wo die Rehböcke wechſeln.“

„Ein Wilderer wird doch uns nicht für zwei Rehböcke halten!“ —

Sie fuhren ſchweigend weiter. Schon hatten ſie die Mühle im Rücken. Da traten plötzlich zwei mit Flinten bewaffnete Männer aus dem Gebüſch. Es war ein Landjäger und ein Förſter.

„Halt, was habt Ihr hier auf dem Wagen?“ fragte der Förſter. „Nehmt das Tuch weg!“

Der Doktor benutzte die Gelegenheit, um abzuſteigen, und freute ſich, daß der eigenſinnige Mann nun doch werde Farbe bekennen müſſen.

„So, Ihr ſeids, Rauhagel?“ ſagte der Landjäger. „Wir ſind einem Wilddieb auf der Spur, der uns einen Rehbock

fortgeſchleppt hat. Wenn Ihr den Bock unter der Decke habt, ſo geſtehts gleich ehrlich!"

„Daß ich ein Narr wäre," ſagte Rauhagel. „Die Decke können die Herren ſelbſt aufheben; 's iſt nur eine Kiſte drunter." Mit dieſen Worten zog er ein amtliches Schreiben aus der Bruſttaſche, das er dem Förſter überreichte. Der Förſter entfaltete das Papier und überlas es beim Schein der Laterne.

„Ah ſo!" ſagte er und übergab das Schriftſtück dem Landjäger, der es, nachdem er es gleichfalls geleſen, dem Fuhrmann wieder überreichte. Ottmar ſtand in der Nähe der Laterne, aber er war zu kurzſichtig, und ſeine Neugierde wollte er nicht verraten. —

Die beiden Männer gingen quer über die Straße und die Steige an der gegenüberliegenden Halde hinauf. Rauhagel fuhr ruhig weiter. Der Doktor aber blieb ſtehen und hörte die Beiden im Weggehen reden.

„Der Rauhagel iſt ein ehrlicher Kerl," ſagte der Landjäger, „er hat aber eine unheimliche Fahrt, und ich möchte nicht mit ihm tauſchen; eine Nachtſtreife auf einen Wilddieb iſt mir zehnmal lieber."

„Ja, ja," entgegnete der Förſter, „aber was hat denn eigentlich der Herr bei ihm zu thun?"

„Es iſt der Herr Doktor von Framersbach," antwortete der Landjäger, „und ein Arzt muß bei Zeiten das Gruſeln verlernen."

Nun wandte ſich Rauhagel um und rief: „Herrlein, wollt Ihr nicht mehr mit?"

„Ich folge Euch nur, wenn Ihr mir ſagt, was Ihr in der Kiſte habt."

„So kommt einmal her! Ich ſolls eigentlich nicht ſagen. Aber ſo gut als der Förſter und der Landjäger dürft Ihr's

auch wiſſen. So, kommt nur näher, daß ich nicht ſo laut reden muß. — In der Kiſte hab' ich — wie ſoll ich gleich ſagen? — einen reiſenden Selbſtmörder. Seht, darum hat michs vorhin ſo geärgert, daß Ihr geſagt habt, Ihr ſeid auch einer. Nichts für ungut, aber zwei wären mir zu viel geweſen. Wollt Ihr nicht wieder aufſitzen?"

„Ich danke," ſagte der Doktor.

„Ich dank' auch," ſetzte Rauhagel bei.

„Warum hat ſich der Mann das Leben genommen?"

„Der Mann da drinnen? Das iſt eine lange, traurige Geſchichte. Er hat früher Nikolaus Radmann geheißen; ſpäter iſt er unter dem Namen Rattennikel bekannt geweſen. Sein Vater iſt ein Jagdliebhaber geweſen nnd hat hier im Buchenwald ſein Vermögen verpufft. Der junge Nikolaus hat alles gelernt, nur nicht arbeiten, und iſt nach ſeines Vaters Tod ein Wilddieb geworden. Dann iſt er ein paar Jahre lang ins Zuchthaus gekommen, und wie er wieder frei geworden iſt, hat ers zum Kammerjäger gebracht."

„Zum Kammerjäger? Das verſteh' ich nicht recht."

„Er hat den Wendlinger Bauern das Ungeziefer weggefangen, das man ungeſtraft jagen darf — in Küche und Keller, in Kammer und Speicher die Mäuſe und die Ratten. Das Geſchäft iſt aber nicht glänzend gegangen, und ſo hat er in den letzten Tagen etwas erwiſcht, was eigentlich für die Ratten beſtimmt geweſen iſt, und iſt im Wendlinger Spital geſtorben. Und jetzt ſind wir mit dem Rattennikel auf dem Weg zu der — wie heißt mans nur gleich? — Zu der Anomalie."

„Zur Anatomie," ſagte der Doktor mit einem Seufzer und doch erleichterten Herzens. „War er denn gleich tot, der arme Rattennikel?"

„Einen Tag hat er noch gelebt, und eingeſtanden hat er nichts. Anfangs hat mans für eine Lungenentzündung oder etwas derartiges gehalten, und Pulver hat man ihm auch gegeben. Aber ſpäter hat ſich eben der wahre Sachverhalt herausgeſtellt. Der Herr Pfarrer von Wendlingen duldets ſonſt nicht leicht, daß ein Ortsangehöriger auf die Anomalie kommt. Bei den Armen hat er noch immer das Geld zuſammengebracht, daß man ſie chriſtlich hat begraben können. Aber der Herr Pfarrer iſt gegenwärtig verreiſt."

„Ihr ſeid ſelbſt von Wendlingen?"

„Ich habe früher dort gedient in meinen ledigen Jahren und zwar gerade bei dem Lohnkutſcher, der von Amtswegen, wenn ſo etwas vorkommt, die Leichen nach der Univerſität zu führen hat. Ich bin aber ſeit mehreren Jahren drüben auf dem Baldershof verheiratet — wir fahren in der Ferne an ihm vorbei, wenn wir wieder auf der Ebene ſind. — Nun iſt der Wendlinger Kutſcher aber gerade krank und von ſeinen zwei gegenwärtigen Knechten würde keiner um hundert Thaler mit einem reiſenden Selbſtmörder bei Nacht durch den Wald fahren. Da ſchreibt er mir geſtern morgen ein Brieflein, ich ſolle mit der Eiſenbahn nach Wendlingen kommen, er habe ein ſehr dringendes Geſchäft für mich. Ich thu's der alten Freundſchaft zu lieb und komme. Wenn ich aber gewußt hätte, was für ein Geſchäft auf mich wartet, mit vier Pferden hätte man mich nicht vom Baldershof weggebracht. Nicht als ob ich Angſt hätte, ich bin kein Haſenfuß. Aber ich hab' ein todkrankes Kind daheim laſſen müſſen."

„Was habt Ihr denn für einen Arzt?"

„Den Herrn Doktor Sigbert von Lindendorf."

„So — ſo!"

„Nein, mich hätte man nicht mit vier Pferden nach

Wendlingen gebracht. Aber was kann ich machen? Mein früherer Herr läßt mit Bitten nicht nach und ſo geh' ich endlich hinaus in den Spital, wo der Wagen ſchon im hintern Hof ſteht. Den Schreiner nehm ich gleich mit, hole meinen Schein, den Brief, den ich dem Förſter gezeigt habe, beim Spitalvater und bis ich wieder in den Hof komme, hat der Schreiner die Kiſte ſchon zugenagelt; 's iſt aber meine erſte und meine letzte Fahrt mit einem reiſenden Selbſtmörder."

3.

Der Wagen rollte wieder auf der Ebene dahin, und der Fuhrmann blickte unverwandt nach einem Licht, das linker Hand durch den ausgehauenen Wald ſchimmerte.

„Gehts Euch ſonſt gut auf dem Baldershof?" fragte der Doktor.

„So leidlich. Wir müſſen uns tüchtig wehren, daß wir uns durchbringen. Zwei ſind vor mir auf dem Hof zu Grund gegangen und ich will nicht der Dritte ſein."

„Wie viel Kinder habt Ihr denn?"

„Zwei, — einen Buben; der geht in die Schule nach Lindendorf, wohin wir nächſtens kommen. Mein krankes Kind iſt ein Mädchen von zwei Jahren."

„Es iſt wohl Euer Lieblingskind?"

„Ich habe beide gleich gern."

„Warum ſeht Ihr immer dort hinüber?"

Der Fuhrmann deutete mit der Peitſche nach dem fernen Licht und ſagte mit einem Seufzer: „das iſt der Baldershof, und ſie haben noch Licht dort. Mein Kind iſt vielleicht — — geſtern nacht um dieſe Zeit haben wir kein Licht gebrannt."

Dem Doktor wurde das Herz weich. „Könnten wir nicht über den Baldershof nach Lindendorf fahren?“

„Es iſt ein Umweg von einer Stunde und zudem ein ſchlechter Weg. Und dann — ich fahre nicht gern mit einem Toten bei Mitternacht vor mein Haus.“

„Wißt Ihr was? — Geht Ihr hinüber in Euer Haus und ſehet nach Eurem Kind. Ich fahre inzwiſchen langſam weiter und in ein paar Stunden habt Ihr mich wieder eingeholt.“ Ehe der Fuhrmann etwas erwidern konnte, hatte ihm der Doktor ſchon die Peitſche aus der Hand genommen.

„Ich weiß nicht, ob ich ſo frei ſein darf,“ ſagte Rauhagel, indem ſeine Stimme zitterte.

„Für alle Fälle will ich Euch ſagen, daß ich auf der Anatomie ganz gut bekannt bin. Ueberlaßt nur mir die Sache!“

Rauhagel ſchlug einen Feldweg nach dem Baldershof ein, kam aber ſogleich wieder zurück und fragte: „Iſt Euch auch der Weg genau bekannt? Die Leute ſagen, in dem Wald gehe der wilde Jäger, der Rundhütle, und habe ſchon manchen irre geführt.“

„Ach was Rundhütle!“ brummte Ottmar ärgerlich. „Es iſt ja die Landſtraße. Geht endlich!“

„Kurz vor Lindendorf kommt Ihr an einen Wegzeiger,“ ſagte der Fuhrmann und verſchwand.

Ottmar ging in Gedanken verloren neben dem Wagen her. War's vielleicht ein gutes Vorzeichen, daß er ſelbſt den Rattennikel zur Anatomie führte? — Mit einem unſichtbaren Toten allein auf der Landſtraße; er hätte ſichs doch nicht träumen laſſen, als er vom Pfarrer Abſchied nahm. Und wenn Rauhagel nicht nachkommen konnte, nicht nachkommen wollte, was dann? — Wars nicht eine Feigheit, daß er nicht mehr

hatte auf die Kiſte ſitzen wollen? Hatte er ſich mit ſeiner Angſt vor dem vermeintlichen Sprengpulver in der Kiſte nicht lächerlich gemacht? Er zündete ſich eine neue Zigarre an. Die Straße ſenkte ſich ſteil in die Tiefe. Die Wolken waren am weſtlichen Himmel heraufgeſtiegen und hatten den Mond vollſtändig verfinſtert. Ottmar ſtieß mit ſeinem wunden Fuß an einen Stein, der Stein polterte in die Tiefe. Er leuchtete mit der Laterne vor ſich hin, ein Abgrund gähnte hart neben ihm; er ſtand am Rand eines Steinbruchs. An der gegenüberliegenden Wand des Steinbruchs klettert etwas durchs Geröll in die Höhe. „Iſt hier jemand verunglückt?“ ruft der Arzt. „Hat mir nichts gethan; bin ſchon wieder auf den Füßen!“ giebt eine jugendliche Stimme zur Antwort. Ottmar unterſucht die Stelle. Wenn er hier mit dem Rattennikel in die Tiefe geſtürzt wäre? — Einen Steinbruch ſo nahe an der Straße anzulegen! Und hier, gerade an der gefährlichſten Stelle fehlt eine Schranke! — Solch eine Nachläſſigkeit kann doch nur bei Bauern vorkommen. Man wird ſich aber darüber beſchweren. Da ſteht der Wegzeiger, von dem Rauhagel geſprochen. Geſpenſtiſch ſtreckt er ſeine Arme in die Nacht hinaus. Ottmar leuchtet mit der Laterne. Der eine Arm nennt einen wildfremd klingenden Namen, auf dem andern Arm ſteht „Lindendorf, eine Viertelſtunde.“ Und ſeltſam! Was hat denn das zu bedeuten? Quer über den beiden Wegzeigerarmen liegt eine gewaltige Stange — die Stange, die dort oben an der gefährlichen Stelle im Geländer fehlt.

Ottmar hebt die Stange herab, trägt ſie zurück den Berg hinan und fügt ſie in die Geländerpfoſten ein. Alſo noch eine Viertelſtunde nach Lindendorf. Dort wohnt der alte Doktor Sigbert, der dem Kollegen von Framersbach die auswärtige Praxis wegnimmt. Es iſt auffallend, wie ſtark der Weg

nach Lindendorf links führt. Doch bei Nacht kann man ſich täuſchen.

Sein vergangenes Leben ging in Gedanken an dem jungen Arzt vorüber. Sein Vater war Kaufmann geweſen und ſein Elternhaus war ein ſtolzes Haus am Marktplatz. Aber der Vater ſaß wenig im Ladenſtübchen und hinter den Büchern, er ging auf die Jagd, wie — ja wie des Rattennikels Vater. Und ſeine Mutter war eine ſtolze, ſchöne Frau. — Rudolf, du biſt mein einziges Kind, du biſt zu begabt, um ein Dütendreher zu werden. Studiere Medizin; es ſoll dir an nichts fehlen. — O Mutter, ich kann keinen Kranken, keinen Toten ſehen. Ich will einmal nur Pflanzen ſammeln. — Nach wenigen Monaten war die ſtolze ſchöne Frau krank, nach wenigen Wochen war ſie tot, und am Sarg der Mutter gelobte ſichs der kleine Rudolf und verſprachs dem Vater, er wolle ein Arzt werden, der die Menſchen, die nicht gern ſterben, dem Rachen des Todes entreißt. Dann kam eine „neue Mama“ in das ſtattliche Haus am Markt. Er hätte ſo gern mit den nachwachſenden Geſchwiſterchen geſpielt; aber die neue Mama konnte das nicht leiden. Fort vom Vaterhaus; das einförmige Leben in der Erziehungsanſtalt kommt an die Reihe; — dann drei herrliche Jahre auf der Univerſität. Und nun in den Herbſtferien ein Blitzſchlag aus heiterem Himmel. Der Vater iſt auf der Jagd verunglückt, und der Vormund ſagt: „Sie müſſen ſich einſchränken, lieber Rudolf, um ihre Studien beendigen zu können. Ihr mütterliches Vermögen iſt nächſtens aufgebraucht. Und die Witwe Ihres Vaters hat ſehr große Opfer gebracht, damit das Geſchäft Ottmar und Compagnie fortgeführt werden kann.“ Und der Sohn des Verunglückten arbeitet ein Jahr lang mit unausgeſetztem Fleiß, er macht ein recht braves Examen. Aber es koſtet Mühe, den Freunden zu erklären, daß und warum

er nicht nach Paris, nach Wien gehen kann, daß und warum er die Stelle in dem traurigen, abgelegenen Framersbach annimmt, annehmen muß. —

Warum dies Lindendorf immer noch nicht kommen will, und — iſt denn das auch noch die Landſtraße? Doch ja, da iſt Lindendorf, der Nachtwächter ruft die erſte Stunde des neuen Tages an.

„Komm ich hier auf die Landſtraße?“ fragte Ottmar den Nachtwächter.

„Freilich!“ erwiderte der alte halbtaube Mann und führte den Doktor durch ein Gewirr von Gaſſen und Gäßchen ins Freie. „'s iſt noch eine halbe Stunde,“ ſetzte er hinzu und war verſchwunden.

Ottmar fuhr weiter. Der Hohlweg, in dem er ſich befand, wurde immer holpriger. Ein ſchwerer Tropfen löſchte ſeine Zigarre aus; bald ergoß ſich der Regen in Strömen und der Sturm peitſchte die ſchweren naſſen Zweige der Obſtbäume dem Doktor ins Geſicht. Das Rollen des Donners machte das Pferd ſcheu, Ottmar vermochte es kaum mehr zu zügeln. — Armer Rattennikel, du biſt auch im Tode nicht ſanft gebettet, wirſt übel hin und her geworfen.

Das iſt nicht mehr die Landſtraße, das iſt ein Feldweg; in der Landſtraße, auch wenn ſie vom Regen durchweicht iſt, ſchneiden die Räder nicht ſo tief ein.

Wenn Rauhagel ein Heuchler, ein Lügner, ein Schuft geweſen wäre! Wenn er ſich auf dieſe Art ſeiner Obliegenheiten entzogen hätte und jetzt im Trockenen ſäße! Ein gutmütiger Narr iſt ja der Doktor von Framersbach von jeher geweſen. Aber warte nur, Rauhagel, wir treffen einander wieder auf der Anatomie! Da ſollſt du mir von deinem kranken Kind erzählen und dem Scharfblick des Arztes ſolls nicht ent-

gehen, wenn du im Namen deines Kindes eine Krankheit erheuchelſt! —

Hopp! Hopp! Der Wagen beinahe um! Das war eine „Falle," ein Quergraben, wie ihn die Bauern am Rand ihrer Aecker graben, damit die Fuhrwerke nicht unbefugt den Weg breiter machen. Halt einmal! Der Graben ſcheint breit, lang und tief zu ſein. Wenn ich die Kiſte in den Graben ſtellen und den Graben zuwerfen würde? Und der Rattennikel käme ſo — ohne hohe obrigkeitliche Bewilligung und ohne die Gutherzigkeit des Pfarrers von Wendlingen noch zu einem „chriſtlichen Begräbnis", um mit Rauhagel zu reden. Nicht wahr, Rauhagel, dann hätt' ich dich überliſtet? — Eine Rede würde ich nicht halten, aber ein ſtilles Vaterunſer könnt' ich ja auch ſprechen. Die Kiſte ſcheint ſo wie ſo nicht mehr ganz feſt auf dem Wagen zu ſein. — Schäme dich, Doktor von Framersbach! Deinen Berufsgenoſſen etwas entziehen zu wollen, was der Wiſſenſchaft gehört! —

Da macht der Weg offenbar wieder eine Schwenkung nach links. Und der Regen will immer noch nicht aufhören. Kein lebendes Weſen weit und breit. Die Decke und die Kiſte werden hoffentlich waſſerdicht ſein! Endlich ein Licht! Kein Stern, ein Licht von Menſchenhand angezündet. — —

Nach wenigen Minuten hielt der Doktor vor einem einſamen Bauernhaus, deſſen Fenſter hell erleuchtet waren. Das ermüdete Pferd ſtand gerne ſtill. Der Doktor klopfte heftig an die Fenſter; ein Weib mit verweinten Augen erſchien. „Wie komm' ich hier auf die Landſtraße?" fragte Ottmar haſtig.

„Immer nur gradaus fahren," entgegnete das Weib, mit der Hand die Richtung andeutend. „Sie haben höchſtens eine Viertelſtunde und können nicht fehlen."

„Und dann?“

„Dann links, eine Strecke auf der Ebene fort und die Steige hinunter, dann rechts nach Lindendorf. Nehmen Sie ſich aber auf der Steige in acht, dort iſt ein gefährlicher Steinbruch; unſer Fritz, den wir zum Doktor nach Lindendorf geſchickt haben, iſt hinuntergefallen, es hat ihm gottlob nichts geſchadet.“

Der Doktor hatte ſich ſchon zum Gehen gewendet; als er aber den Namen Lindendorf hörte, fragte er verwirrt: „Wie, was? nach Lindendorf? Wo bin ich denn eigentlich hier?“

„Das iſt der Baldershof.“

„Aha! Und Ihr ſeid die Frau Rauhagel?“

„So heiß ich!“ entgegnete die Frau erſtaunt, daß der Fremde ſie kenne.

„Wie gehts Eurem Kind?“

„Unſre Marie, meint Ihr? Ach, die wird den Morgen nicht erleben. Wenn nur der Herr Doktor endlich käme. Unſer Fritz iſt vor zwei Stunden in Lindendorf geweſen, hat ihn aber nicht zu Haus getroffen.“

„Laßt einmal mich nach dem Kinde ſehen.“

„Sie ſind aber doch nicht der Doktor Sigbert?“

„Ich bin ſein Stellvertreter!“

„Aber Sie ſind nicht den richtigen Weg von Lindendorf hergekommen!“

„Das iſt Nebenſache, führt mich zu der kranken Marie!“

Die Thüre wurde geöffnet. Ottmar trat in ein etwas ärmliches, aber ſauber gehaltenes Wohnzimmer, in deſſen Ecke Fritz ſchlummerte. Von da wurde er in ein enges dumpfes Kämmerlein geführt, wo das kranke Kind in Fieberglut lag. Er überſah ſofort, daß Marie an der auch in Framersbach herrſchenden Kinderkrankheit litt, daß aber die Wendung zur

Beſſerung bereits eingetreten war. Ottmar ordnete zuerſt an, daß das kranke Kind in die große Stube gebettet werde, dann wandte er ſein neues Mittel gegen die Krankheit ohne Bedenken an. Bald wurden die Atemzüge Mariens regelmäßiger und leichter. Mit den Worten: „In ein paar Tagen will ich wieder nachſehen", nahm der Arzt Abſchied vom Baldershof. Alles war ſo eilig gegangen, daß er ſich nicht einmal Zeit genommen hatte, zu fragen, ob der Vater des Kindes dageweſen ſei.

Der Himmel war nach dem Gewitter klar und wolkenlos; ein ſchwacher Lichtſtreif im Oſten verkündigte den nahenden Tag, in den Zweigen der Bäume rührten ſich die Vögel, der friſche Morgenwind trocknete die durchnäßten Kleider des Arztes.

Ottmar fuhr raſch, ohne ſich viel Gedanken zu machen durch Lindendorf und weiter nach der Univerſitätsſtadt. Er hatte ſich gleich am Baldershof auf den Wagen geſetzt; an den Rattennikel ſchien er nicht mehr zu denken.

Schon tauchte in der Ferne der ſpitze Turm der Univerſitätsſtadt auf, da hörte Ottmar hinter ſich Halt! rufen. Rauhagel kam in großer Eile querfeldein aus dem Wald. „Gott ſei Dank, daß ich Euch endlich finde," rief der Mann atemlos. „Das war eine ſchlimme Nacht. Der Rundhütle —"

„Ach was, der Rundhütle!" entgegnete Ottmar ärgerlich. „Seid Ihr bei Eurem kranken Kind geweſen oder nicht?"

„Freilich bin ich bei ihm geweſen, es ſteht noch recht ſchlimm. Dann kommt mein Fritz, der den Doktor von Lindendorf hätte holen ſollen und ſagt, er ſei in den Steinbruch an der Lindendorfer Steige gefallen, es fehle eine Schranke — hat aber meinem Fritz nichts geſchadet. Auf einmal fällt mirs ſiedend heiß ein: wenn der gute Herr, der ſtatt meiner den Rattennikel auf die Anomalie führt, im Steinbruch verunglückt wäre! Ich ſage meinem Weib kein Wort und renne fort vom

Haus an den Steinbruch. Dort iſt alles in Ordnung, keine Schranke fehlt, und niemand iſt verunglückt. Nun lauf' ich weiter nach Lindendorf und von da an ſchlag ich, um Euch einzuholen, den näheren Fußweg durch den Wald ein. Aber dann bricht das Gewitter aus — Ihr ſeid gewiß auch recht naß geworden — und der Rundhütle führt mich ein paar Stunden lang übel durch den ganzen Wald im Ring herum. Ich hätte nie geglaubt, daß man in der Nacht ſo den Weg verlieren kann. Endlich, wie der Morgen kommt, kenn ich mich doch wieder aus und finde gottlob nicht nur die Landſtraße, ich find' auch Euch wieder. Jetzt haben wir höchſtens noch eine kleine Viertelſtunde zu fahren."

„Ja, ja, dort ſeh ich ſchon die Anatomie auf dem Hügel," entgegnete Ottmar und ſprang vom Wagen. „Sitzt auf, Rauhagel, Ihr ſeid erſchöpft, und ich kann Euch verſichern, der Rattennikel iſt nicht gefährlich. Fahrt zu und beſorgt Eure Geſchäfte. Ich komme langſam hinten nach. Wenn Ihr ſpäter noch ein Stündchen Zeit habt, ſo fragt in der „Sonne" nach mir. Ich heiße Rudolf Ottmar. Wir trinken dann noch ein Glas Wein miteinander."

Nicht ohne Sträuben ſtieg der Fuhrmann auf, er drückte dem Arzt die Hand und ſagte: „Ich dank' Ihnen tauſendmal, Herr Ottmar. Und nichts für ungut, daß ich ſo grob geweſen bin."

4.

„Ach, Herr Doktor, Sie ſind immer noch der Alte!" ſagte der behäbige Sonnenwirt, indem er den ſtark duftenden Kaffee und die neugebackenen Bretzeln vor Ottmar ſtellte. „Sie haben doch noch rechte Studenteneinfälle! Wer wird aber den weiten Weg zu Fuß machen? Und in der ſtockfinſtern Nacht!

Sobald Sie den Kaffee getrunken haben, gehen Sie hinauf in mein Zimmer und ruhen ſich recht aus. Sie könnten ſonſt krank werden.“

Ottmar erwiderte nichts. Der braune Trank belebte auf einen Augenblick wieder ſeine ermatteten Glieder, dann aber kam die Erſchöpfung mit doppelter Kraft zurück, und faſt willenlos wie ein Kind ließ er ſich vom Sonnenwirt die Treppe hinaufführen. Er ſank auf das Lager, und der Sonnenwirt ſagte: „Ich will ſorgen, daß niemand Sie ſtört.“ —

In halbwachem Zuſtand lag der Doktor auf dem Bett: Rauhagel iſt doch ein ehrlicher Mann; grob iſt er geweſen, aber man hat es gern mit einem Grobian zu thun, wenn er nur kein Schurke iſt. Und bei ſeinem Kinde gehts ſicherlich bald beſſer. Rauhagel ſoll es wiſſen, er ſoll alles erfahren, wenn er in die „Sonne“ kommt. — Guten Abend, Herr Pfarrer! Ich ſoll mit Ihnen ins Pfarrhaus kommen? Nein, nein, ich liege recht bequem hier. Geben Sie acht, wenn Sie am Steinbruch vorüberkommen, Herr Pfarrer und ſehen Sie nach dem kranken Kind auf dem Baldershof. So, leben Sie wohl. Ich bleibe hier allein liegen. Ganz allein, und allein will ich weiterwandern. Nein, nicht allein; die Kiſte liegt ja neben mir. Ich bin ſelbſt Schuld daran, ich habe ſie ja vom Wagen genommen und in den breiten tiefen Quergraben gelegt. Bumm, Bumm! Rattennikel, ſei ruhig, ich habe ja geſagt, du ſeiſt nicht gefährlich. Was ſagſt Du? Ich ſei auch wie Du, ein reiſender Selbſtmörder? Ra—Nikolaus Radmann, klopfen Sie doch nicht beſtändig von innen an die Kiſte. — Bumm, bumm —

Der Doktor fuhr aus ſeinem Traum auf und hörte vor der Thüre den Sonnenwirt rufen: „Ach Herr Doktor, es iſt mir zu leid, daß ich Sie ſchon wieder wecken muß. Unten iſt

ein Fuhrmann aus Ihrer Gegend und verlangt dringend, Sie zu ſprechen. Ich hab' ihn dreimal abgewieſen, aber —"

„Geben Sie dem Mann einſtweilen ein Glas Wein," rief der Doktor, indem er aufſprang und ſich raſch ankleidete.

Wenige Minuten ſpäter ſtand er im Wirtſchaftszimmer vor Rauhagel.

„Ach, Herr Ottmar, ach, Herr Ottmar!" rief Rauhagel ihm entgegen. „Jetzt iſt's gefehlt!"

„Was habt Ihr?" rief der Doktor. „Ihr ſeht ja ganz verſtört aus."

Der Fuhrmann fand lang keine Worte, endlich brachte er hervor: „Ein Unglück hats gegeben — wir haben den reiſenden Selbſtmörder — der Rattennikel iſt verloren gegangen — die Kiſte iſt ſo leer wie ein Weſpenneſt an Lichtmeß."

Der Doktor ſah den Fuhrmann ungläubig an, dann ſagte er ruhig: „Rauhagel, wie viele Frühſchoppen habt Ihr heute ſchon getrunken?"

„Noch keinen Biſſen Brot hab' ich gegeſſen und noch keinen Tropfen Wein hab' ich über die Lippen gebracht, da kann einem Eſſen und Trinken vergehen. Ach, Herr Ottmar, kommen Sie mit mir und bezeugen Sie mir's, daß ich unſchuldig bin!"

Auf dem Weg zur Anatomie fragte der Doktor mit vieler Mühe aus dem Fuhrmann ungefähr Folgendes heraus: Gleich beim Abladen ſei die Kiſte den Anatomiedienern auffallend leicht vorgekommen; man habe ſie in ſeinem Beiſein geöffnet und leer gefunden. Er ſei nicht abergläubiſch, aber er halte jetzt doch für möglich, daß der Rundhütle, der wilde Jäger, mit welchem Nikolaus Radmann in früheren Zeiten nach dem Gerede der Leute ſich eingelaſſen, den ihm verfallenen Mann während des Gewitters im Wald geholt habe. — Er habe den

Anatomiedienern auf ihre Fragen verwirrte Antworten gegeben, und ſo habe man ihm ſchließlich gedroht, ihn feſtnehmen zu laſſen. Dann habe er eingeſtanden, daß ein Herr Ottmar mit ihm gefahren ſei, und daß er leichtſinnigerweiſe den Wagen auf etliche Stunden aus den Augen verloren habe. Nun habe man ihm geſagt, er müſſe dieſen Herrn Ottmar als Zeugen beibringen. Gern würde er Pferd und Wagen im Stich laſſen und entfliehen, wenn nur beides ihm gehören würde; aber man ſei ſo ſchlau geweſen, Pferd und Wagen zurückzubehalten.

Der Doktor ſchüttelte den Kopf und fragte: „Ihr habts mit eigenen Augen geſehen, wie der Tote zu Wendlingen in die Kiſte gelegt wurde?“

„Das gerade nicht“, entgegnete der Fuhrmann; „ich habe nur geſehen, daß der Schreiner die Kiſte zugenagelt hat. Aber hier in dem amtlichen Schreiben ſteht es, daß ich einen Toten abzuliefern habe — was kann ich da machen?“

Die beiden Männer traten in den Hof des Anatomiegebäudes. Der Diener, der ihnen entgegenkam, erkannte den Doktor ſogleich und ſagte lachend: „Ein Spezialfall, Herr Doktor, wirklich ein Spezialfall, der Herr Profeſſor Niederhöfer haben ſelbſt geſagt, daß es ein Spezialfall ſei und noch nie vorgekommen, ſeit eine Anatomie ſteht.“ Er reichte dem Doktor ein Telegramm und Ottmar las: „Angeſagter Leichnam durch Mißverſtändnis im hieſigen Hoſpital zurückgeblieben. Bleibt hier, wird auf Gemeindekoſten beerdigt. Schultheißenamt Wendlingen.“ —

Leichten Herzens ſchritt Rauhagel mit Pferd und Wagen und mit dem Doktor den Hügel herab. „Wenn ich jetzt nur noch wüßte, daß es bei meinem Kinde gut ſteht,“ ſagte er, „dann hätte ich für heute keinen Wunſch mehr.“

„Bei Eurem Kinde ſtehts beſſer,“ entgegnete der Doktor,

erzählte dem Fuhrmann in der „Sonne“ den ganzen Verlauf ſeines nächtlichen Abenteuers und freute ſich von Herzen mit dem hocherfreuten Vater.

Rauhagel eilte, heimzukommen. Der Doktor aber ging auf ſein Zimmer und fand Erquickung in einem mehrſtündigen, tiefen, traumloſen Schlaf.

Als er zum Mittagstiſch wieder im Wirtſchaftszimmer erſchien, traf er zwei junge Univerſitätsfreunde.

„Biſt du mit dem Frühſchnellzug gekommen, Rudolf?“ fragte einer der Studenten. „Geſtern abend wollten wir einen Beſuch bei dir in Framersbach machen, haben dich jedoch nicht zu Haus getroffen.“

„Ich bin geſtern abend zu Fuß auf der Landſtraße hieher gegangen,“ erwiderte Ottmar kurz.

„Nicht möglich, wir müßten ja an dir vorübergefahren ſein.“

„Wenn Ihr in Ettersberg an der Gartenmauer des Pfarrhauſes eine Flaſche in Scherben geworfen habt, ſo ſeid Ihr allerdings an mir vorübergefahren.“

„In Ettersberg? — ja, das ſtimmt. Wir waren eben ſehr fidel. Uebrigens nicht ich war der Miſſethäter, ſondern unſer roter Engelhard hier, der jetzt ſo zahm am Tiſch ſitzt, als könnt' er nicht auf fünf zählen. Engelhard hat geſtern abend noch einen famoſen Streich gemacht.“

„Nun, was für einen Streich denn?“

„Eine Strecke vor Lindendorf ſteht ein altersſchwacher Wegweiſer. Engelhard rempelte den guten Alten bei ſchon ziemlich zweifelhafter Beleuchtung. Nachdem er beim Schein eines ſeiner Wachszündhölzchen — du weißt, der Philoſoph führt immer ſolche bei ſich, weil er fünf Treppen hoch wohnt — den Namen unſerer Alma Mater auf einem der Wegzeigerarme glücklich zuſammenbuchſtabiert hatte, kam er auf den Gedanken, dem

guten Alten beide Arme zu exſtirpieren und den rechten Arm zum linken, den linken zum rechten zu machen. Er hatte mir nämlich zuvor eine gelehrte Vorleſung „über die Bedeutung der Begriffe Links und Rechts in der philoſophiſchen Weltanſchauung“ gehalten, wobei er mit den Pythagoräern anfing und mit Kant aufhörte. — Das Ausreißen war keine Kunſt; aber das Wiedereinſetzen der Arme — damit hatte es ſeine Haken. Da holte ich eine Stange von einem Geländer am Weg herbei; mit deren Hilfe klopften wir die beiden Arme wieder feſt und ſchließlich legten wir die Stange als „höhere vermittelnde Einheit der beiden Gegenſätze Links und Rechts“ quer über die Wegzeigerarme.“

„Solche Heldenſtücklein könnt Ihr künftig unterlaſſen,“ ſagte Ottmar, indem er die Krachmandelſchalen vom Nachtiſch in ſeinen Teller zuſammenſtreifte und nach ſeinem Hut griff.

„Merkwürdig, wie ſchnell ein luſtiger Kerl zum ſauertöpfiſchen Philiſter werden kann,“ ſagten die beiden Studenten zu einander, dem Scheidenden nachblickend. — —

Ottmar aber ſaß bald darauf im Familienzimmer des Profeſſors Niederhöfer. Der Profeſſor hatte ihm die Geſchichte von der leeren Kiſte und dem ſchultheißenamtlichen Telegramm erzählt und Ottmar hatte herzlich darüber gelacht. Eine Ausſicht auf eine Stelle an der Univerſität hatte der Profeſſor dem jungen Arzt nicht eröffnen können. Indeſſen war das Geſpräch im Familienzimmer auf harmloſere Gegenſtände übergegangen und des Profeſſors blonde Tochter Bertha, die Ottmar vor Jahren kaum beachtet hatte, die ſeitdem zur ſtattlichen Jungfrau erblüht war, pries ſoeben die Reize der Framersbacher Gegend, welche ſie bei einem Beſuch im Pfarrhaus zu Ettersberg kennen gelernt hatte.

Ottmar ſtimmte nicht mit ihr überein, er behauptete, der

„prachtvolle Buchenwald" ſei doch etwas eintönig und die vielen Zuckerrübenfelder ſeien geradezu polizeiwidrig ermüdend. —

Mit dem Abendſchnellzug und mit dem Wendlinger Poſtwagen reiſte Ottmar heim.

Sein erſtes Geſchäft war, an Doktor Sigbert zu ſchreiben und ihm zu erklären, daß und warum er auf dem Baldershof ihm in ſein Amt gegriffen habe. Dann ging er ſelbſt nach dem Baldershof hinüber und traf mit Doktor Sigbert am Bette des kranken Kindes zuſammen. Er fand das Kind außer aller Gefahr, und an dem Amtsbruder, den er bis dahin nicht einmal beſucht hatte, lernte er einen wohlwollenden Greis kennen, der ſich für Ottmars neues Mittel gegen die verderbliche Kinderkrankheit lebhaft intereſſierte, obwohl er ein Anhänger der alten Schule war.

Bald hatte ſich ein freundliches Einvernehmen zwiſchen den beiden Aerzten hergeſtellt, und das Gerücht, daß der Herr Doktor Ottmar faſt ein ebenſo geſchickter Arzt ſei wie der Herr Doktor Sigbert, verbreitete ſich vom Baldershof aus ſchnell im ganzen Framersbacher Bezirk. Sigbert trug ſelbſt zur Verbreitung des Gerüchtes bei; denn er ſehnte ſich in ſeinen alten Tagen nach Ruhe, und den jungen Amtsbruder hatte er aufrichtig ſchätzen und lieben gelernt.

Als ein Vierteljahr ſpäter ein junger Rauhagel in der Wiege lag, hob ihn Doktor Ottmar aus der Taufe. Den Herbſt über betrachtete er ſich aufmerkſamer die Framersbacher Gegend, um deren von Bertha Niederhöfer hervorgehobene Reize würdigen zu lernen. Und er kam immer zu dem Schluß: „Fräulein Bertha könnte ſchließlich recht haben; vier Augen ſehen mehr als zwei."

Um Weihnachten reiſte der Doktor, nachdem er auch mit den Herren auf dem Rathaus zu Framersbach ſeinen Frieden

gemacht hatte, nach der Univerſitätsſtadt. Und am Sylveſterabend trat der Pfarrer von Ettersberg freudig erregt in das Wohnzimmer und ſagte zu ſeiner Frau: „Das alte Jahr hat noch eine Ueberraſchung gebracht, unſer reiſender Selbſtmörder iſt glücklicher Bräutigam.“

„Mit?“ — fragte die Frau Pfarrerin.

„Fräulein Bertha Niederhöfer.“

„Ach, das iſt ja zu hübſch; das giebt eine ſehr angenehme Nachbarin, ſie iſt auch muſikaliſch. Aber nicht wahr, lieber Mann, Du nennſt unſern Freund nie wieder mit dieſem ſchauderhaften Namen? Mich friert allemal ordentlich dabei.“ — —

Wer jetzt in Framersbach nach dem Doktor Ottmar fragt, der wird in ein hübſches, rebenumranktes Haus gewieſen, das inmitten eines Gartens auf einer Anhöhe ſteht. Die Lage des Hauſes iſt ſo ſchön, als man es von der Framersbacher Gegend verlangen kann; ſogar die Zuckerrübenfelder, die man von des Doktors Studierzimmer aus überblickt, nehmen ſich anſtändig und nahrhaft aus. Im Studierzimmer ſelbſt waltet, ſo oft dort Ordnung zu ſchaffen iſt, eine junge blonde Frau, die mit der Witwe Hofmann gute Nachbarſchaft hält und nicht zu vornehm iſt, die Wittfrau hie und da um einen Rat zu fragen.

Und der euch das alles aufgeſchrieben hat, hat kürzlich auch im Doktorhaus zu Framersbach eingekehrt und bei dieſer Gelegenheit hat er ſie erfahren — Frau Pfarrerin von Ettersberg, Sie geſtatten noch ein einziges Mal den Ausdruck: die ſeltſame Hiſtorie vom reiſenden Selbſtmörder.

Das alt katholisch Trierisch Christ liedlein

Die weißen Flocken fallen
Herab aufs Klosterdach,
Die Klosterglocken schallen —
Es ist ja Weihnachtstag!

Sie laden ernst die Brüder
Zur Weihnachtsmette ein,
Auf daß sich alle wieder
Des Jesuskindes freun.

Noch liegt im Zwielichtscheine
Der Garten schneeverweht,
Drin einsam und alleine
Ein junger Bruder geht.

Es schläft im weißen Kleide
Des Winters das Gefild' —
Da plötzlich! welche Freude!
Welch wundersames Bild!

Dort an des Gartens Saume
Sproßt aus dem tiefen Schnee,
Geschützt vom Fliederbaume,
Ein Röslein in die Höh!

Ein Röselein, entsprossen
Zur kalten Winterszeit,
Ein Röselein, erschlossen
Dem Mönch zur Weihnachtsfreud!

Mit leiſem Beten pflücket
Der Mönch das Blümelein,
Voll reiner Freude blicket
Sein frommes Auge drein.

Schon ſteigen alle Brüder
Beim Weihnachtsglockenklang
In die Kapelle nieder
Zum feſtlichen Geſang.

In ernſter Andacht warten
Noch auf den Bruder ſie,
Der ſich im Kloſtergarten
Ergeht in heil'ger Früh!

Da öffnet ſich die Pforte
Und durch der Brüder Schar
Tritt, betend ohne Worte,
Der Mönch zum Hochaltar.

Und wo im ſchlichten Bilde,
Von Künſtlerhand gemalt,
Das Kinderaug' ſo milde
Des Jeſuskindes ſtrahlt,

Da legt der Jüngling leiſe
Das zarte Röslein hin,
Das er in Schnee und Eiſe
So lieblich ſah erblühn.

Und ſieh! mit einemmale
Blickt durch den Zwielichtſchein
Mit hellem, gold'nem Strahle
Der Sonne Licht herein,

Als ob der Jeſusknabe
Voll Huld herniederblickt'
Auf dieſe ſchlichte Gabe,
Die ihm der Mönch gepflückt.

Da wird von Himmelswonne
Des Jünglings Herz durchglüht,
Und in den Strahl der Sonne
Singt er ein freudig Lied:

„Es iſt ein' Ros entſprungen
Aus einer Wurzel zart,
Davon die Alten ſungen,
Von Jeſſe kam die Art,
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht.

Das Röslein, das ich meine,
Davon Jeſaja ſagt,
Hat uns gebracht alleine
Marie, die reine Magd.
Aus Gottes ew'gem Rat
Hat ſie ein Kind geboren
Wohl zu der halben Nacht!"

Da ſtimmen alle Brüder
Voll Weihnachtsjubel ein,
Und freudig hallt es wieder
Das Lied vom Röſelein.

Im Kloſtergarten ſpringen
Im goldnen Sonnenſchein
Mit frohem, hellem Singen
Des Dorfes Kinderlein.

Doch wie vom Kloſter ſchallet
Die fromme Melodie,
Da iſt ihr Sang verhallet
Und ſtaunend lauſchen ſie.

Da wird ihr Herz erfüllet
Von ſel'ger Weihnachtsluſt,
Und all der Jubel klinget
Im Lied aus ihrer Bruſt.

Und jauchzend ſtimmen alle
Wohl in das Lied mit ein,
Bald klingts mit hellem Schalle
Ins kleine Dorf hinein:

„Es iſt ein' Ros entſprungen
Aus einer Wurzel zart,
Davon die Alten ſungen,
Von Jeſſe kam die Art,
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht.

Das Röslein, das ich meine,
Davon Jeſaja ſagt,
Hat uns gebracht alleine
Marie, die reine Magd.
Aus Gottes ew'gem Rat
Hat ſie ein Kind geboren
Wohl zu der halben Nacht!"

Wo Kinderherzen ſchlagen,
Da ſchwebt in frohem Chor,
Von Himmelsluſt getragen,
Der alte Sang empor.

Mit jedem Weihnachtsabend
Klingt es aus jedem Haus
So lieblich und ſo labend
In Schnee und Eis hinaus:

„Es iſt ein' Ros entſprungen
Aus einer Wurzel zart,
Davon die Alten ſungen
Von Jeſſe kam die Art,
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht.

Das Röslein, das ich meine,
Davon Jeſaja ſagt,
Hat uns gebracht alleine
Marie, die reine Magd.
Aus Gottes ew'gem Rat
Hat ſie ein Kind geboren
Wohl zu der halben Nacht!"

Gießen Thereſe Köſtlin

Ph. Spieß, Der Steinmetz von St. Kilian. Erzählung aus dem alten Heilbronn. Brosch. ℳ 1.80., geb. ℳ 2.50.

Staatsanzeiger für Württemberg: „Nichts von „Roman," nichts von pikanten Effekten ist hier zu suchen; aber schlichte einfache Wahrheit, wie sie sich dem redlichen Menschen von selbst auf die Zunge legt, warme Ueberzeugung und handfeste Teilnahme an dem als Wahr erkannten. Wir alle freuen uns des schönen Buches, in welchem deutscher Geist in so warm religiöser Weise zum Ausdruck kommt."

(J. G. Fischer †.)

Grüß Gott: „Der Verfasser bewährt auch hier wieder, wie in seinen früheren Erzählungen, seine feine Beobachtungsgabe, launigen Humor und edle Volkstümlichkeit. **Mir scheint die Art unseres schwäbischen Volks selten so getreu getroffen zu sein, wie in den Erzählungen von Spieß.**"

Ph. Spieß, Der Bürgermeister und sein Sohn. Erzählung aus dem alten Heilbronn. Mit 14 Zeichnungen von O. Rauth. 2. Aufl. Brosch. ℳ 2.40., geb. ℳ 3.—

Der † Dichter **J. G. Fischer** schreibt hierüber im **Staatsanzeiger für Württemberg:** „Vor ein paar Jahren hat der Einsender ds. vom früheren Buch des Verfassers (Steinmetz von St. Kilian) die große Anziehung rühmen müssen, den dasselbe auf ihn und gewiß auch auf andere ausgeübt hat. **In erhöhtem Maße darf er das in Bezug auf das oben benannte Buch aussprechen.** Von allen Situationen im Buche kann ich sagen, sie seien **mit wahrer Meisterschaft gezeichnet,** ob es in Not und Fahr, in konfessioneller Anmaßung oder duldsamem, aber konsequentem Widerstand, in Haß oder Liebe sich bewegt **und der Verfasser hat einen entschiedenen Schritt aufwärts in echtem Volksschriftstellertum vollzogen.**"

Christliche Welt: „Das Buch erinnert in manchen Zügen an Hauffs Lichtenstein.

Korrespondenzbl. f. d. evang.-luth. Geistlichkeit Bayerns: „Es liegt uns hier ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes vor, **das sich der Caspari'schen Erzählung, an die sein Titel erinnert, zur Seite stellen kann** und das, von andern Vorzügen zu schweigen, in hohem Maße geschickt ist, den unserer Zeit so nötigen Geist der Selbstlosigkeit und Aufopferung fürs Gemeinwohl zu wecken."

Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn

Dr. Fr. Dürr, Heilbronner Chronik. Mit vielen Abbildungen. Brosch. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—

Mitteilungen aus der historischen Litteratur: „Wir möchten die Lektüre der Chronik allen Lesern dieser Zeitschrift bestens empfehlen und dem Herausgeber wie der Verlagsbuchhandlung für die in jeder Hinsicht gediegene Publikation unsern besten Dank aussprechen."

W. Stähle, Die Kilianskirche in Heilbronn. Nach alten und neuen Quellen dargestellt. 50 ₰.

A. Bonus, Deutscher Glaube. Träumereien aus der Einsamkeit. Brosch. ℳ 2.80., geb. ℳ 3.60.

Hch. Hart schreibt in einem längeren Artikel über das Buch in Velhagen & Klasings Monatsheften: „**Bonus erinnert lebhaft an den Dänen Sören Kierkegaard und gleich diesem bietet er keine Kost für zarte, mit Leckereien verwöhnte Seelen;** er ist ein Rufer zum Streit, und er sucht das derbe Wort mehr als er es scheut. Für denjenigen aber, der ihn vertragen kann, fließen in seinem Buche lebendige Quellen und lebendige Gluten, **das Ganze ist eine große aufrüttelnde Predigt,** die jedoch nicht aus dem Verstande, sondern aus Herz und Phantasie geboren ist, eine Predigt gegen die Banalitäten des Materialismus wie gegen den Mammonsgeist, gegen die Menschenvergötterung à la Nietzsche wie gegen die verknöcherte Staatskirchlichkeit."

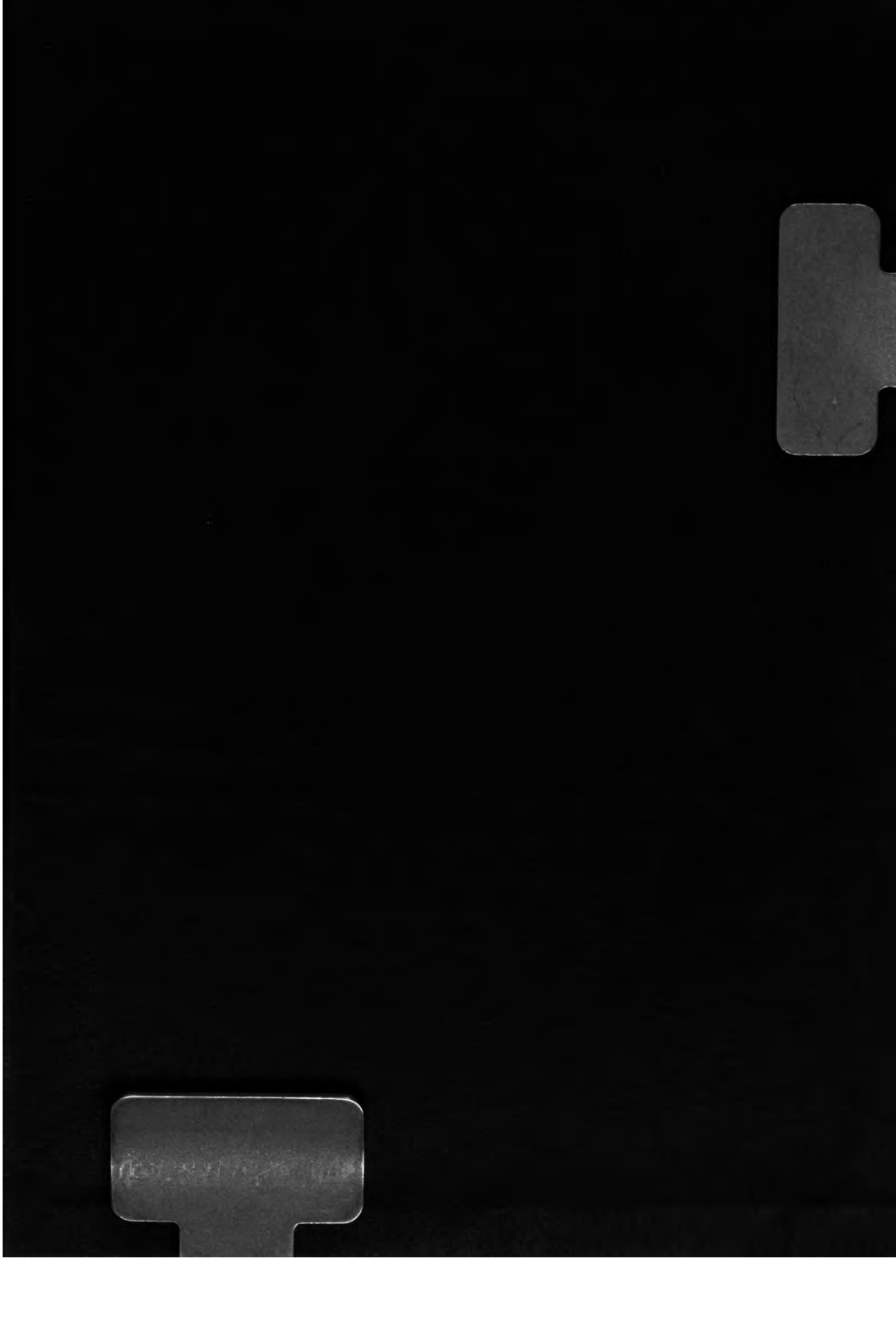
A. Bonus, Zwischen den Zeilen. Dies und Das für besinnliche Leute. 2. Auflage. Brosch. ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—

Deutsche Rundschau: „Das schmucke Büchlein enthält 24 sinnige, religiöse Betrachtungen über die Schöpfung der Seele, das Kommen Gottes, Christus ein Lehrer u. dergl. Stoffe. **Die Gedanken sind öfters in einer Weise, die an Platon erinnert,** an äußere Scenerien angelehnt, wodurch sie selber sozusagen anschaulicher werden. Für „besinnliche Leute" will der Verfasser geschrieben haben, und das trifft zu; man muß abseits vom Lärm des Lebens gehen und in sich selber einkehren, wenn man ihm will zuhören können, aber man wird sich auch dann dafür belohnt finden: Tolle, lege!"

A. Bonus, Der Gottsucher. Hymnen und Gesichte. Brosch. ℳ 1.—

Ein Kampf mit Gott um Gotteserkenntnis ist dieses neue Schriftchen des Verfassers. Niemand wird diese Blätter eines ernsten Christen und merkwürdigen Sehers ohne Nutzen aus der Hand legen.

89104394952
b89104394952a



89104394952

B89104394952A